This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF WISCONSIN LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Neue Plutarch.

Zwölfter Theil.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Neue Plutarch.

Zwölfter Theil.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere

der

Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben

von

Rudolf von Gottschall.

Zwölfter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

—

1888.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Digitized by Google

16541
E
.9N39
12

Vorwort des Herausgebers.

Dieser Band des „Neuen Plutarch" enthält drei Biographien, von denen zwei den Lebenslauf gekrönter Häupter darstellen, die dritte denjenigen eines großen deutschen Dichters. In solcher Weise ist die Aufgabe dieser Sammlung, sowol die Helden der politischen Geschichte, als auch diejenigen der Cultur- und Literaturgeschichte als gleichberechtigte Mitarbeiter an der Mission der Menschheit darzustellen, auch in dem vorliegenden Bande gelöst worden.

Ein Lebensbild der Maria Stuart, wie es Walter Friedensburg entworfen, erscheint heutigentags um so mehr an der Zeit, als gerade die jüngsten Forschungen über die Geschichte der unglücklichen Königin die wichtigsten Vorgänge derselben in ein neues Licht gerückt haben und die Geschichtschreibung sie von mancher schweren Schuld freisprechen muß, deren man sie bisher geziehen und die selbst in dem dramatischen Dichtwerke, dessen idealisirte Heldin sie ist, noch eine Stelle gefunden hat. Da unsere Sammlung nur fertige Biographien von künstlerischer Abgeschlossenheit geben will, so können die Controversen der Forschung nur berührt werden, ebenso die neu ent-

Digitized by Google

deckten Quellen: aber die aus denselben geschöpften Resultate sind in der einheitlichen Darstellung eines so interessanten Lebens nach Gebühr verwerthet worden. So empfangen die Leser jedenfalls einen andern Eindruck von dem Charakterbilde der schottischen Königin, als die frühere Geschichtschreibung bei ihnen hinterlassen hat, und ihr abenteuerlich bewegtes Leben sowie ihr tragisches Ende werden um so größere Sympathie erwecken.

Wenn das Leben der Königin Schottlands manche schwer vereinbare Widersprüche aufzeigt, so gilt dies noch mehr von dem Charakter des preußischen Königs Friedrich Wilhelm IV., der für eine feinfühlige Porträtmalerei, wie sie Theodor Flathe auszuüben versteht, viele fesselnde Züge bietet. Dieses Leben war nicht an Thaten reich; aber die Richtungen und Strömungen der Zeit traten darin mit besonderer Prägnanz hervor, und in dem, was der König wollte und was er bekämpfte, waren fast alle politischen Aufgaben Deutschlands ausgeprägt. Seine geistsprühende Persönlichkeit mit ihren phantasievollen Verirrungen hat in vieler Hinsicht maßgebend gewirkt, wenn auch oft nur durch den Widerspruch, den sie hervorrief. Von ganz objectivem Standpunkte ist das Charaktergemälde des genialen und man kann wol sagen unglücklichen Königs entworfen. Die unvermeidliche Kritik vom Standpunkte einer vorgeschrittenen Zeit und ihrer glänzenden politischen Erfolge trifft zwar alle schwachen Seiten des Monarchen, aber die Darstellung vergißt es dabei nicht, auch seinen Vorzügen gerecht zu werden.

Die Biographie Johann Wolfgang von Goethe's von Adolf Stern tritt in eine noch vorhandene Lücke unserer Literatur ein: es fehlte bisher in Deutschland

Digitized by Google

an einer zusammenfassenden geschmackvollen Biographie des großen Dichters von mäßigem Umfange, und wo Anläufe dazu vorhanden waren, fehlte der Darstellung wieder die Sicherheit, welche durch die jetzt erschlossenen Quellen erreicht werden kann. Adolf Stern hat dieselben alle benutzt, ohne solches Quellenstudium aufdringlich in den Vordergrund zu rücken. Es ist ein harmonisches Lebensbild, das uns hier entrollt wird: die Dichtwerke erscheinen überall im Zusammenhange mit den Lebenserfahrungen des Dichters und empfangen von diesen ihr wesentliches Licht. Maßvoll, frei von Ueberschwenglichkeit, ist die Beurtheilung der poetischen Schöpfungen meist in knapper, schlagender Form ausgesprochen. Das reiche Leben des Dichters selbst aber entrollt sich uns in einem durchsichtigen Zusammenhange, gewiß für viele um so willkommener, als die deutsche Goethe-Forschung und die sich an sie knüpfende biographische Thätigkeit dieses Leben durch die Darstellung einzelner Epochen, Lebensbeschreibungen und Werke bruchstückweise zu zerstückeln liebte.

Leipzig, im Januar 1888.

Rudolf von Gottschall.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des zwölften Theils.

Seite

Vorwort des Herausgebers V

Maria Stuart. Von Walter Friedensburg 1

Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen. Von Theodor Flathe 109

Johann Wolfgang von Goethe. Von Adolf Stern 209

Digitized by Google

Digitized by Google

Maria Stuart.

Von

Walter Friedensburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Maria Stuart.

Von

Walter Friedensburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Krank und gebrochen an Körper und Geist lag Jakob V., der fünfte König von Schottland aus dem Hause Stuart, auf seinem Schlosse Falkland; da erreichte ihn die Nachricht, seine Gemahlin, Maria von Guise, habe am 8. December 1542 zu Linlithgow einem Mädchen das Leben gegeben. Aber der todkranke Fürst vermochte sich der Botschaft nicht zu freuen; eingedenk dessen, daß einst weibliche Erbfolge seinem Hause die schottische Krone gebracht, soll er gemurmelt haben: „Durch ein Mädchen ist sie gekommen, durch ein Mädchen wird sie wieder genommen werden.“ Er versank in tiefe Schwermuth, und am 13. December war Jakob V. eine Leiche.

Die Prophezeiung des Sterbenden ist nicht eingetroffen. Mit und in Marie Stuart — wie die Tochter Jakob's in der Geschichte gewöhnlich heißt — ist das schottische Königshaus zu weltgeschichtlicher Bedeutung gelangt, und Maria's Sohn und Erbe ist dann der erste gewesen, der die sämmtlichen Kronen des Inselreichs von Britannien auf seinem Haupte vereinigt hat. Aber die düstern Ahnungen des Vaters bei der Geburt der Tochter bedeuteten dieser selbst ein unsäglich düsteres, trauriges Geschick, und schwerlich wird man in den Annalen der Weltgeschichte einen Lebenslauf finden, so unglückselig wie denjenigen der schönen, anmuthstrahlenden Schottenkönigin Maria Stuart. Wol ist Mitwelt wie Nachwelt vielfach nur allzu bereit gewesen, die schweren Schicksalsschläge, unter deren Wucht Maria erlag, mitleidslos als Folge eigener Verschuldung, ja als gerechte Vergeltung verbrecherischen Thuns hinzustellen; allein

Digitized by Google

dieses Urtheil gründet sich einzig auf die Anklagen und Verleumdungen unversöhnlicher Gegner, welche die Züge der unglücklichen Fürstin zu einem häßlichen Zerrbilde entstellt haben, von dem eine unbefangene Geschichtsbetrachtung um so mehr Abstand nehmen muß, als es keines großen Scharfblicks bedarf, um vollauf zu erkennen, daß Maria Stuart in Wahrheit als ein Opfer der ungewöhnlich schwierigen Verhältnisse gefallen ist, in welche schon Herkunft und Geburt sie hineinstellten.

Es sind vor allem drei Factoren, welche das Geschick Maria's bestimmt haben. Zunächst kommt die politische Gestaltung Schottlands in Betracht. Die Verfassung des Königreichs beruhte noch durchaus auf dem mittelalterlichen Lehnssystem, welches keine einheitliche Staatsgewalt aufkommen ließ, sondern die wirkliche Macht den Inhabern der großen erblichen Lehen in die Hände legte, denen das Königthum ohne sichere Basis gegenüberstand. Die geistlichen und weltlichen Magnaten drängten sich an den Hof, wo sie, als Rathgeber der Krone, als Mitglieder des Geheimen Raths, auf die Regierungshandlungen den größten Einfluß übten; auch in dem Parlament, welches weitgehende constitutionelle Befugnisse in Anspruch nahm, spielten sie die erste Rolle, und eifersüchtig wachten sie über die Erhaltung ihrer angemaßten Rechte. Erachteten sie dieselben durch die Krone bedroht oder verletzt, so waren sie schnell bereit, mit den Waffen in der Hand oder durch schändliche Gewaltthat ihre Ansprüche zu vertreten, was um so gefährlicher war, als die großen Adeligen an ihren zahlreichen streitbaren Vasallen eine stets bereite, ihnen ergebene Mannschaft besaßen, welche der Krone völlig abging: diese war auf die Lehnsmannschaften der Großen angewiesen, eine eigene Truppe hatte sie nicht zu ihrer Verfügung. War dergestalt die Stellung des Königthums den eigenen Unterthanen gegenüber schwierig und wenig gesichert, so erwuchsen der Krone vermehrte Schwierigkeiten infolge der Politik des Nachbarreichs England, welche darauf ausging, die Leitung der Dinge in Schottland in die Hand zu bekommen, und zu dem Ende stets gern bereit war, die der Krone

Digitized by Google

Schottland feindlichen Elemente zu unterstützen. Dem Zusammenwirken dieser beiden Elemente, der unbotmäßigen Magnaten und des überlegenen Nachbarn, war, wie manche andere seiner Vorgänger, auch König Jakob V. zum Opfer gefallen. Jakob hatte versucht, sich dem Adel gegenüber auf die untern Klassen der Bevölkerung zu stützen; allein dieses Bestreben trug ihm zwar den ehrenvollen Beinamen eines Königs der Gemeinen ein, machte aber die Adeligen zu um so heftigern Widersachern der Krone und hatte die Folge, daß Jakob bei seinem Kampfe mit England von den letztern theils im Stich gelassen, theils geradezu an den nationalen Feind verrathen worden war und in Gram und Verzweiflung sein Leben geendet hatte. Bald nach seinem Tode aber trat nun noch ein drittes Moment in Wirksamkeit, aus dem der Krone neue weitreichende Verlegenheiten entsprießen sollten. Das war das kirchlich-religiöse Moment, das Aufkommen des Protestantismus in Schottland, welches bewirkte, daß die Tochter und Nachfolgerin Jakob's, die durch Herkunft und Erziehung der alten Kirche angehörte, zu dem größern Theile ihrer Unterthanen in einen bedenklichen Gegensatz trat, welcher zugleich der Feindlichkeit der auf den Protestantismus gegründeten englischen Regierung wider die Krone Schottland neue Nahrung gab und neue, der Königin Maria gefährliche Beziehungen zwischen den beiden Ländern ins Leben rief. Dazu kam endlich noch, daß der selbständigen Regierung Maria's, die, wie wir sahen, schon im Alter von fünf Tagen eine vaterlose Waise ward, ein langjähriges, vormundschaftliches Regiment vorausgehen mußte, welches gleich geeignet war, alle decentralisirenden Kräfte im Innern zu entfesseln, wie der Einwirkung von außen Thür und Thor zu öffnen.

Die Regentschaft in Schottland übte während der ersten elf bis zwölf Jahre nach dem Tode Jakob's V. der Graf von Arran (späterer Herzog von Chatellerault), als der nächste Agnat des königlichen Hauses, aus; von ihm ging die leitende Gewalt 1554 in die Hände der Königin-Witwe, Maria von Guise, der Mutter der jungen Königin, über. Der Regentin, einer hochsinnigen Frau, fehlte es nicht an Muth und Entschlossenheit,

Digitized by Google

die Interessen des Königthums zu vertreten; sie benutzte die fortdauernde Spannung mit England zu dem Versuch, eine stehende Truppenmacht zu begründen, welche der Krone zur Verfügung stehen und dieselbe von den Lehnscontingenten der trotzigen Magnaten mehr oder minder emancipiren sollte. Allein dieses Bestreben scheiterte an der Haltung des Adels, welcher sich zuletzt in offener Empörung wider die Regentin erhob; ein innerer Krieg brach aus, der auf beiden Seiten mit fremder Hülfe geführt wurde. Während die Aufständischen an England einen Rückhalt suchten und fanden, stand die Regentin von Anfang an mit ihrem Heimatlande in den engsten Beziehungen; französische Truppen führten ihre Sache in Schottland. Doch gerieth Maria in arge Bedrängniß: mehr und mehr neigte sich das Uebergewicht im Kampfe auf die Seite ihrer Gegner; noch zwar gab sie ihre Sache nicht verloren; da raffte der Tod die tapfere Fürstin inmitten des Kampfes, am 10. Juni 1560, hinweg. Damit war, wenigstens fürs erste, der Streit entschieden; die Magnaten behaupteten das Feld und fanden erwünschte Gelegenheit, ihre Stellung insbesondere durch die weitere Ausgestaltung der Kirchenreform zu verstärken.

Es war die Zeit der vormundschaftlichen Regierung für die junge Maria, in welcher Schottland für die Reformation, und zwar in der strengen Form des Calvinismus (oder des Presbyterianismus, wie man die neue Kirchenform in Schottland bezeichnete), gewonnen wurde. Man pflegt wol als den Ausgangspunkt für diese Bewegung das Auftreten des eifrigen, unbeugsamen Prädicanten John Knox in Schottland zu bezeichnen, der nach wechselvollen Schicksalen, welche ihn sogar bis auf die Galere gebracht und dann nach Genf geführt hatten, wo er eine Zeit lang unter den Augen Calvin's lehrte und predigte und sich mit dem Geiste des Meisters erfüllte, im Jahre 1555 in sein schottisches Heimatland zurückkehrte, um das Evangelium zu predigen. Er that dies mit großartigem Erfolge; von den Keulenschlägen seiner begeisterten Worte getroffen, wankte der Bau der alten Kirche in seinen Grundfesten. Freilich war es nicht das Auftreten des einen Mannes allein, welches diese

Digitized by Google

Wirkungen hervorbrachte; der Boden war längst bereitet, vor allem durch den Haß und die Verachtung, welche eine unwissende, hochmüthige und lasterhafte Geistlichkeit gegen sich hervorgerufen hatte; dazu kam das Beispiel anderer Länder, namentlich Englands, die Verbreitung reformatorischer Schriften, endlich das Martyrium, dem einzelne Vorkämpfer des Evangeliums in Schottland ausgesetzt wurden. Das alles wirkte zusammen, um den evangelischen Anschauungen im stillen Tausende von Anhängern zu werben, denen dann das kühne Auftreten John Knox' und seiner Genossen den Anlaß gab, alle Verstellung abzuwerfen und sich für das geläuterte Christenthum der Reformatoren zu erklären. Auch sagte gerade die düstere, fatalistische Auffassung eines Calvin dem herben, verschlossenen schottischen Nationalcharakter zu, und täglich sah die römische Kirche die Zahl ihrer Anhänger sich verringern. Entscheidend wurde aber vor allem der Uebertritt der meisten Glieder des schottischen Laienadels zur Reformation. Hier waren es allerdings, wenn nicht allein, so jedenfalls in erster Linie, politische Motive, welche diese Wandlung hervorbrachten. Unmöglich konnten die weltlichen Magnaten einer Bewegung Feind sein, welche durch Beseitigung der concurrirenden Gewalt der hohen Geistlichen ihre Stellung zu befestigen, ihnen der Krone gegenüber ein neues Moment aussichtsvoller Opposition darzubieten und endlich die ausgedehnten Güter der alten Kirche großentheils ihnen zur Verfügung zu stellen versprach. So wurde die Reformation auch politisch organisirt. Eine große Zahl der vornehmsten Grafen und Edeln trat gegen Ende des Jahres 1557 zu einem festen Bunde, dem sogenannten Covenant, zusammen und constituirte sich unter dem Namen der „Lords von der Congregation" eigenmächtig zu einer Instanz, welche dem neuen Glauben einen festen Halt und Schutz zu geben bestimmt war. Von hier aus wurde dann der Widerstand gegen die bestehende Kirchenverfassung, wie auch gegen die Regentin, die dem eigenmächtigen Treiben der Magnaten unmöglich ruhig zusehen konnte, organisirt, während man zugleich die Volkswuth wider die Zeugen katholischer Gottesverehrung, die Bilder und Zierathen in den Kirchen und Klöstern, ja wider

Digitized by Google

dieſe ſelbſt entfeſſelte. Durch barbariſche Bilderſtürme gingen unzählige Denkmale mittelalterlicher Kunſt und Pracht zu Grunde. Und als dann bald hernach der Tod die Regentin hinwegraffte, ſäumten die Häupter der Bewegung nicht, die Gunſt der Sachlage für ſich auszubeuten. Sie beriefen zum Auguſt 1560 ihre Anhänger zu einem Parlament, welches nunmehr die Autorität des Papſtes in aller Form für abgeſchafft erklärte und die Ausübung des katholiſchen Gottesdienſtes auf das ſtrengſte unterſagte; namentlich auf das Celebriren und Anhören der Meſſe wurden die ſchwerſten Strafen geſetzt.

Inzwiſchen war aber die junge Fürſtin des Landes, die Tochter Jakob's und Maria's von Guiſe, den Wirren ihres Heimatlandes ſeit lange entrückt, herangewachſen. Ihre erſten Lebensjahre hatte Maria Stuart unter der Obhut ihrer Mutter in Schottland zugebracht; aber die Nachſtellungen der Engländer, welche die Erbin für ſich begehrten, machten ihren Aufenthalt im Lande ihrer Väter gefährlich: mußte man Maria doch einſt zu ihrer Sicherheit auf eine Inſel inmitten des Sees von Monteith flüchten. Allerdings war ſie ſchon in ihrem erſten Lebensjahre dem Erben der engliſchen Krone, dem fünf Jahre ältern Eduard (VI.), als künftige Gattin zugeſprochen worden; allein das ſchottiſche Parlament hatte den Vertrag, den der Regent darüber mit Heinrich VIII. abgeſchloſſen, alsbald für null und nichtig erklärt, und auch die Königin-Mutter hätte nichts weniger gern geſehen, als daß ihr Kind mit England in Verbindung trete. Ihre Neigung galt Frankreich, dem Rivalen Englands. Stammte ſie doch ſelbſt aus Frankreich und gehörte dem ruhmvollen Geſchlecht der Guiſen an. Sie war die Schweſter des Cardinals Karl von Lothringen, des begabteſten Staatsmannes, und des Herzogs Franz von Guiſe, des fähigſten Heerführers des damaligen Frankreich und ruhmgekrönten Vertheidigers von Metz und Eroberers von Calais. Ohnehin war Frankreich ſeit lange der Verbündete Schottlands im Kampfe gegen England. So lag es nahe, daß man die Erbin des ſchottiſchen Reichs mit Frankreich verknüpfte; man

Digitized by Google

bot dem König Heinrich II. von Frankreich ihre Hand für seinen ältesten Sohn Franz an. Gern ging der König darauf ein, und im Juli 1548 bestieg die fünfjährige Fürstin zu Dumbarton ein französisches Schiff, welches sie der Nachstellungen der Engländer ungeachtet bald darauf in Brest ans Land setzte. Von hier führte man Maria Stuart nach Saint-Germain-en-Laye, wo ihre feierliche Verlobung mit dem Dauphin stattfand. Sie wurde dann nebst diesem, der ein Jahr jünger war als sie, und den übrigen Kindern des französischen Königspaares fern vom Hofe erzogen, während ihr Oheim, der Cardinal von Lothringen, ihre körperliche und geistige Entwickelung überwachte und sich ihrer Wünsche und Bedürfnisse annahm. So verlebte Maria Stuart unter dem sonnigen Himmel Frankreichs eine glückliche Kindheit, aus der freilich im einzelnen wenige beglaubigte Züge überliefert sind. Sie wird als ein gesundes, wohlgesittetes, kluges Kind geschildert. Je mehr sie dann aber heranwuchs, desto lauter ward der Ruf von ihrer unvergleichlichen, mit Anmuth und feiner Sitte gepaarten Schönheit und ihrer hervorragenden Begabung und Geistesbildung, von welcher letztern unter andern in den zahlreichen der Nachwelt aufbewahrten Briefen Maria's noch heutzutage glänzende Zeugnisse vorliegen. Auch in der Dichtkunst hat sich die junge Königin mit Erfolg versucht. Daneben ward aber ihre körperliche Ausbildung nicht vernachlässigt; Maria wurde eine gewandte und verwegene Reiterin und eine graziöse Tänzerin. Frühzeitig erfüllte sie sich mit einem fürstlichen Selbstgefühl, welches sich indeß keineswegs als leerer, dünkelhafter Hochmuth kundgab; es liegt schon eine gewisse höhere Auffassung ihrer Stellung und ihres Berufs darin, wenn zum Beispiel die Zwölfjährige einmal der von der eigenen Mutter unterstützten Bitte eines schottischen Großen gegenüber erklärt, sie mache es sich zum Grundsatz, über kein Lehen eher zu verfügen, als bis der Inhaber gestorben sei. Naturgemäß wurde Maria im streng katholischen Glauben, dessen Verkörperung in Frankreich recht eigentlich ihre Verwandten, die Guisen, waren, erzogen; doch

Digitized by Google

war ihre etwas leichtlebige Art jedem Glaubensfanatismus abgeneigt.

Auf ihre Umgebung übte Maria einen großen Zauber aus, wie es bei ihrer mit hohen Geistesgaben verbundenen Anmuth nicht anders sein konnte; insbesondere soll König Heinrich II. an dem Umgang mit ihr viel Gefallen gefunden haben; auch der ihr bestimmte Gatte, der Dauphin Franz, hing mit Liebe und Zärtlichkeit an der schönen Braut. Ueberhaupt erhöhte die anziehende Persönlichkeit Maria's die Freude und Genugthuung, welche Frankreich erfüllen mußte, die Erbin der schottischen Krone sich so nahe verknüpft zu sehen. Man eilte daher auch, die Verabredungen des Jahres 1548 in Wirksamkeit zu setzen. Kaum daß es das Alter des jungen Paares erlaubte, so gab man es zusammen. Am 24. April 1558 fand in Notre-Dame zu Paris die Hochzeit zwischen Franz und Maria statt, zu der auch Vertreter der schottischen Nation sich eingefunden hatten. Nach der Vermählung begrüßte Maria im Einverständniß mit diesen ihren Gemahl als König von Schottland. Den Neuvermählten richtete man einen eigenen Hofstaat fern von Paris ein; bald aber rief sie das Schicksal auf einen größern Schauplatz. König Heinrich II. erlag am 10. Juli 1559 im rüstigsten Mannesalter den Folgen einer Verwundung im Turnier, und Franz (II.) und Maria bestiegen den französischen Thron.

Ein freundliches Geschick schien der jungen Fürstin zu schmeicheln; doch sollte sie bald auch die Kehrseite des Lebens kennen lernen. Schon die kurze Zeit, da sie als Königin Frankreich sich huldigend zu Füßen liegen sah, war nicht ohne Schatten; es war damals, daß in der sogenannten Verschwörung von Amboise die hugenottische Partei, durch die grausamen Verfolgungen der Guisen gereizt, zur Gewalt zu schreiten begann. Zugleich nahmen die schottischen Angelegenheiten eine Wendung, welche das Königthum mit dem Verlust jeglicher Autorität bedrohte, zumal als im ungelegensten Augenblick der muthvollen Regentin die Zügel der Herrschaft durch den Tod aus den Händen gerissen wurden. Noch hatte zwar die junge Maria ihren natürlichen Rückhalt an Frankreich und dessen Macht,

Digitized by Google

die ihr als der Königin uneingeschränkt zur Verfügung zu stehen schien; allein ein herbes Geschick raubte ihr in kurzem auch diesen Trost; ihr junger Gemahl, von Kindheit an kränklich, wurde gegen Ende des Jahres 1560 von einem Siechthum ergriffen, dem er am 5. December, drei Tage vor dem achtzehnten Geburtstage seiner trostlosen Gattin, erlag. Wol mochte Maria trauern: bedeutete ihr doch der Tod des Gemahls zugleich den Verlust ihrer ganzen Stellung im Adoptivvaterlande. Unter Franz II. hatte die wirkliche Regierung in den Händen der Oheime Maria's, der Guisen, gelegen; sie hatten den Hof und das Land beherrscht. Das änderte sich jetzt sofort; mit ihrem jüngern Sohne, Karl IX., welcher der Nachfolger Franz' II. auf dem Throne wurde, trat die Königin-Mutter Katharina von Medici in den Vordergrund, gestützt auf alle diejenigen Elemente, welche den Guisen feind waren. Als dann aber diese den Hof verließen, konnte auch Maria dort nicht bleiben; ihre Rolle in Frankreich war ausgespielt. Um so mehr nahmen jetzt die Angelegenheiten ihres Heimatlandes sie in Anspruch, wo es dringend erforderlich schien, daß die junge Monarchin, wenn sie noch einen Rest der königlichen Autorität retten wolle, sich ihrem Volke zeige und persönlich die Zügel der Herrschaft ergreife. Vor allem mahnte hierzu ein für Maria höchst bedenklicher Umschwung, welcher sich in der Stimmung der Schotten Frankreich und England gegenüber zu vollziehen begann.

Seit Jahrhunderten erschien England als der Erb- und Nationalfeind des nördlichen Königreichs. Es war nicht zu sagen, wie viel Leid und Elend die Engländer bereits über Schottland gebracht; kaum je ruhte der Kampf, und die Schotten mußten alles aufwenden, um den von Haus aus überlegenen, mächtigern Nachbar nicht zum Herrn über sich werden zu lassen. So war der Kampf wider England ihr Lebenselement; in diesem Kampfe hatte sich das schottische Reich erst herausgebildet; in ihm war das ruhmvolle Königsgeschlecht der Bruce emporgekommen, welches dann mit der Krone auch den Kampf gegen England auf die Stuarts vererbt hatte. Doch wäre

Digitized by Google

Schottland aus eigener Kraft kaum im Stande gewesen, sich der englischen Herrschaft auf die Dauer zu erwehren; es dankte die Bewahrung seiner Unabhängigkeit zumeist der stets bereiten Unterstützung durch die französische Macht, welche kaum ein geringeres Interesse daran hatte als Schottland selbst, den Fortschritten Englands in den Weg zu treten. Zwischen Frankreich und Schottland bildeten und erhielten sich daher auf der Basis des gemeinsamen Gegensatzes gegen England die innigsten Beziehungen. Hing hiermit schon die Vermählung Jakob's V. von Schottland mit einer Französin zusammen, so sahen wir weiter, wie sehr die gleiche Combination auch das Geschick der Erbin Jakob's, der Frucht dieser Ehe, bestimmte. Den englischen Werbungen die junge Fürstin versagend, hatte man diese nach Frankreich gebracht und nicht dem englischen, sondern dem französischen Thronfolger ihre Hand gewährt, und zwar befanden sich bei diesen Anordnungen Adel und Volk von Schottland mit den Wünschen Maria's von Guise vollkommen im Einklang. Mochten ehrgeizige schottische Magnaten im Kampf mit der Krone nicht selten England als Bundesgenossen willkommen geheißen haben: der Stimmung des Landes entsprach das keineswegs; noch sah und fürchtete man in England den Feind der gerade den Schotten so theuern Unabhängigkeit und verehrte in Frankreich den erprobten Freund und bereiten Helfer in Gefahren. Allein eben damals, in den Jahren, welche Maria Stuart in Frankreich zubrachte, begannen sich in Schottland anderweitige Erwägungen geltend zu machen. Die Engländer gaben den Krieg, welcher durch die Entfernung der jungen Königin gleichsam gegenstandslos geworden war, in kurzem auf, sodaß sich friedlichere Verhältnisse anbahnen konnten. Als daher die Königin-Mutter, nachdem sie die Regentschaft übernommen, ihre Landsleute, die Franzosen, die sich zahlreich im Lande eingefunden hatten, mit Gunstbezeigungen überhäufte, ihnen die wichtigsten Posten im Lande ertheilte, auf ihren Rath vor andern hörte, jene selbst aber, durch die Gunst der Regentin getragen, sich überhoben und Stolz und Anmaßung an den Tag legten, wurde das im Lande um so schwerer empfunden,

Digitized by Google

als man unmittelbar der Hülfe Frankreichs nicht bedurfte. Der alte Verbündete schien die schottische Unabhängigkeit gegenwärtig mehr zu bedrohen als der ehemalige Feind. Unter diesen Umständen wurde es von hoher Bedeutung, als nunmehr auch ein geradezu verbindendes Moment zwischen England und Schottland zur Geltung kam in der Gemeinsamkeit der Confession oder wenigstens dem gemeinsamen Gegensatz wider das römische Kirchenwesen. In England bestieg, als am 17. November 1558 Maria Tudor starb, Elisabeth den Thron, welche bald mit Entschiedenheit die protestantische Sache auf sich nahm und ihr in England zum Siege verhalf. Das geschah genau in der gleichen Zeit, da in Schottland gegen das katholische Régime der Regentin der Presbyterianismus, gestützt auf die breite Masse der Bevölkerung wie auf den Beifall des größern Theiles der Edeln, sich mächtig erhob. Was lag da, zumal in einem Zeitalter, welches das kirchlich-religiöse Interesse jedem andern überordnete, näher, als daß die verwandten Bewegungen in den beiden Nachbarreichen sich über die vielhundertjährige Feindschaft hinüber die Hände reichten? Und da nun die Regentin in dem zugleich politischen und religiösen Aufruhr, dem sie begegnete, mehr als je die Hülfe Frankreichs in Anspruch nahm, so wurde das reformirte Schottland fast von selbst zum Anschluß an England gedrängt und von Frankreich, wo man die Glaubensverwandten — zumal unter dem Regiment der Guisen — mit unerbittlicher Grausamkeit verfolgt sah, abgezogen. Für Maria Stuart war das freilich eine Wendung von übelster Vorbedeutung. Es kam aber noch ein anderes Moment hinzu. Elisabeth war nach dem kinderlosen Tode ihrer Geschwister Eduard und Maria die letzte ihres Geschlechts; trotzdem zeigte sie, die, im Jahre 1533 geboren, schon nicht mehr in der ersten Jugendblüte stand, keine Neigung, sich zu vermählen. Starb aber mit ihr das Haus Tudor aus, so war nächste Erbin des englischen Throns Maria Stuart, als Enkelin der ältesten Schwester Heinrich's VIII., Margaretha, welche mit dem schottischen König Jakob IV., dem Vater Jakob's V., verheirathet gewesen war. Das war ein Ver-

Digitized by Google

hältniß, welches wohl geeignet erschien, die Einwohner Englands und Schottlands einander anzunähern, oder wenigstens im Angesicht einer bevorstehenden Vereinigung der beiden Reiche den Kriegen zwischen ihnen zu wehren, wogegen es für die Herstellung und Erhaltung eines guten Einvernehmens zwischen den beiden Fürstinnen selbst nicht eben günstig war. Nur zu leicht mochte es im Busen der ältern Fürstin Mistrauen gegen die jüngere Erbin hervorrufen, dieser aber Anlaß bieten, mehr, als jener lieb, schon zu deren Lebzeiten in ihrem Lande Beziehungen anzuknüpfen. War das schon im gewöhnlichen Laufe der Dinge zu vermuthen und durch die Verhältnisse gleichsam gegeben, so kam nun noch hinzu, daß Elisabeth von den katholischen Mächten ihr Thronfolgerecht und ihre Legitimität angefochten sah; denn nach katholischer Auffassung hatte die Ehe ihres Vaters, Heinrich's VIII., mit Katharina von Aragonien nicht gelöst werden können; seine Verbindung mit Anna Boleyn, der Mutter Elisabeth's, war folgerichtig ein Concubinat und Elisabeth ein Bastard. Und Maria Stuart beging die Unbesonnenheit, diese Auffassung sich insoweit anzueignen, daß sie nach dem Tode der Maria Tudor mit ihrem Gemahl, dem Dauphin Franz, Titel und Wappen einer Königin und eines Königs von England angenommen hatte. Bitter beklagte sich der englische Gesandte in Paris, der kurz darauf bei der Krönungsfeier Franz' und Maria's auf den Tafeltüchern und dem Geschirr, welches man ihm vorsetzte, das Wappen Englands mit dem schottischen und französischen in Verbindung gebracht erblickte. Es mochte dem gegenüber gleichsam als Vergeltung erscheinen, wenn andererseits England, wie schon gesagt, die Aufständischen in Schottland auf das nachdrücklichste förderte und unterstützte. Als die Regentin gestorben war, erschien der leitende englische Staatsmann William Cecil in Edinburgh und vermittelte hier zwischen den Vertretern Maria's und den Lords von der Congregation einen Vertrag, dessen Vortheile entschieden auf Seite der letztern lagen. Es wurden ihnen Einräumungen gemacht, welche einer völligen Amnestie für alles Vergangene und einer Anerkennung der kirchlichen Veränderungen durch die Krone sehr nahe kamen.

Digitized by Google

Außerdem wurde im edinburgher Vertrage vom 5. Juli 1560 bestimmt, daß, solange Maria in Frankreich bleibe, die Regierung Schottlands in den Händen eines Rathes liegen sollte, dessen Mitglieder zur Hälfte durch die Königin, zur Hälfte durch die schottischen Stände zu ernennen waren. Die Hülfstruppen aber, welche auf der einen Seite die verstorbene Regentin aus Frankreich, andererseits die Lords aus England an sich gezogen hatten, sollten das Land räumen. Endlich ward dem Königspaare Franz und Maria auferlegt, für alle Zeiten von der Führung des Wappens und Titels von England abzustehen. Namentlich diese letztere Bedingung erregte den Unwillen Maria Stuart's. Kam dieselbe doch einem ausdrücklichen Verzicht auf ihr Erbrecht an England sehr nahe. Sie beschuldigte ihre Bevollmächtigten, die ihnen ertheilten Instructionen überschritten zu haben, und verweigerte dem Vertrage ihre Zustimmung. Als dann später der Tod ihr den Gemahl entriß, hat sie allerdings den Namen und das Wappen einer Königin von England nicht weiter geführt; aber zur Ratification der Abmachungen von Edinburgh war sie auch jetzt nicht zu bewegen.

So war Maria's Stellung noch durchaus unklar und zweideutig, als sie im Sommer 1561 die Rückfahrt nach Schottland antrat und in Calais unter Segel ging. Mit tiefer Wehmuth trennte sie sich von dem Lande, welches ihre glückliche Kindheit gesehen hatte. Wie wenn sie eine Ahnung von den Stürmen gehabt, welchen sie in Schottland entgegenging, konnte sie sich von dem Anblick der französischen Küste kaum losreißen. Als es dunkelte, ließ sie sich, wie erzählt wird, ihr Lager auf dem Deck herrichten und befahl, sie zu wecken, falls beim Grauen des Morgens die Küste des geliebten Landes noch sichtbar sei. Der Himmel gewährte ihr diese Gunst, und schluchzend rief sie dem entschwindenden Lande ein rührendes Lebewohl zu; sie sollte Frankreich nie wiedersehen.

Der erste Empfang, welcher der Fürstin bei ihrer Landung in Schottland zutheil wurde, war für ihre trübe Stimmung wenig ermuthigend. In Leith, in dessen Hafen sie eines Morgens

Digitized by Google

früh einlief, waren die Vorbereitungen für ihren Empfang noch nicht vollendet; sie mußte einige Zeit warten, bis man Pferde und Wagen herbeiholte, um sie und ihr Gefolge zur Hauptstadt zu führen. In Holyrood erwarteten sie dann nächtliche Serenaden, die vielleicht besser gemeint als ausgeführt waren. Auch sonst konnte der scharfsichtigen Fürstin nicht verborgen bleiben, wie vielfach die Cultur ihres Heimatlandes von der feinen Sitte Frankreichs abwich. Rauh wie die Landschaft zeigte sich der Charakter der Bewohner, zeigten sich ihre Sitten. Doch war die Freude, mit welcher Schottland die angestammte Fürstin begrüßte, ungeheuchelt. Nach der langen Regentschaft erfüllte es die Schotten mit hoher Genugthuung, daß die Herrscherin selbst ins Land gekommen war, um persönlich desselben zu walten; und daß diese Fürstin im Glanze der Jugend und Schönheit strahlte und voll Anmuth und Grazie jedem entgegenkam, jeden zu fesseln wußte, konnte die Freude nur erhöhen und ließ den Jubel, der ganz Schottland erfüllte, um so lauter ertönen. Freilich fehlte es nicht ganz an Mißklängen; bei den Aufzügen und Schaugepränge, welche man zur Bewillkommnung der Königin veranstaltete, wurden, sei es absichtlich oder unabsichtlich, Anspielungen auf ihre abweichende Confession nicht vermieden; überreichte man ihr doch sogar einst eine protestantische Bibel. Mehr hatte es freilich zu besagen, daß die Abhaltung der Messe in der Kapelle der Königin nicht ohne Störung und Aergerniß von statten ging; Stimmen wurden laut, welche das Verbot des katholischen Gottesdienstes auch auf die Königin ausgedehnt zu sehen verlangten. Maria benahm sich dem gegenüber mit großer Klugheit; sie ließ John Knox, welcher lauter als alle andern eiferte, zu einer Unterredung entbieten, bei welcher die junge Königin den Unbeugsamen so weit zähmte, daß er, wenigstens in der nächsten Zeit, eine etwas weniger schroffe Haltung annahm und Maria ohne ernstliche Belästigung ihren gottesdienstlichen Uebungen nachhängen konnte. Freilich nahm der finstere Eiferer auch seiner Fürstin gegenüber kein Blatt vor den Mund; wundersame Dinge erfuhr die Königin, die noch vor kurzem

Digitized by Google

der Mittelpunkt des am meisten monarchischen Hofes von Europa gewesen war, von ihm; Knox machte kein Hehl daraus, daß er den bewaffneten Widerstand der Unterthanen wider ihren Fürsten unter Umständen nicht nur für berechtigt, sondern, wofern es sich darum handle, den rechten Glauben zur Anerkennung zu bringen, für Gewissenspflicht halte. Maria war bestürzt, sie vergoß Thränen, doch zog sie sich eine Lehre daraus. Sie trat in allem überaus maßvoll auf; zwar konnte sie auch jetzt nicht dazu gebracht werden, dem Vertrage von Edinburgh ihre feierliche Zustimmung zu ertheilen; aber sie ließ durchweg die Dinge in Schottland in der Weise sich weiter entwickeln, wie sie dieselben vorgefunden. Die Lords von der Congregation blieben nicht nur in ihren Stellungen und Würden unangefochten, sondern Maria nahm sie auch in ihren Rath und gewährte zumal dem hervorragendsten unter ihnen die nächste Stelle in ihrem Vertrauen; das war ihr eigener Halbbruder, James Stuart, ein Bastardsohn König Jakob's V., ein Mann von ungewöhnlicher staatsmännischer Begabung, aber von einem rastlosen Ehrgeiz beseelt, der ihn, verbunden mit der den schottischen Magnaten jener Zeit eigenen Treulosigkeit, zu einer höchst gefährlichen Persönlichkeit für einen jeden machte, der seinen Ansprüchen irgendwie im Wege stand. Obwol aber James Protestant war, ja als der Leiter und das politische Haupt der protestantischen Bewegung erschien, schenkte ihm Maria lange Zeit ein uneingeschränktes Vertrauen und stellte ihn an die Spitze der Regierung. Sein Regiment trug denn auch einen durchaus protestantenfreundlichen Charakter; wir hören von Bestrafung von Katholiken, während selbst offenbare Ausschreitungen der Anhänger der herrschenden Kirche ungeahndet blieben. Ja, Maria ließ es sogar geschehen, daß eine der wenigen mächtigen Familien des Landes, welche am Katholicismus festgehalten hatten, die Gordons, deren Haupt der Graf von Huntley war, zu Fall gebracht und ihrer Besitzungen zum großen Theil beraubt wurden. Wol gab es unter den Gordons ehrgeizige, unruhige Elemente, die wenig geeignet waren, eine zuverlässige Stütze für die Krone abzugeben; immerhin scheint das Unter-

Digitized by Google

nehmen, wiewol die Königin in Person daran theilnahm, weniger ihrem Interesse als dem ihres Rathgebers, der mächtige Rivalen unschädlich machte, entsprochen zu haben; auch unmittelbar trug dieser seinen Lohn davon, indem er einen reichen Antheil an den eingezogenen Gütern der Gordons erhielt, darunter die Grafschaft Murray, von der er fortan den Namen führt.

Abgesehen von dieser Expedition gegen die Gordons trägt Maria's Herrschaft in Schottland während der ersten Jahre im Innern wie nach außen hin einen ruhigen, gedeihlichen Charakter. Was das Auswärtige anbetrifft, so trug namentlich Murray's Persönlichkeit und Verhalten dazu bei, das Verhältniß zu England befriedigend zu gestalten; aber auch Maria persönlich war eifrig bemüht, ein gutes Einvernehmen mit Elisabeth, in der sie ihren von Freundschaftsbezeigungen fast überströmenden Briefen zufolge eine treue Beratherin, ja eine mütterliche Freundin zu sehen sich bestrebte, zu unterhalten, und da durch die Ablegung des königlichen Titels von England seitens Maria's der Hauptanstoß gehoben war, so konnte sich, obschon auf der einen Seite der Edinburgher Vertrag unbestätigt blieb, und andererseits Elisabeth niemals zu bewegen war, sich über Maria's Ansprüche auf die Nachfolge in irgendwie bindender Weise zu äußern, dennoch ein Verhältniß zwischen den beiden Königinnen bilden, welches wenigstens dem äußern Anschein nach ein herzliches war.

Mit unverkennbarem Geschick hatte sich so Maria in ihre Stellung als Herrscherin Schottlands hineingefunden. Es kam ihr dabei neben der natürlichen herzgewinnenden Anmuth ihres Auftretens und Benehmens vor allem eine wunderbare Elasticität des Geistes zu Hülfe, welche fast als der hervorstechendste Zug ihres Wesens erscheint. Freilich war dies eine Eigenschaft etwas zweideutiger Art; sie streift an Leichtsinn, an ein sorgloses Gehenlassen, wie es einer Fürstin, dem Oberhaupte eines Staats, kaum geziemte. Wol besaß Maria ein stark ausgebildetes fürstliches Selbstbewußtsein und große Zähigkeit im Festhalten an dem, was sie als Recht und Ausfluß ihrer Stellung ansah; auch hatte sie einen staunenswerthen natür-

Digitized by Google

lichen Scharfblick, der sie in den Stand setzte, die verwickeltsten Angelegenheiten sogleich zu durchschauen und zu begreifen; aber ihr lebhafter Geist wandte sich von dem trockenen Ernst der Geschäfte ab und ließ sie selten lange bei einem und demselben Gegenstande verweilen. Ohnehin liebte sie die Freuden der Jugend, neben der Jagd, der sie leidenschaftlich ergeben war, auch Tanz, Gesang, Geselligkeit; darin konnte sie aufgehen, konnte die Königin vergessen, die steife Haltung des Hofes, die gesammte Etikette misachten. Der englische Gesandte, Sir Ralph Sadler, zeichnet sie uns einmal in dieser Weise. Beauftragt, der Königin einen Brief seiner Herrin zu überbringen, folgte der Gesandte ihr nach Saint-Andrews, wo sie sich mit geringer Begleitung in einem Bürgerhause einlogirt hatte. Sie nahm den Brief entgegen und bat den Engländer, täglich mittags und abends mit ihr zu speisen. Sadler ließ sich das drei Tage gefallen, indem er stündlich ihrem Bescheid entgegensah. Als Maria aber mit keinem Worte auf den Brief zurückkam, wagte er es, sie an denselben zu erinnern. Aber Maria wollte nichts davon hören. „Wohl, Sir", sagte sie, „ich sehe nun klar, daß Ihr dieser Gesellschaft und Behandlung überdrüssig seid. Ich bat Euch zu mir, damit Ihr an unserer Freude theilnehmen und sehen solltet, wie ich hier mit meiner kleinen Schar wie eine Bürgersfrau lebe. Und Ihr wollt diesen Zeitvertreib mit großen und schwierigen Dingen unterbrechen? Ich bitte Euch, Sir, wenn Ihr Euch langweilt, so geht nach Hause, nach Edinburgh zurück, und behaltet Euern Ernst und Eure Angelegenheit für Euch, bis die Königin dorthin kommt; denn ich versichere Euch, hier sollt Ihr die Königin nicht finden; ich selbst weiß auch gar nicht, was aus ihr geworden ist. Ihr seht weder höfische Kleider, noch höfische Tracht, noch irgendein Anzeichen, woraus Ihr schließen könntet, daß eine Königin hier sei." Man sieht, selbst der trockene Diplomat schildert nicht ohne innere Theilnahme dieses Idyll aus dem Leben der schönen jugendlichen Fürstin. Andererseits konnte ein solches Treiben freilich in den Augen der übereifrigen Prädicanten calvinistischen Geistes wenig Gnade finden, und es fehlt keines-

Digitized by Google

wegs an den anzüglichsten Aeußerungen über den weltlichen, sündigen Sinn der Königin. Doch ist wohl zu beachten, daß es nur allgemein gehaltene Schmähungen sind und nichts dabei zum Vorschein kommt, was das sittliche Verhalten der Königin wirklich verdächtigen könnte. Freilich blieben Herzensaffairen, bei denen indeß die Königin eine lediglich passive Rolle gespielt zu haben scheint, nicht aus. Flößte Maria's Schönheit und Anmuth ihrer männlichen Umgebung eine Bewunderung ein, bei der oftmals auch das Herz nicht kühl blieb, so konnte die Glut der Leidenschaft nur gesteigert werden, wenn Maria selbst, bei ihrer Vorliebe für den ungezwungenen Verkehr, scheinbar die Schranken wegriß, welche sie, die Königin, von ihren Unterthanen und Dienern trennte, auch wol Huldigungen, die ihrer Schönheit dargebracht wurden, eher zu ermuthigen als zu verbieten schien. So werden verschiedene schottische Edelleute genannt, in deren Herzen Maria helle Liebesglut entfacht haben soll; bekannter indeß ist durch seine Leidenschaft für die Königin ein Franzose, Chatellart, geworden, dem eben diese Leidenschaft in trauriger Weise verhängnißvoll werden sollte. Chatellart, ein französischer Edelmann, den alle Gaben zierten, welche jenes Zeitalter von einem Ritter erwartete, zugleich streitbarer Held und sinniger Dichter, war unter den Edelleuten gewesen, welche die Königin nach Schottland begleitet hatten. Schon auf der Ueberfahrt hatten es ihm die schönen Augen der Fürstin angethan, von denen er, als einst ein Nebel das Meer bedeckte, voller Begeisterung sagte, sie seien hell genug, um den Nebel zu durchdringen und die Flotte durch alle Gefahren zu steuern. Auch in Liedern, die er mit der Laute zu begleiten verstand, feierte er die Herrin. Diese entließ dann freilich bald die französischen Begleiter in ihre Heimat, aber Chatellart litt es nicht fern von ihr; er kehrte zurück; der Empfang seitens Maria's scheint nicht unfreundlich gewesen zu sein; er aber setzte alle Besonnenheit so sehr aus den Augen, daß er sich zwei Abende hintereinander im Schlafgemach der Königin finden ließ. Das erste mal schwieg und verzieh Maria; das zweite mal war das unmöglich; der Unselige

Digitized by Google

wurde vor Gericht gestellt, zum Tode verurtheilt und enthauptet.

Zeigte sich Maria in diesem Falle, wo es sich um die Wahrung ihres guten Rufes handelte, unerbittlich streng, ja hart und fast grausam, so war sie ihrem ganzen Charakter nach im übrigen milde und weit mehr zur Verzeihung als zur Strafe geneigt. Von ihrer seltenen Toleranz gegenüber dem schottischen Protestantismus war schon die Rede; wol sollen Maria's Oheime, die Guisen, selbst ihr gerathen haben, in Schottland vorerst die Reformirten unangetastet zu lassen; aber es war sicher nicht dieser Rath allein, welcher Maria zu ihrer toleranten Haltung bewog. Diese entsprach ihrem Wesen, welches, heiterm Lebensgenuß ergeben, auch andere in ihrer Auffassung des Lebens nicht gern störte. Es war eben jene etwas leichtsinnige Ader, die wir bei der begabten, leicht erregbaren Fürstin bereits antrafen. Maria war keine tiefe Natur; was ihr abgeht, ist der sittliche Ernst, das strenge Pflichtgefühl, die richtige Consequenz in ihrem Handeln und Benehmen, das ruhige, leidenschaftslose Abwägen der vorhandenen Kräfte und Möglichkeiten. Maria tändelt durchs Leben, statt sich in ernsthafter Arbeit mit demselben abzufinden. Es war diese Eigenschaft offenbar eine Gabe, die sie nicht am wenigsten ihrer französischen Erziehung verdankte: glänzend, heiter, voll Anmuth stellt sich Maria dar, aber ohne die rechte sittliche Kraft, ohne den Ernst strenger Pflichterfüllung. Hier liegt ihre Schuld, falls man durchaus auch eine persönliche Schuld in der Tragödie ihres Lebens erblicken will. Und freilich leuchtet es ein, daß eine Begabung wie die geschilderte wenig geeignet war, die Fürstin in den Stürmen des Lebens, die nicht lange mehr ausblieben, zu stählen.

Es ist, wie jedermann weiß, die zweite Vermählung Maria's gewesen, von der alles Leid und Unheil, welches diese betroffen, wenigstens äußerlich betrachtet, seinen Ausgang genommen hat. Daß die Hand der schönen Fürstin, welche zwei Kronen zu vergeben hatte, vielfach begehrt wurde, läßt sich denken. Wir treffen die mächtigsten Fürsten, namentlich der katholischen Häuser, unter den Bewerbern: König Philipp II. von Spanien für seinen

Digitized by Google

Sohn, den Infanten Don Carlos, ferner einen Erzherzog, Karl, den dritten Sohn des deutschen Kaisers Ferdinand I. Von dem letztern wollte indeß Maria von vornherein nicht viel wissen; gänzlich ohne Anhalt im Lande, dabei als jüngerer Sohn ohne selbständige Machtmittel, hätte er ihr nach keiner Seite hin eine Stütze werden können. Anders lag die Sache mit Carlos, dem Erben der mächtigsten Monarchie jener Tage; er war Maria ein willkommener Bewerber; doch erschien er vorerst noch zu jung und unreif; auch intriguirte Frankreich mit Erfolg gegen das Zustandekommen der Verbindung. Andererseits war die Rede davon, daß Maria sich mit ihrem Schwager, König Karl IX. von Frankreich, oder auch mit dessen jüngerm Bruder und späterm Nachfolger, Heinrich (III.) von Anjou, vermähle; allein das gespannte Verhältniß zwischen der Schottin und Katharina von Medici ließ auch diese Projecte nicht zur Verwirklichung kommen. Ohnehin war es bedenklich, wenn Maria ihre Hand dem Prinzen eines großen katholischen Hauses reichte; sie mußte befürchten, die Stimmung in ihrem protestantischen Lande gegen sich zu wenden und nicht minder das gute Einvernehmen mit Elisabeth von England für immer zu gefährden. Auch letztere hatte ja ein unmittelbares Interesse an der Sache, da derjenige, den Maria wählen würde, als ihr präsumtiver Nachfolger auf dem englischen Thron erscheinen mußte. Elisabeth führte daher der jungen Nachbarfürstin ebenfalls einen Bewerber zu; es war kein anderer als ihr eigener Günstling, Robert Dudley, den sie damals zum Grafen von Leicester erhob. Doch fühlte sich Maria hierdurch wenig geschmeichelt; nimmer werde sie, wie sie erklärte, sich so weit erniedrigen, um den Unterthan einer fremden Herrscherin zu heirathen. Bei alledem empfahl es sich in manchem Betracht, daß Maria einem Eingeborenen der Insel, sei es einem Engländer oder einem Schotten, die Hand reiche; namentlich auch die schottischen Stände hätten dies am liebsten gesehen, damit allen auswärtigen Verwickelungen, die andernfalls zu besorgen waren, vorgebeugt werde. Es steht indeß dahin, welchen Weg die Königin betreten haben würde, wenn nicht schließlich ihr Herz

Digitized by Google

gesprochen hätte. Im Anfang des Jahres 1565 nämlich erschien vor Maria ein junger Vetter, Heinrich Stuart, Lord Darnley, ein Sohn des Grafen Lennox, des Hauptes einer der ersten Familien Schottlands, welche einen jüngern Prinzen des Hauses Stuart zum Ahnherrn hatte. Zugleich stand aber Darnley auch in nahen Beziehungen zur englischen Krone; er war als Enkel des Grafen von Angus, den die schon erwähnte Großmutter Maria Stuart's, die Schwester Heinrich's VIII. von England, in zweiter Ehe geheirathet hatte, nach Maria der nächste Erbe Elisabeth's, sodaß jene durch die Verbindung mit Darnley ihre Erbansprüche auf England, die ihr stets nahe am Herzen lagen, erheblich verstärken mußte. Allein ausschlaggebend waren derartige Erwägungen bei Maria nicht; viel mehr hatte es zu sagen, daß Darnley gleich beim ersten Anblick auf das Herz seiner Königin Eindruck machte. In kurzem war diese in den hübschen Vetter sterblich verliebt. Maria war ihrem ersten Gemahl eine treue Gattin gewesen und hatte mit ihm eine glückliche Ehe geführt; doch darf man zweifeln, ob sie Franz, der ihr von früher Kindheit an bestimmt war, die volle Liebe des weiblichen Herzens entgegengebracht habe. Diese schien zu schlummern, bis Darnley's Anblick sie weckte. Maria gab indessen ihrer Leidenschaft keineswegs blindlings nach. Sie wollte noch immer nicht das Project der Ehe mit Don Carlos fallen lassen; ja, sie zeigte sich sogar eine Zeit lang nicht ganz abgeneigt, auf Elisabeth's Vorschlag einzugehen und Leicester zu heirathen, vorausgesetzt, daß die Nachbarkönigin in diesem Falle ihr Nachfolgerecht in England in aller Form anerkenne und gewährleiste. Allein dazu war Elisabeth auf keine Weise zu bewegen; so zerschlug sich das Project völlig, und da gleichzeitig auch die Schwierigkeiten, welche Maria's Verbindung mit dem Infanten im Wege standen, sich unüberwindlich zeigten, so beschloß Maria endlich, der Stimme ihres Herzens zu folgen. Daß Elisabeth von der Ehe mit Darnley abmahnte, konnte sie nicht daran irremachen; wollte jene ihre Rechte nicht anerkennen, so war auch sie nicht geneigt, ihr einen tiefer gehenden Einfluß auf ihre Entschließungen zuzugestehen. Mit der ihr

Digitized by Google

eigenen Freimüthigkeit und Klarheit des Blickes sprach sie sich einst dem englischen Gesandten gegenüber aus. „Wenn Eure Herrin", sagte sie, „mich als ihre Schwester oder Tochter behandeln will, so bin ich bereit, mich nach ihrem Gefallen wie die eine oder die andere zu benehmen, und werde nicht weniger Eifer zeigen, sie zu verehren und ihr zu gehorchen als einer Mutter oder ältern Schwester. Will sie mich aber nur als ihre Nachbarin, als Königin von Schottland, betrachten, so darf sie mich dann, wie sehr es mich auch verlangt, mit ihr in Frieden und Freundschaft zu leben, nicht in einer Weise beaufsichtigen und überwachen, wie es nur in jenem andern Falle angebracht erscheinen möchte." Maria berief also zum Mai 1565 eine Versammlung von Edeln, der sie ankündigte, daß sie Lord Darnley zu ehelichen gesonnen sei, und zwei Monate darauf, am 29. Juli, fand die feierliche Vermählung statt. Dem Gemahl verlieh Maria alsbald aus eigener Machtvollkommenheit den königlichen Titel von Schottland, wie ihn einst auch ihr erster Gatte geführt hatte; zugleich versprach sie ihm die sogenannte Matrimonialkrone, welche die völlige Gleichberechtigung seiner königlichen Herrschaft mit der ihren in sich schloß und im Falle des kinderlosen Todes der Königin die Nachfolge ihm und seinen Nachkommen, die er etwa aus einer zweiten Ehe erzielen möchte, zusprach.

Zürnend vernahm Elisabeth von England, daß ihre Abmahnungen in den Wind geschlagen worden waren; die Mutter des neuen Königs von Schottland, Gräfin Margarethe Lennox, welche sich in ihrer Gewalt befand, mußte als Opfer ihres Grimms in den Tower wandern. Allein das war von keiner großen Bedeutung. Viel schlimmer war es, daß von diesem Augenblick an die innere Ruhe in Schottland gestört erscheint. Es beginnt dort ein finsteres, unheimliches Treiben; Verschwörung reiht sich an Verschwörung, Aufruhr an Aufruhr; gräßliche Gewaltthaten, selbst in Schottland ungewohnt, verbreiten Schrecken und erregen die Leidenschaften zur Rache. Alle Bande der Ordnung lösen sich, kecke Gewalt und schnöder Betrug führen das Regiment. Es ist für uns unmöglich, diesem Getriebe

Digitized by Google

so weit auf seinen Ursprung nachzugehen, daß wir in jedem einzelnen Falle die Motive, die Urheber, vor allen Dingen den innern Zusammenhang, der diese greuelvollen Begebenheiten miteinander verknüpft, mit voller Sicherheit zu ergründen im Stande wären. Wie fast immer in Zeiten gewaltiger Kämpfe, schroffer Gegensätze, so zeigen sich auch hier die Quellen durch den Parteigeist, der alles ergreift, getrübt, und nur sehr wenige glaubwürdige Documente liegen vor, die doch keineswegs alle Zweifel verscheuchen. Immerhin ergibt sich mit genügender Deutlichkeit so viel, daß die Königin in allem eine weit mehr leidende als active Rolle spielt; in That und Wahrheit gehen alle diese Bewegungen zurück auf Umtriebe unbotmäßiger Magnaten, denen das Regiment einer Frau, welche, wie sich bereits zur Genüge herausgestellt hatte, der Schwierigkeiten ihrer Stellung sich kaum recht bewußt war, nur um so mehr Anlaß bot, ihre gewohnten ehrgeizigen Entwürfe wieder aufzunehmen und zu verfolgen. Es darf uns dabei auch nicht irremachen, wenn wir die eine dieser Factionen sich als eine Partei der Königin geberden sehen; denn das beruhte doch viel weniger auf einer bewußten principiellen Hingabe an die Sache der Krone, als auf Gegensätzen innerhalb des Adels selbst. Auch ein confessionelles Moment spielt mit hinein; es ist nicht eigentlich die Hauptsache, aber bei der Stärke, welche die kirchlich-religiösen Antriebe in jener Epoche überhaupt besaßen, kann es nicht ausbleiben, daß der confessionelle Factor, wenigstens dem äußern Anblick nach, vielfach als der bestimmende erscheint.

Das Unheil begann mit dem Abfall des Grafen von Murray und seines Anhangs von der Königin. Der ehrgeizige Edelmann sah sich durch das neu aufgehende Gestirn des jungen Darnley in der Stellung bedroht, welche er die letzten Jahre hindurch unangefochten eingenommen hatte und gutwillig aufzugeben nicht gesonnen war. Darnley selbst, insolent und aufgeblasen durch sein Glück, soll Murray persönlich beleidigt, ihn geradezu den Verlust seiner Stellung, ja die Schmälerung seines Besitzes haben fürchten lassen. Mit Darnley aber kam dessen Vater und ganzes Geschlecht empor; man erblickte alte Gegner Murray's

Digitized by Google

am Hofe; ein Umschwung in den gesammten Verhältnissen des Hofes und der Regierung schien sich vorzubereiten. Sogar die Gordons, welche Murray vor ein paar Jahren niedergeworfen hatte, regten sich wieder und fanden am Hofe eine versöhnliche Stimmung, die sie hoffen ließ, bald in den Besitz des alten Ansehens und der frühern Machtmittel ihres Namens zu kommen. Um so mehr aber durften sie dies hoffen, als die Verbindung Maria's mit Darnley überhaupt das katholische Element wieder emporzubringen versprach; denn Darnley selbst war katholisch, und wenn auch seine Confession sicherlich nicht den Ausschlag dafür gegeben hatte, daß Maria den Herzensbund mit ihm schloß, so konnte doch nicht ausbleiben, daß die katholische Kirche neuen Muth schöpfte, die Reformirten aber sich mistrauisch fragten, was ihnen aus dieser Verbindung entspringen möchte. Bereits glaubte man die Herrscherin sich wieder mehr den Katholiken zuwenden zu sehen. Man vermerkte übel, daß Maria, als bei einem Versuch der letztern, in den Ostertagen des Jahres 1565 den Gottesdienst auf ihre Weise zu begehen, der amtirende Priester von der Menge ergriffen und beschimpft worden war, die Tumultuanten zur Verantwortung zu ziehen Miene machte, statt, wie es nach Ansicht der Menge ihre Pflicht gewesen wäre, über den Priester die von dem Parlament des Jahres 1560 festgesetzten Strafen zu verhängen. Es schien, als werde man erst jetzt gewahr, wie unsicher doch eigentlich noch immer die Stellung der reformirten Religion in Schottland war, welche mehr thatsächlich als rechtlich die herrschende im Lande geworden. Unter dem Eindrucke dieser Wahrnehmung trat Ende Juni eine allgemeine Versammlung der presbyterianischen Geistlichkeit in Edinburgh zusammen, wo nun stärker als je zuvor darauf gedrungen wurde, daß die papistische gotteslästerliche Messe sammt dem ganzen päpstlichen Gottesdienst und der Jurisdiction des Papstes durch das ganze Reich ausnahmslos nicht nur bei den Unterthanen, sondern auch bei der Königin abgestellt und die Herrschaft des unverfälschten Gotteswortes allüberall aufgerichtet und gesichert werde. Man hatte die Kühnheit, diese Beschlüsse durch eine Deputation der Königin selbst

Digitized by Google

vortragen zu lassen; diese entzog sich zuerst der Antwort; ihr schließlicher Bescheid aber fiel durchaus im Einklang mit der Haltung aus, die sie von Anbeginn in den kirchlichen Dingen eingenommen hatte. Sie versicherte, daß sie, wie bisher, so auch künftighin keinen Versuch machen werde, die Gewissen ihrer Unterthanen zu bedrängen, nahm dafür dann freilich auch für sich selbst Glaubensfreiheit in Anspruch und bat dringend, ihr die gleiche Toleranz zu gewähren und auch sie ihren Gott nach ihrer Weise verehren zu lassen. Freimüthig gestand sie zugleich ein, daß sie fürchten müsse, durch Abfall von ihrem Glauben ihre auswärtigen Freunde, vor allem den König von Frankreich, den alten Verbündeten Schottlands, sowie andere große Potentaten zu verletzen und von sich abzuwenden.

Dieser freimüthige Hinweis auf ihre auswärtigen Beziehungen zu den katholischen Mächten zeigt übrigens schon, daß Maria auch nach ihrer Abreise nach Schottland ihre Beziehungen zu den katholischen Mächten nicht abbrach; allein dieselben sind doch, nach dem zu urtheilen, was uns darüber vorliegt, nichts weniger als intime oder gar für die Ruhe des eigenen Landes bedrohliche gewesen. So will es gewiß nicht viel heißen, wenn Maria dem Papst einmal ihr Bedauern darüber zu erkennen gibt, daß die confessionelle Haltung ihres Landes die Beschickung des Trientiner Concils seitens desselben verhindert habe. Enger erscheint freilich die Verbindung, in welcher Maria auch von Schottland aus mit ihren Oheimen, den Guisen, zumal dem Cardinal von Lothringen, verblieb; ihm gegenüber betont sie nicht nur wiederholt ihre unwandelbare Anhänglichkeit an die katholische Religion; sondern es fehlt auch in dieser Correspondenz nicht an Aeußerungen, wie sehr sie, die Königin, wünsche, daß ihr Land für die alleinseligmachende Kirche zurückgewonnen werde, und wie es sie schmerze, über Ketzer zu herrschen, u. s. w. Doch würde man diesen Worten eine ganz ungerechtfertigte Wichtigkeit beilegen, wenn man aus ihnen bestimmte Pläne zum Umsturz der reformirten Religion oder auch nur im allgemeinen feindliche Absichten wider die letztere herauslesen wollte. Es sind eben Worte, zum guten Theil Floskeln,

Digitized by Google

die in dem Briefe einer katholischen Fürstin an einen so hervorragenden Streiter für die alte Kirche, wie den Cardinal von Guise, kaum fehlen durften, von Thaten aber weit entfernt waren.

Mit der eigentlich leitenden Macht auf katholischer Seite, mit Spanien, haben Maria erst die Verhandlungen über ihre Heirath mit Don Carlos in nähere Beziehungen gebracht. Wenn sie dann, wie gesagt, diese Verbindung längere Zeit sehnlich zu wünschen schien, so konnte ihr dabei der Gedanke kaum fern bleiben, daß sie auf diesem Wege einen starken Rückhalt gewinnen würde, welcher der Befestigung ihrer Stellung auch in confessioneller Hinsicht zugute kommen mußte; wenn wir uns wenigstens der Worte entsinnen, die John Knox seiner Fürstin entgegengehalten hatte, so ist es schwer, sich zu überreden, daß letztere nicht den Wunsch gehabt haben sollte, sich eine Position zu schaffen, die sie der Gefahr enthebe, die Theorien Knox' sich gegenüber verwirklicht und in Thaten umgewandelt zu sehen. Und unter allen Umständen würde Maria's Vermählung mit dem Sohne Philipp's II. den Protestantismus auf den britischen Inseln schwer bedroht haben; es wäre fast undenkbar gewesen, daß nicht alsbald reactionäre Bestrebungen gefährlichster Art sich an diese Combination geknüpft haben sollten; aber damit ist doch keineswegs gesagt, daß Maria Stuart die Verbindung mit Spanien zu dem Zwecke erstrebt haben sollte, um in ihrem Lande nach dem Beispiel, welches vor kurzem Maria Tudor in England, ebenfalls auf Spanien gestützt, gegeben, den Katholicismus gewaltsam wiederherzustellen. Nicht nur liegt hierüber kein Zeugniß, keine Andeutung vor, sondern das ganze Verhalten der jungen Königin schließt es aus, ihr so weit reichende Pläne zuzumessen. Hat Maria doch selbst evangelische Bewerber um ihre Hand, an denen es nicht fehlte, keineswegs principiell und von vornherein zurückgewiesen.

Es ist daher nicht die Furcht vor verderblichen Anschlägen der Königin wider die Gewissensfreiheit ihrer Unterthanen gewesen, was die Stürme entfesselt hat, unter denen Maria's Thron zusammenbrechen sollte, sondern solche der Königin zugeschriebene Anschläge dienten der Ehrsucht der Großen ihres

Digitized by Google

Reiches höchstens als Vorwand. Wenig erfreulich ist das Bild, welches die schottischen Magnaten jener Zeit darbieten: der finstere, rücksichtslose Kanzler Graf Morton, der aalglatte, zweideutige Staatssecretär Maitland of Lethington, die rohen und gewaltthätigen Lords Lindsay und Ruthven, der gewissenlose Earl Bothwell, und wie sie alle heißen: nicht eine Gestalt ist darunter, auf welcher der Blick mit Wohlgefallen ruhen könnte, welche die allen gemeinsame Ehrsucht und Habgier wenigstens dadurch bis zu einem gewissen Grade vergessen ließe, daß sie sich in den Dienst einer höhern Idee, eines großen oder überhaupt nur irgendwelchen andern Princips als desjenigen der crassesten Selbstsucht stellte. Auch Murray nicht, der sich nur dadurch von den übrigen unterscheidet, daß er vielleicht noch treuloser ist als alle andern, und daß er es liebt, hinter den Coulissen zu arbeiten und alles direct Compromittirende von sich fern zu halten; er verstand es meisterhaft, andere für sich arbeiten zu lassen, besonders nachdem er sich ein erstes mal die Finger arg verbrannt hatte. Das geschah eben bei Gelegenheit seines Aufstandes im Sommer 1565. Murray zog sich um die Zeit der Vermählung Maria's vom Hofe zurück; als er bei Strafe der Acht vorgefordert ward, seinen Lehnspflichten nachzukommen, blieb er aus; er wurde geächtet und griff alsbald mit seinen Anhängern, den Lords Glencairn, Rothes, Kirkcaldy of Grange und andern zu den Waffen. Zugleich wandte er sich nach England um Hülfe, während die Königin, obwol vergebens, französische Unterstützung nachsuchte; lebhafter nahmen sich der Papst und der König von Spanien ihrer Sache an; sie empfing von beiden Hülfsgelder. Doch bedurfte sie dieser nicht; es zeigte sich bald, daß der Aufstand keinen Halt in der Bevölkerung hatte. Vergebens behaupteten die Aufständischen, die Religion befinde sich in Gefahr; ihr Vorgeben fand im Lande so wenig Glauben, daß sie selbst aufhörten, den Nachdruck auf dieses Moment zu legen, und statt dessen die Königin beschuldigten, die constitutionellen Gepflogenheiten des Landes dadurch verletzt zu haben, daß sie ihrem Gemahl ohne Einholung des Rathes und der Zustimmung der Stände den königlichen Titel verliehen habe.

Digitized by Google

die in dem Briefe einer katholischen Fürst
ragenden Streiter für die alte Kirche, wie k
kaum fehlen durften, von Thaten aber n

Mit der eigentlich leitenden Macht
mit Spanien, haben Maria erst die A
Heirath mit Don Carlos in nähere
Wenn sie dann, wie gesagt, diese P
sehnlich zu wünschen schien, so konnte
kaum fern bleiben, daß sie auf diesem A
halt gewinnen würde, welcher der Be
auch in confessioneller Hinsicht zugute k
uns wenigstens der Worte entsinnen,
Fürstin entgegengehalten hatte, so ist
reden, daß letztere nicht den Wunsch
eine Position zu schaffen, die sie der
rien Knox' sich gegenüber verwirklich
wandelt zu sehen. Und unter allen U
Vermählung mit dem Sohne Philipp's
auf den britischen Inseln schwer beh
undenkbar gewesen, daß nicht alsbald
gefährlichster Art sich an diese Co
sollten; aber damit ist doch keineswegs
die Verbindung mit Spanien zu de
sollte, um in ihrem Lande nach dem
zem Maria Tudor in England, eber
gegeben, den Katholicismus gewaltsa
nur liegt hierüber kein Zeugniß, kei
das ganze Verhalten der jungen Kön
weit reichende Pläne zuzumessen. E
gelische Bewerber um ihre Hand
keineswegs principiell und von vorn
Es ist daher nicht die Furcht
der Königin wider die Gewissensfr
wesen, was die Stürme entfesselt
Thron zusammenbrechen sollte, son
schriebene Anschläge dienten der

Digitized by Google

solange sie lebe, mit
alten.
. Wol zog Maria
und vor allem das
in ihren Hof und in
r dem des protestan-
: Gegners Murray's,
bei Maria erschienen
Kämpfung der Rebellen
ich jetzt keinerlei An-
rundenten könnten, daß
die kirchlichen Verhält-
n schien zufrieden, ihre
die Niederwerfung der
sich an die Berufung
ten Jahres 1566 wen-
der Sache des Katholi-
durch kein Anzeichen
Anschein nach die Be-
nen werde, die Stellung
legenen Partei den Anlaß,
untertreiben, wenn nicht durch
dem Wege schnöder Hinterlist.
der Gegner wurde es nun für
voll, daß [illegible] rade der Mann
m es an [illegible] en zu erwarten
wohl, [illegible]

einen [illegible] ult.
muthige [illegible] tien
acht, [illegible] ate,
Geliebten [illegible] für
In der [illegible] ch-
ley verb[illegible] er
ollen Ke[illegible] r-
wenn [illegible]

Digitized by Google

Damit trat denn freilich der eigentliche Charakter der Schilderhebung schon deutlicher zu Tage; allein selbst der erste Magnat des Königreichs, der Herzog von Chatellerault, welcher sich Murray angeschlossen, verließ in kurzem dessen Partei. Andererseits bewies die Königin Muth und Entschlossenheit; sie zog ihre Anhänger zusammen, und war bald den Lords, welche es nur bis auf 1000 Berittene gebracht hatten, bei weitem überlegen. Kampfesfroh rückte sie selbst Anfang October nebst ihrem Gemahl ins Feld; von Edinburgh ging es über Stirling gegen Dumfries, den Stützpunkt der Rebellen, die aber das Zusammentreffen mit den Königlichen nicht abwarteten, sondern unrühmlich nach England entflohen. Murray ging nach London, wo ihn Elisabeth, die im geheimen den Aufstand begünstigt hatte, hart anließ, daß er es gewagt habe, sich gegen seine Souveränin zu erheben.

So war der Aufstand bewältigt; durch ihr bloßes Erscheinen hatte Maria die Empörer zu Paaren getrieben. Die Königin triumphirte; im Siegesrausch glaubte sie aller Gegner, die sie bedrohten, aller Schwierigkeiten Herr zu sein. Sie weigerte sich mit Entschiedenheit, den Geflüchteten Amnestie zu gewähren; sie wollte, erklärte sie, lieber den Tod leiden, als die Vasallin ihrer aufrührerischen Unterthanen werden. Auch die Rolle, welche Elisabeth bei der Empörung gespielt, war ihr nicht unbekannt geblieben; man sagte, sie habe gedroht, an der Spitze ihres siegreichen Heeres die englische Grenze zu überschreiten, und nicht eher Halt zu machen, bis sie vor London angekommen wäre. Doch darf man billig bezweifeln, daß Maria wirklich so vermessener Worte sich bedient habe. Elisabeth selbst zwar hielt es nicht für unmöglich, daß der Sieg der Nachbarkönigin sich in ihrem Lande fühlbar machen werde; sie entbot die Großen des nördlichen England, wo der Katholicismus noch viele Anhänger zählte, zu sich nach London, um sie überwachen und von heimlichen Umtrieben abhalten zu können. Maria aber schrieb dem Papste, er möge ihr beistehen, dem bejammernswerthen unseligen Zustand ihres Königreichs abzuhelfen. Und dem Könige von Spanien, den sie als den Mann bezeichnete, welchen Gott über alle erhöht habe, um die heilige Sache der katholischen Religion

Digitized by Google

aufrecht zu erhalten, versicherte sie, sie wolle, solange sie lebe, mit ihm wider alle und jede Feinde zusammenhalten.

Doch auch das waren eben nur Worte. Wol zog Maria jetzt auch katholische Große, wie Lord Athol und vor allem das Haupt der Gordons, den Grafen Huntley, an ihren Hof und in ihren Rath; doch stand deren Einfluß hinter dem des protestantischen Grafen Bothwell zurück, eines alten Gegners Murray's, der zur Zeit der Empörung des letztern bei Maria erschienen war, um ihr seinen kräftigen Arm zur Bekämpfung der Rebellen darzubieten. Vor allem aber wurden auch jetzt keinerlei Anstalten im Lande getroffen, die darauf hindeuten könnten, daß Maria wirklich darauf ausgegangen sei, die kirchlichen Verhältnisse ihres Landes umzugestalten. Maria schien zufrieden, ihre königliche Autorität, wie sie dachte, durch die Niederwerfung der Rebellen gestärkt zu haben. Auch daß sich an die Berufung eines Parlaments zum März des nächsten Jahres 1566 weitere Entwürfe der Fürstin zu Gunsten der Sache des Katholicismus angeknüpft haben sollten, wird durch kein Anzeichen glaublich gemacht. Wohl aber gab allem Anschein nach die Besorgniß, daß dies Parlament dazu dienen werde, die Stellung der Krone zu verstärken, der unterlegenen Partei den Anlaß, alles aufzubieten, um das zu hintertreiben, wenn nicht durch offene Gewalt, so zunächst auf dem Wege schnöder Hinterlist.

Bei diesen Bestrebungen ihrer Gegner wurde es nun für die Königin besonders verhängnißvoll, daß sich gerade der Mann gegen sie brauchen ließ, von dem es am wenigsten zu erwarten gewesen wäre, nämlich ihr Gemahl, Heinrich Darnley.

Maria's Herz hatte ihr einen schlimmen Streich gespielt. Die schöne Gestalt, das anmuthige Aeußere Darnley's hatten sie in dem Grade blind gemacht, daß sie zu prüfen versäumte, ob der innere Gehalt des Geliebten irgendwelche Bürgschaft für die Zukunft in sich schließe. In der That aber war dies durchaus nicht der Fall; Darnley verdiente es in keiner Weise, der Genosse der schönen geistvollen Königin zu sein. Er war innerlich hohl und nichtig, und wenn die große Jugend des Neun-

Digitized by Google

zehnjährigen bis zu einem gewissen Grade das Unreife seines ganzen Wesens entschuldigen könnte, so muß es doch in hohem Grade zweifelhaft erscheinen, ob er, wenn ihm beschieden gewesen wäre, ein höheres Alter zu erreichen, zu innerer Reife gelangt sein würde; denn man sucht in seinem Charakter vergebens einen Zug, an den sich bessere Erwartungen für die Zukunft hätten anknüpfen lassen. Selbst daß er Maria's Liebe erwidert habe, ist zweifelhaft; wenigstens scheint es nicht, als ob er, der von Haus aus gänzlich ohne höhere Interessen war, auch nur versucht habe, sich ihr innerlich geistig zu nähern; es wird erzählt, daß er auch nach der Verehelichung mit ihr sein gewohntes ungebundenes, ja liederliches Treiben fortgesetzt, alle Würde seines neuen Standes außer Acht gelassen und die innere Rohheit seiner Natur selbst Maria gegenüber zu verschleiern sich wenig Mühe gegeben habe. Schlimmer noch war, daß er zugleich von dem stärksten Ehrgeiz besessen war und durchaus eine Rolle im Staate spielen wollte, zu der er weder moralisch noch intellectuell befähigt schien. Mit dem Ehrgeiz aber verband sich ein maßloser Hochmuth, eine Ueberhebung, welche zu seiner innern Bedeutungslosigkeit und der Schwäche seines Charakters einen um so grellern Contrast bildete.

Es war denn auch in erster Linie Darnley's Ehrgeiz, der ihn in die schlimmsten Händel verwickelte. Die Angelegenheit der Matrimonialkrone brachte das erste Zerwürfniß mit der Gattin, die ihn trotz seiner Schwächen zärtlich liebte. Darnley nämlich, nicht zufrieden mit der Würde und dem Namen des Königs, bestand mit Ungestüm darauf, daß Maria ihr Versprechen einlöse und ihm mit der Matrimonialkrone die volle königliche Herrschergewalt gewähre. Dazu aber war Maria, welche die Erfüllung ihres Versprechens von vornherein von dem Verhalten Darnley's abhängig gemacht hatte, nicht ohne weiteres geneigt. Trotz ihrer Liebe zu ihm konnte sie für seine Mängel nicht blind sein, noch sich verhehlen, daß die königliche Gewalt in solchen Händen nicht wohl aufgehoben sei. Ohnehin wäre es ihr nicht möglich gewesen, aus eigener Machtvollkommenheit einen Schritt zu thun, der über die Nachfolge im Königreich

Digitized by Google

verfügte. Das war eine Staatsangelegenheit ersten Ranges, an welche nur im Einvernehmen mit den Ständen herangetreten werden konnte. War doch schon die eigenmächtige Verleihung des königlichen Titels an den Gemahl der Königin den aufrührerischen Lords als ein so großes Staatsverbrechen erschienen, daß sie hieraus, wie wir hörten, fast die vornehmste Waffe wider Maria schmieden zu können geglaubt hatten. Trotzdem fühlte sich Darnley aufs äußerste verletzt und gegen die Königin, seine Gemahlin, aufgebracht, und er scheint auch, wie es seine Art war, aus seinem Unmuth so wenig ein Hehl gemacht zu haben, daß bei den Gegnern Maria's der Gedanke auftauchen konnte, sich des Königs wider die Königin zu bedienen und die Anschläge wider die letztere durch seinen Namen zu decken. Denn unablässig trachteten Murray und seine Anhänger, die Lords von der Congregation, wie sie die verlorene Stellung am Hofe und im Lande zurückgewinnen möchten. Und in kurzem gewannen ihre Entwürfe festere Form.

An diesem Punkt der Geschichte Maria Stuart's tritt plötzlich die Gestalt David Riccio's grell beleuchtet aus der düstern Scenerie hervor, um für einen Augenblick das vornehmste Interesse für sich und sein trauriges Geschick in Anspruch zu nehmen. Riccio war ein Sohn der reichbegabten, liederreichen italienischen Nation, ein Piemontese, der im Anfang der sechziger Jahre in der Begleitung der savoyischen Botschaft nach Schottland gekommen war. Seine musikalischen Fertigkeiten empfahlen ihn der Königin, die eine gute Stimme zu schätzen wußte; wie es heißt, gedachte sie sich eine kleine Kapelle einzurichten. Sie bat sich zu derselben auch Riccio aus und zog ihn in der doppelten Eigenschaft als Kammerdiener und Kammersänger in ihre nähere Umgebung. Bald indeß entdeckte sie, daß er noch andere Fertigkeiten besaß. Des Französischen wie des Italienischen vollkommen mächtig, wurde er von Maria mit den Geschäften eines Privatsecretärs betraut, und da er von unbedingter Treue und Anhänglichkeit an seine Gebieterin war, so ließ ihn diese, wie es scheint, ihre Correspondenz mit den auswärtigen Mächten

Digitized by Google

führen. Das war natürlich eine hohe Vertrauensstellung; Riccio mußte in alle Geheimnisse der Politik der Königin eingeweiht werden, und da er sich des Vertrauens Maria's werth bewies, so stieg er höher und höher in ihrer Gunst; in gleichem Maße freilich steigerte sich der Neid und Haß, den der Günstling eines Fürsten auf sich zu ziehen selten verfehlt. Es scheint kaum, daß Riccio diesen Haß verdient hat; auch war es sicher in hohem Grade übertrieben, wenn man ihn als den Mann bezeichnete, der die Königin und durch sie das Reich lenke und regiere. Auch daß man ihn als denjenigen beargwöhnte, der die Königin im Sinne katholisch-reactionärer Bestrebungen, die man bei Maria vorauszusetzen die Miene annahm, beeinflusse oder sich mindestens von ihr dafür brauchen lasse und ihr seine Fähigkeiten zu solchen Zwecken bereitwillig zur Verfügung stelle, traf kaum zu. Doch wollte der Groll der Großen ein Opfer haben, und je mehr sie selbst sich zurückgesetzt fühlten, desto heißer flammte ihr Haß auf gegen den „Kammerdiener", der, wie sie sagten, sie regieren wolle.

Dazu kam aber noch ein anderes Moment, welches für Riccio mehr als alles andere verhängnißvoll werden sollte. Seine Person nämlich gab einen Vereinigungspunkt zwischen den Interessen der Verschworenen und denjenigen des Königs ab, insofern als auch dieser die Beseitigung Riccio's erstrebte. Einst zwar hatte der Italiener der Heirath Maria's mit Darnley das Wort geredet und dieselbe, soweit sein Einfluß reichte, bei seiner Herrin gefördert; allein der hochmüthige Jüngling, zu dessen Eigenschaften Dankbarkeit am wenigsten gehörte, war nur zu geneigt, diesen Dienst zu vergessen, besonders als er fand oder zu finden glaubte, daß Riccio die Königin in dem Beschlusse bestärke, die Matrimonialkrone ihrem Gatten vorderhand noch zu versagen. Auch verdroß ihn die Vertraulichkeit, welche zwischen Maria und dem Emporkömmling herrschte. Daß Darnley, wie er hernach, um die Mordthat zu beschönigen, geäußert haben soll, an das Vorhandensein einer sträflichen Intimität zwischen Maria und Riccio geglaubt habe, ist schwer anzunehmen; wohl aber mochte es seinen kleinlichen Sinn reizen, daß

Digitized by Google

Maria den Italiener zu ihren oft bis tief in die Nacht hinein verlängerten privaten Cirkeln heranzog, wo dann derselbe wol seine Stimme hören ließ, wo anregende Gespräche über Literatur und Kunst geführt, oder auch manche wichtige Frage des Staatswohls in vertraulicher Weise erörtert werden mochte. Das war freilich wol geeignet, um einen Mann wie Darnley mit Eifersucht und Abneigung wider den Fremden zu erfüllen. Hier wußten ihn dann die Verschworenen zu fassen. Sie verstärkten seinen Argwohn, überzeugten ihn, der Italiener müsse beseitigt werden, da, solange er lebe, Darnley nicht hoffen dürfe, eine Rolle im Reiche zu spielen, und erboten sich, ihm zu beiden Zielen, zur Beseitigung des verhaßten Emporkömmlings und zur Erlangung der Gemahlskrone, zu verhelfen, wofern er mit ihnen gemeinsame Sache mache und ihnen Thür und Thor zum Racheact eröffne. Der schwache, leidenschaftliche Jüngling war rasch gewonnen; er versprach alles, was man von ihm wollte; sogar seine Religion zu wechseln und zum Protestantismus überzutreten, zeigte er sich ohne Scrupel bereit. Ja, er hatte die ebenso große Roheit wie Unbesonnenheit, eine active Rolle in der Tragödie, die sich vorbereitete, zu übernehmen. Und schon war alles bedacht und die Rollen vertheilt. Am 9. März 1566, dem Vorabende der Eröffnung des von Maria berufenen Parlaments, sollte der Schlag geschehen. Murray war im engsten Einvernehmen, und so sicher war er des Gelingens der Verschwörung, daß er beim Herannahen jenes Termins das schützende Asyl in England verließ und noch am Abend der That in Edinburgh eintraf, ohne daß er freilich, seinem Grundsatz getreu, für seine Person solange wie möglich hinter den Coulissen zu bleiben, an dem Morde selbst theilnahm. Er mochte seine Genossen zur Genüge kennen, um zu wissen, daß sie das übernommene Werk richtig ausführen würden.

So ereignete sich denn jene vielbeschriebene Scene unerhörten Verraths in dem alten Königsschlosse Holyrood, eine der schwärzesten Thaten, welche dasselbe je gesehen hat. Unter dem Schutze der Dunkelheit umstellten und besetzten die Verschworenen mit ihrer Mannschaft das Schloß, wo der König selbst ihnen

Digitized by Google

Weg zu den Gemächern der betrogenen Gattin zeigte. Ahnungslos saß Maria inmitten ihrer Getreuen; Riccio befand sich bei ihr; wol hatten ihn kürzlich beunruhigende Gerüchte, daß wider seine Person etwas im Werke sei, erreicht; allein die Königin hatte ihn beruhigt, ihn ihres Schutzes gegen alle Nachstellungen versichert. Jetzt zeigte sich der König, ein seltener Gast in diesem Kreise; doch begrüßte er Maria anscheinend voll Herzlichkeit; sie ahnte nicht, daß es der Judaskuß des Verräthers sei, den er auf ihre Wangen drückte. Da hört man im Gange vor den Zimmern der Fürstin Waffengeklirr, und ehe man fragen kann, was der ungewohnte Lärm an dieser Stelle bedeute, zeigt sich Lord Ruthven in der Thür, in voller Rüstung, geisterhaft bleich und entstellt von einer tödlichen Krankheit, die ihm am Herzen nagte, die er aber für diese Stunde vergessen zu haben schien. Erstaunt, empört erhebt sich die Königin und stellt ihn zur Rede; er aber heftet die Blicke drohend auf Riccio und seine Worte lassen keinen Zweifel übrig, was der Zweck seines Kommens ist. Das wehrlose Opfer sucht zu den Füßen der Königin Schutz; aber auch vor der geheiligten Person der Majestät macht der Mord keinen Halt; die übrigen Verschworenen drängen nach; sie erfüllen das Gemach, welches der Schauplatz eines unerhörten Auftritts wird. Darnley ergreift die Königin; er hält sie in seinen Armen und macht den Verschworenen Raum, um den Italiener erreichen zu können. Von den Knien emporgerissen, wird der Unselige aus dem Zimmer seiner Herrin geschleppt, um draußen von zahllosen Dolchstichen zerfleischt zu werden, während drinnen die Königin, von Schmerz und Entrüstung überwältigt, mit einer Ohnmacht ringt. Schon aber durchfliegt das Gerücht, daß der geliebten Herrscherin ein Leids geschehe, die Stadt. Die Bürger rotten sich zusammen und ziehen vor den Palast, um die Königin zu befreien. Noch einmal muß da der elende Darnley seine Rolle spielen. Er tritt hervor und versichert, daß die Königin sich wohl befinde; in ihrem Namen bittet er das Volk, sich nach Hause zu begeben. Man glaubt und gehorcht ihm, und das Werk ist gelungen.

Digitized by Google

In der That beherrschen die Verschworenen wenigstens für den Augenblick die Sachlage. Die bisherigen Rathgeber der Königin, Huntley, Bothwell, Athol, finden sich nicht weniger überrumpelt als ihre Herrin; sie schätzen sich glücklich, das Weite zu gewinnen. Auf der andern Seite tritt Murray aus dem Dunkel hervor; er zeigt sich der Schwester und wird — nothgedrungen — von ihr in Gnaden angenommen. Die ferner liegende Beleidigung schien von selbst vor der jüngsten noch frisch empfundenen zurückzutreten. Ueberdies sah sich Maria streng überwacht; sie mochte sich kaum ihres Lebens sicher halten. Soll doch auch gegen sie an jenem Abend der Dolch gezückt worden sein.

Allein Maria gab ihr Spiel noch nicht verloren. Was in ihrem Innern vorgegangen sein mag, da sie sich als Königin wie als Gattin so schnöde mishandelt sah, wer vermag es auszumalen? Wer auch will sie schelten, wenn sie der verruchten Gewalt jetzt List und Verstellung entgegensetzte und alle Hülfsmittel, die ihr erfinderischer Geist ihr eingab, zu benutzen für recht fand, um sich aus ihrer unwürdigen Lage zu befreien? Und bald fand ihr Scharfblick das Werkzeug heraus, welches ihr hierzu dienen sollte; es war kein anderer als Darnley, ihr verrätherischer Gemahl.

Es bedurfte bei dem unbesonnenen Jüngling nicht langer Ueberlegung, um einzusehen, daß er, von Leidenschaft verblendet, den thörichtsten Streich seines Lebens begangen habe. Mit der Zuneigung seiner Gemahlin hatte er den stärksten, ja im Grunde den einzigen Rückhalt, den er besaß, aufs Spiel gesetzt. Und was hatte er dafür eingetauscht? Schien er nicht blos für andere die Kastanien aus dem Feuer geholt zu haben? Verlor er nicht vielmehr, wenn, wie es den Anschein hatte, jetzt statt des namenlosen, im Grunde doch unbedeutenden freundlosen Italieners der ränkevolle mächtige Murray, der auf einen starken Anhang gestützt und ihm noch dazu persönlich verhaßt war, die erste Stelle im Rathe der Königin gewann? Tiefe Beschämung ergriff ihn, reuig trat er vor seine Gemahlin hin. Der Empfang war besser, als er gehofft hatte. Maria schien in ihm

Digitized by Google

einen Verführten, unselig Verblendeten zu erblicken; sie stellte Vergessen in Aussicht, wenn Darnley fernerhin ihr folge. Auch mochte sie ihn nur um so sicherer überzeugen, daß die That ihm keinen Lohn bringen werde. So brachte sie den schwachen Knaben wieder völlig auf ihre Seite. Bereits zwei Tage nach der Mordthat sehen wir König und Königin im engsten Einvernehmen miteinander verfahren. Die Lords hatten damals im Namen der Königin ein Instrument aufgesetzt, in welchem diese ihnen allen völlig und durchaus Straflosigkeit ihres Thuns zusicherte. Das wurde der Königin zur Unterschrift vorgelegt; allein sie weigerte sich und suchte Ausflüchte; als die Lords dringender wurden, nahm sie das Document an sich und versprach, es am nächsten Morgen unterschrieben zurückzugeben. Aber das Dunkel der dazwischenliegenden Nacht bot ihr das Mittel, sich ihren Verfolgern zu entziehen. Der König hatte für einige zuverlässige Begleiter sowie für Pferde gesorgt; er führte die Königin spät abends aus dem Schlosse, und fort ging es durch die kalte Märznacht in stürmischem Ritt nach der Festung Dunbar. Ein paarmal glaubten sie die Verfolger hinter sich zu haben; doch erreichten sie unangefochten die Festung. Maria athmete hoch auf; hier war sie in Sicherheit. Und nun wandte sich sogleich das Blatt. Als es bekannt wurde, daß die Königin entkommen sei, eilten ihre geflüchteten Anhänger alsbald zu ihr; von allen Seiten strömte ihr Mannschaft zu, und nach Verlauf von ein paar Tagen sah sie eine so starke Macht um sich versammelt, daß sie es unternehmen konnte, an deren Spitze den Marsch gegen Edinburgh anzutreten. Wie anders zog sie jetzt einher auf demselben Wege, der sie soeben noch als elende Flüchtige gesehen hatte! Schrecken ergriff bei ihrer Annäherung die Verschworenen. Schon das Entkommen der Königin hatte sie in die größte Verlegenheit gestürzt; sie waren auf nichts vorbereitet und konnten es nicht wagen, sich zur Wehr zu setzen. Fliehend verließen sie Stadt und Land. Murray indeß und die übrigen aus der Verbannung Heimgekehrten, welche an dem letzten Attentat keinen unmittelbaren Antheil genommen hatten, wurden von der Königin sofort voll-

Digitized by Google

ständig begnadigt, und auch im übrigen bewies Maria sich jetzt milde und versöhnlich. Nur zwei untergeordnete Individuen, welche bei der Ermordung Riccio's mitgewirkt hatten, wurden gerichtet; die übrigen Mörder Riccio's erhielten bis auf einige wenige, welche beschuldigt wurden, in Gegenwart der Königin selbst Gewalt gedroht zu haben, noch vor Ablauf des Jahres Amnestie.

Freilich konnte das Vorausgegangene weder ungeschehen gemacht, noch völlig vergessen werden; ein Vertrauen, wie es in den ersten Jahren ihrer Regierung zwischen Maria auf der einen und Murray mit seinem Anhang auf der andern Seite bestanden hatte, stellte sich nicht wieder vollkommen her; begreiflich genug fuhr Maria fort, den Männern, welche ihre Anhänglichkeit an sie in guten und schlimmen Tagen bewahrt hatten, in erster Linie den Grafen Huntley und Bothwell, ihre Gunst zuzuwenden und ihr Ohr zu leihen; Huntley erhielt die Stellung eines Kanzlers, deren sich der Graf Morton durch seine Theilnahme an der Verschwörung unwürdig gemacht hatte; Bothwell wurde durch Güterschenkungen und ebenfalls durch die Uebertragung einflußreicher Posten im Reiche belohnt. Schon kurz vor der Riccio-Verschwörung hatte die Königin auch eine Familienverbindung zwischen den beiden Männern zu Stande gebracht, indem unter ihrer Vermittelung Bothwell im Februar 1566 Huntley's Schwester, Jane Gordon, geheirathet hatte.

So waren die Verhältnisse, wie sie am Hofe vor dem Attentat bestanden hatten, im wesentlichen zurückgekehrt; die Verschworenen hatten nichts weiter erreicht als die Beseitigung des einen Mannes. Andererseits misbrauchte die Königin ihren Sieg nach keiner Seite; sie schien selbst vorsichtiger geworden zu sein wie früher. Nicht nur war keine Rede von irgendwelchen Anstalten zur Unterdrückung der herrschenden Religion, wovon auch früher nichts wahrzunehmen war, sondern Maria vernachlässigte jetzt ihre Beziehungen zu den katholischen Mächten bis zu dem Grade, daß man hier an ihr irre wurde, ja sie für die katholische Sache nahezu verloren gab, zumal als sie denn doch wieder Murray und den reformirten Lords näher trat und es sich angelegen sein ließ, die alten herzlichen Beziehungen mit Eng-

Digitized by Google

land wiederherzustellen. Im Februar 1566 hatte Maria den englischen Gesandten, da sie nicht länger zweifeln konnte, daß er in alle möglichen Umtriebe gegen sie verwickelt sei, aus ihrem Lande gewiesen; bald indeß durfte er zurückkehren. Bei Elisabeth aber hatte sich Maria durch die Umsicht und Energie, welche sie neuerdings entwickelt, so sehr in Respect zu setzen verstanden, daß jene sich bewogen fand, ihrer völligen Uebereinstimmung mit der Politik Maria's und ihrer innigen Theilnahme für diese wiederholt Ausdruck zu geben.

Und doch sollte sich nur zu bald aufs neue zeigen, daß der Schwerpunkt der Geschicke Schottlands nicht bei der Krone, sondern in den Händen eines unzuverlässigen ehrgeizigen Adels liege. Aus diesen Kreisen gingen in kurzem neue Unruhen aus, die allerdings nicht direct gegen die Königin gerichtet waren, vielmehr ihren Gemahl, Darnley, zum Zielpunkt hatten; allein durch eine sonderbare Verkettung der Umstände wurden diese Bestrebungen auch für Maria verhängnißvoll; der Untergang des Gatten zog auch sie ins Verderben.

Darnley hatte es durch seine Unbesonnenheit, durch seinen Verrath mit allen Parteien verdorben. Die einen haßten ihn wegen der Umtriebe gegen die Königin, an denen er theilgenommen hatte; die andern verabscheuten ihn als denjenigen, der ihre Pläne zu Schanden gemacht, ihnen den Sieg, den sie bereits in den Händen zu haben glaubten, entrissen hatte. Vor allen die letztern, die ehemaligen Mitverschworenen Darnley's wider Riccio und die Königin, mußten in ihm einen Gegenstand unversöhnlichen Hasses sehen: ein Verrath, wie ihn Darnley ihnen gegenüber begangen hatte, konnte nicht vergeben werden, am wenigsten von so stolzen, leicht verletzlichen Gemüthern wie die der finstern gewaltthätigen Magnaten des Landes. Dazu kam, daß der Unselige auch an der Königin keinen festen Rückhalt mehr besaß; wol hatte er dieser den wesentlichsten Dienst geleistet; aber ob derselbe den Frevel aufwog, den er durch seine Betheiligung an dem Complot begangen, mußte doch zweifelhaft erscheinen. Außerdem lag es auf der Hand, daß durch sein Verhalten die Zuneigung der Königin zu ihm nicht erhöht wer-

Digitized by Google

den konnte. An dem Manne, den sie liebt, will die Frau vor allem männliche Eigenschaften, Muth, Thatkraft, Entschlossenheit bewundern; Darnley aber hatte sich über alle maßen schwächlich und erbärmlich benommen. Wol wird in Maria zu zeiten ein Rest ihrer alten Liebe zu Darnley sichtbar; aber diese Liebe kämpft bereits mit gerechter Entrüstung über den haltlosen Gatten. Waren daher schon vor der Katastrophe Riccio's Zeichen von Mißhelligkeiten zwischen den Gatten hervorgetreten, so konnte nicht ausbleiben, daß von jetzt an das gute Einvernehmen ernstlich gestört erschien. Nicht zwar in dem Grade, daß der Gedanke an eine Verständigung gänzlich aufgegeben worden sei; am französischen Hofe z. B. legte man der Sache wenig Gewicht bei, da man nicht anders dachte, als daß eine Versöhnung ohne Schwierigkeit zu bewerkstelligen sein werde. Allein ein tiefer Riß war ohne Zweifel vorhanden, und im Grunde that keiner von den Ehegatten ernstlich dazu, ihn zu überbrücken. Maria behielt zwar die Miene bei, als glaube sie an eine eigentliche Mitschuld Darnley's an dem Attentat nicht; sie veranlaßte darüber sogar eine feierliche Erklärung des letztern, die in der Hauptstadt öffentlich verbreitet wurde. Zu andern Zeiten freilich ließ sie den Gemahl in wenig edelmüthiger Weise fühlen, wie sehr er von ihrer Gnade abhing, und bereitete ihm Demüthigungen, welche sein stolzes Gemüth schwer verwand. So berief sie einst die Lords ihrer Umgebung und die Gesandten ihres Hofes zu sich und richtete in deren Gegenwart an Darnley die dringende Bitte, ohne sie zu schonen, öffentlich und ungescheut zu erklären, ob er ihr Vorwürfe zu machen habe oder sie es ihm gegenüber an der Erfüllung ihrer Pflichten irgendwie habe fehlen lassen: ein Appell, auf den Darnley natürlich nur erwidern konnte, daß er ihr nichts vorzuwerfen wisse, wodurch er denn in den Augen aller Anwesenden nur um so mehr ins Unrecht gesetzt und für die nicht länger zu verbergende Uneinigkeit zwischen Maria und ihm verantwortlich gemacht wurde. Andererseits verstand es freilich auch Darnley nicht, sich in seine Lage zu finden. Wie die Dinge — zumeist durch seine Schuld — sich entwickelt hatten,

Digitized by Google

war es für ihn der einzige gegebene Weg, in unbedingter Unterwerfung sich dem Willen der Königin zu beugen und geduldig zu warten, bis es dieser gefalle, ihn wieder zu erhöhen; denn vorerst war natürlich von der Uebertragung der Gemahlskrone auf ihn keine Rede mehr, und selbst der königliche Titel, den er trug, war jetzt lediglich ein blinkender Schein ohne jede reale Bedeutung. Das konnte füglich nicht anders sein; allein Darnley gewann es nicht über sich, die Folgen, welche sein unbesonnenes Thun auf sein Haupt gebracht, ruhig zu ertragen und der Gattin, auch wenn sie selbst es ihm nahelegte, sich vertrauensvoll zu nähern; er grollte mit ihr, mit sich, mit der ganzen Welt und fuhr fort, durch sein knabenhaftes, haltloses Benehmen nach allen Seiten hin Anstoß zu geben. Edelleuten, welche Maria zu seinem Dienste ersehen und beordert hatte, verweigerte er den Zutritt in seine Gemächer; nichtsdestoweniger ergoß er sich in lauten Klagen, daß jedermann, die Königin voran, ihn vernachlässige und geringschätze. Auch an der gewöhnlichsten Aufmerksamkeit gegen Maria ließ er es fehlen; er erschien und verschwand am Hoflager, wie es ihm einfiel, ohne ihre Wünsche zu berücksichtigen; als Maria im Herbst 1566 in eine gefährliche Krankheit verfiel und schon dem Tode entgegensah, säumte er, obwol man ihn von ihrem Zustande unterrichtet hatte, lange, bis es ihm beliebte, sich an ihrem Krankenlager einzufinden. Zu andern Zeiten erging er sich in Drohungen, Maria und das Reich gänzlich zu verlassen; ja, einmal nahm er sogar die Miene an, die streng katholischen Elemente des Landes gegen die Königin, da diese die Reformation begünstige, aufrufen zu wollen, und wandte sich an den Papst, um Maria bei demselben zu verdächtigen.

Inzwischen hatte die letztere am 19. Juni 1566 zu Stirling einem Sohne das Leben gegeben, dem nachmaligen König Jakob von Schottland und England. Allein auch dieses Ereigniß führte die Aeltern nicht auf die Dauer zusammen; es gab sogar in der Folge Anlaß zu weiterer Entzweiung. Maria ließ Elisabeth von England bitten, bei dem Neugeborenen Pathenstelle zu versehen. Das vermerkte Darnley, der von seinen

Digitized by Google

Ansprüchen noch nichts nachgelassen hatte, sehr übel, weil er von englischer Seite noch immer nicht als König anerkannt worden war. Und als dann ein englischer Gesandter, der Graf von Bedford, als Vertreter seiner Herrin zu der auf den 17. December anberaumten Taufe erschien, weigerte sich Darnley an dieser Feierlichkeit persönlich theilnehmen, was um so verletzender für die Königin war, als er sich mit ihr und dem Täufling an einem und demselben Orte befand. Außerdem war durch Darnley's Verhalten bei diesem Anlaß das eheliche Zerwürfniß aller Welt kundgemacht; es mußte selbst noch tiefer gehend erscheinen, als es in der That war. Maria trug schwer daran; mit Mühe bewahrte sie während der feierlichen Handlung die erforderliche Ruhe und Würde; als der französische Gesandte sie aber kurz danach besuchte, fand er sie in der kläglichsten Verfassung; in Thränen aufgelöst sehnte sie sich nach dem Tode als dem Befreier von allem Leid. Augenscheinlich war Maria's Zuneigung zu Darnley, in welchem sie ja nunmehr nicht nur den Gatten, sondern auch den Vater ihres Sohnes zu sehen hatte, noch nicht in dem Grade erloschen, um sein Thun und Treiben ihr gleichgültig werden zu lassen. In dieser Gemüthsverfassung erreichte sie kurz darauf im Anfang des Jahres 1567 die Nachricht, daß Darnley in Glasgow, dem Aufenthaltsorte seines Vaters, wohin er sich zurückgezogen hatte, von den Pocken befallen worden sei. Sie sandte ihm zunächst ihren Arzt; dann machte sie sich selbst auf, um ihn zu besuchen. Doch war es nicht ausschließlich die wieder erwachende Liebe, welche Maria an sein Krankenlager zog; sie verfolgte zugleich weitere Zwecke. Es galt wol, dem Einfluß des alten Grafen Lennox, den die Königin nicht ohne Grund ehrgeiziger Pläne wegen beargwöhnte, auf den Genesenden entgegenzuarbeiten. Wie dem sei, Maria kam zur guten Stunde. Die Krankheit schien Darnley's Trotz gemildert und ihm eine richtigere Einsicht in die Sachlage gegeben zu haben; Maria fand ihn nachgiebiger als je; er zeigte sich geneigt, ihr in allem zu folgen. So kam am Krankenbett eine Versöhnung zu Stande, die allem Anschein nach von beiden Seiten ehrlich

Digitized by Google

gemeint war, obschon das Mistrauen, welches sich Darnley's in den letzten Monaten gegen jedermann bemächtigt hatte, noch nicht völlig beseitigt war. Er willigte zwar ein, sich von der Königin aus Glasgow fortbringen zu lassen; als aber Maria ihm Craigmillar, einen zwei Meilen von Edinburgh entfernten Ort, an welchem sie selbst im vergangenen Herbst nach ihrer schweren Krankheit Genesung gefunden hatte, als Aufenthaltsort bis zu seiner völligen Wiederherstellung vorschlug, wollte er nichts davon wissen und bestand darauf, nach Edinburgh gebracht zu werden. Auch hierauf ging Maria ein; nur wünschte sie nicht, daß er, da die Ansteckungsgefahr noch nicht beseitigt erschien, in Holyrood, wo sich der junge Prinz befand, seinen Aufenthalt nehme. Sie gab daher Auftrag, dem König ein anderes Quartier in oder bei Edinburgh auszumitteln. Man wählte schließlich die Wohnung des Provosts der Marienkirche, welche unmittelbar vor der Stadt, in einer Kirk of Field geheißenen Gegend lag, deren heilsame, einem Reconvalescenten zuträgliche Luft gerühmt wird. In diesem ziemlich geräumigen Hause, welches man mit angemessener Pracht auszustatten sich beeiferte, wurde Darnley, nachdem er den Weg von Glasgow nach Edinburgh in einer Sänfte, von seiner Gemahlin begleitet, in kurzen Tagereisen zurückgelegt hatte, am 31. Januar 1567 untergebracht. Hier sollte sich dann das Geschick des Unglücklichen erfüllen. In der Nacht vom 9. auf den 10. Februar, morgens gegen 2 Uhr, wurden die Bewohner Edinburghs durch einen donnerähnlichen Knall aus dem Schlafe geweckt. Es ergab sich, daß das Haus in Kirk of Field, welches dem Könige zur Unterkunft gedient, durch eine Pulverexplosion bis auf die Grundfesten vernichtet worden sei; aus den Trümmern zog man den Haushofmeister Darnley's noch lebend hervor; der König selbst aber wurde nebst seinem Leibpagen etwa fünfzig Schritte von dem Hause in einem der umliegenden Gärten todt aufgefunden; die Leiche war nur mit einem Hemde bekleidet; Mantel und Schwert lagen in geringer Entfernung. Spuren äußerer Gewalt waren an dem Körper ebenso wenig sichtbar wie Merkmale der Verbrennung. —

Digitized by Google

Eine neue ruchlose That bereicherte die an Verbrechen so reiche schottische Geschichte. Wol war in Schottland selbst der Königsmord nichts Unerhörtes; aber die nähern Umstände der That, welcher Darnley zum Opfer fiel, waren recht geeignet, überall, wohin die Kunde drang, Aufsehen hervorzurufen und Spannung auf die weitere Entwickelung der Dinge zu erregen. Und bald tauchten gar seltsame Gerüchte auf: die Königin selbst solle der That nicht fern stehen; der Tod des italienischen Sängers, sagten die einen, sei an Darnley gerächt worden; andere wußten noch eine weit schlimmere Deutung: die Fürstin habe sich des rechtmäßigen Gatten entledigt, um ihrer Leidenschaft für einen unwürdigen Buhlen ungescheut fröhnen zu können. Und es dauerte wiederum nicht lange, so vernahm man von dem Vorhandensein schriftlicher Zeugnisse, von Briefen in Maria's eigener Handschrift, welche, wie angegeben ward, die mörderischen Absichten der königlichen Ehebrecherin unwiderleglich beweisen sollten.

Allein mit der Glaubwürdigkeit dieser Briefe ist es nun durchaus übel bestellt; es liegt gegen ihre Echtheit eine so erdrückende Menge von Indicien vor, daß der gewissenhafte Geschichtschreiber darauf verzichten muß, sich ihrer zur Darstellung der in Rede stehenden Ereignisse zu bedienen. In anderm Zusammenhang werden wir auf diese Briefe zurückkommen und dieselben näher kennen lernen; zur Erklärung der Ermordung Darnley's indeß tragen sie nichts bei, und die beglaubigten Zeugnisse, welche vorliegen, geben Anhaltspunkte genug, um die Urheberschaft dieser That nicht bei der Königin, deren Verhältniß zu Darnley bereits dargelegt wurde, sondern im Lager der Adeligen zu suchen. Darnley's Beseitigung war das gemeinsame Werk der zwei Gruppen, welche wir in Maria's Umgebung antrafen, derjenigen Gruppe, die sich als die Partei der Königin darstellt, und jener protestantischen Lords, die schon zu so vielen Unruhen den Anlaß gegeben hatten. Auch diesmal lag auf ihrer Seite die Initiative. Freilich arbeitete Darnley selbst durch seine Unbesonnenheit und seinen Mangel an Vorsicht den Gegnern in die Hände. Mit grimmigem Haß

Digitized by Google

verfolgte er die Rathgeber seiner Gemahlin. Gegen Murray soll er sogar einen Mordanschlag entworfen haben; wiederholt forderte er mit Ungestüm, daß jener von allen Staatsgeschäften entfernt werde; er wich ihm geflissentlich aus und machte aus seiner Abneigung gegen ihn nicht das geringste Hehl; er konnte Murray's Namen nicht hören, ohne in leidenschaftliche Aufwallung zu gerathen. Nicht besser war sein Verhältniß zu dem Staatssecretär seiner Gemahlin, Maitland of Lethington. Dieser, ein überaus intriguanter Mann, erscheint als die rechte Hand Murray's und pflegte bei keinem Anschlag, der von seiten der verbündeten Lords ausging, zu fehlen. Auch an der Verschwörung gegen Riccio war er betheiligt gewesen und hatte neben den übrigen Verschwörern infolge des Obsiegens der Königin sein Heil in der Flucht suchen müssen. Aber der Vielgewandte wußte sich der Königin bald aufs neue zu nähern; Maria amnestirte ihn, früher als seine Genossen, schon im September, und zog ihn alsbald wieder an ihren Hof und in ihren Rath, obwol Darnley sich seiner Rückkehr aufs heftigste widersetzte, ja es sogar unternahm, ihn durch die Erhebung einer Anklage, welche indeß die Königin niederschlug, aufs neue zu stürzen. Man kann denken, wie sich das Verhältniß der beiden Männer fortan gestaltete. Doch war es nicht Maitland's Art, sich in unfruchtbarem Haß zu verzehren. Er faßte alsbald, im Einverständniß mit Murray, die Vernichtung des Gegners ins Auge. Er näherte sich zu dem Ende jetzt der Partei der Königin und brachte es zu Wege, daß bereits zu Anfang des October Murray und Bothwell sich die Hand zur Versöhnung und zum Bunde reichten: ein Ereigniß, welches recht eigentlich für alles Folgende den Knoten geschürzt hat. Nachdem nämlich die Partei der Congregation nunmehr zweimal, bei dem Aufstande Murray's von 1565 und der Riccio-Verschwörung von 1566 mit ihren Entwürfen hauptsächlich deswegen gescheitert war, weil der Anhang eines Bothwell, Huntley u. s. w., um die Königin geschart, ihnen in den Weg getreten war, sahen sich jene nunmehr in die Nothwendigkeit versetzt, mit diesen Anhängern der Königin zu pactiren und dieselben wenn mög-

Digitized by Google

lich in ihr Interesse zu ziehen. Es handelte sich dabei in erster Linie um Bothwell, welcher die Gunst Maria's — nicht unverdient — in besonders hohem Maße genoß.

James Hepburn, Earl of Bothwell, welcher damals kaum mehr als dreißig Jahre zählte, hatte schon als junger Mann der Regentin, der Mutter Maria's, in ihrem Kampfe gegen den auffässigen Adel seinen tapfern Arm zur Verfügung gestellt in einem Gefühl von Loyalität, welches in Schottland selten und um so auffälliger war, als Bothwell zu den Bekennern des Protestantismus gehörte. Er hatte daher auch den um so heftigern Haß der protestantischen Lords auf sich gezogen, und Murray befand sich noch nicht lange im Besitz der Gewalt, als er, im Jahre 1562, Bothwell anklagte, seine Ermordung und die Entführung der Königin geplant zu haben. Anscheinend war die Klage völlig grundlos; allein Murray's Ansehen wog vor, Bothwell wurde eingekerkert. Es gelang ihm zu entfliehen, doch fiel er dann den Engländern in die Hände und wurde im Tower gefangen gehalten. Schließlich erlangte er seine Freiheit zurück und begab sich nach Frankreich, wagte es aber im Jahre 1564, wieder in Schottland zu erscheinen, da eine eigentliche Verurtheilung wider ihn nicht erfolgt war. Allein Murray war auf seiner Hut; er ließ alsbald das gerichtliche Verfahren gegen den Earl wieder aufnehmen, und Bothwell fand es, da er den Anhang Murray's fürchtete, nicht für gerathen, sich zu stellen; er zog es vor, das Land zu verlassen. Seine Verbannung war wol der deutlichste Beweis, wie sehr damals Murray die Situation beherrschte und wie machtlos Maria neben ihm erschien. Es wird zwar erzählt, daß letztere sich für Bothwell, dessen Verbrechen augenscheinlich kein anderes war, als daß er einst für die Krone gefochten hatte, verwendet und seine Wiederaufnahme durchzusetzen sich bemüht habe; aber das misglückte ihr nicht nur, sondern erregte sogar, wenn wir wenigstens dem englischen Gesandten glauben wollen, vielfach Anstoß. Der Gesandte selbst, ein Herz und eine Seele mit Murray, scheint es der Königin sehr zu verdenken, daß sie sich so viel herausgenommen habe. Endlich indeß kam auch Both-

Digitized by Google

well's Zeit. Der Aufstand und die Besiegung Murray's im Jahre 1565 verschafften ihm Zutritt in das Land und zur Gunst der Königin, der er sofort in Aufnahme seiner alten Politik treu zur Seite trat. Das Complot vom März 1566 warf ihn aufs neue aus seiner Stellung, aber nur für wenige Tage. Er war unter den ersten, die der Königin, nachdem sie sich der Gewalt der Verschworenen entzogen und nach Dunbar gerettet hatte, zueilte; mit ihr trat er den Siegeszug nach der Hauptstadt an und erwarb so neue Ansprüche an ihre Gunst, die sie ihm auch nicht vorenthielt. Schon früher von Maria in seinen Besitzungen und Würden, zumal seiner erblichen Würde als Großadmiral von Schottland bestätigt, erhielt er nunmehr den wichtigen Posten eines obersten Aufsehers über die südlichen Grenzlande, eine Stellung, die überaus umfassende Befugnisse und Machtmittel in seine Hände legte und ihn in Verbindung mit dem Einfluß, der ihm als Haupt einer der angesehensten Familien des Landes zur Seite stand, zu dem mächtigsten Manne und Würdenträger des damaligen Schottland erhob. Außerdem erschien er als der rechte Arm der Königin, die ihn auch persönlich auszuzeichnen wußte. Als Bothwell im October 1566 in der Ausübung seines Berufes an den Grenzen mit einem berüchtigten Räuber zusammengetroffen war und, indem er diesen im Zweikampf erschlug, eine Wunde davongetragen hatte, ließ es sich die Königin, als sie kurz darauf in die Nähe seines Schlosses Hermitage kam, in welchem er lag, nicht nehmen, ihm, umgeben von einem glänzenden Gefolge, einen einstündigen Besuch abzustatten, um sich persönlich von seinem Befinden zu überzeugen. Daß Bothwell indeß dem Herzen der Königin nahe gestanden, ja die Liebe Maria's in einem Grade gewonnen habe, der sie gegen Ehre und Gewissen blind und taub machte, ist lediglich tendenziöse Erfindung, welche im Grunde schon dadurch widerlegt wird, daß, wie bereits erwähnt wurde, die Königin sich um die Vermählung des Grafen mit Jane Gordon, der Schwester Lord Huntley's, bemüht hatte. Man sieht schon hieraus, daß Maria in Bothwell nicht mehr sah als einen allerdings sehr brauchbaren, nützlichen Anhänger,

Digitized by Google

den als solchen sich zu erhalten ihr unmittelbarstes Interesse erforderte. Im übrigen scheint Bothwell auch kaum der Mann gewesen zu sein, um das Herz einer Frau wie die Königin zu gewinnen. Wol zierten ihn die männlichen Eigenschaften des Muthes und kühner Entschlossenheit; aber er war auch nicht viel mehr als ein tüchtiger Haudegen; als Feldherr wie als Staatsmann hat er sich gleich unbrauchbar erwiesen; dabei war er gewaltthätig und gewissenlos wie nur irgendeiner seiner Standesgenossen; und wenn er auch einer gewissen natürlichen Gewandtheit keineswegs entbehrte, so ging ihm doch mit aller höhern Bildung auch der äußere Schliff des Benehmens ab, der erforderlich war, um auf die feingebildete Königin Eindruck zu machen. Endlich hören wir nicht, daß der Earl sich, wie Darnley, durch körperliche Schönheit und Anmuth der Erscheinung ausgezeichnet habe; es liegt sogar ein freilich nicht unbedingt glaubhafter Bericht über ihn vor, der das gerade Gegentheil hiervon aussagt. Das alles würde freilich für sich genommen noch nicht unbedingt beweisend dafür sein, daß kein Herzensbund zwischen Bothwell und Maria bestanden haben könne; wichtiger, ja ausschlaggebend ist der Umstand, daß aus der Zeit, in welcher der Liebesroman zwischen beiden gespielt haben soll, weder von seiten der angeblich Liebenden noch sonstwie irgendeine Aeußerung oder irgendein Anzeichen vorliegt, welches auf das Bestehen eines solchen Verhältnisses zu schließen erlaubte. Die Sage von jenem Liebesverhältniß taucht erst später auf — wir werden noch sehen, wann und unter welchen Umständen —, sei es als eine Deutung von Thatsachen, die in den Augen Fernerstehender auf diesem Wege ihre einfachste Erklärung zu finden schienen, sei es als bewußte Erfindung, ersonnen zur moralischen Vernichtung der Königin.

Zwischen Bothwell und Murray bestand, wie nach dem, was vorausgegangen, nicht anders zu erwarten war, ein nichts weniger als freundliches Verhältniß, welches durch die natürliche Rivalität, in die ihre gemeinsame Anwesenheit am Hofe der Königin sie brachte, nicht verbessert werden konnte; noch im August 1566 kam es zu einem heftigen Streit zwischen beiden

Digitized by Google

Männern, welchen die Königin mit Mühe beilegte. Noch verhaßter war Bothwell den Riccio-Mördern, welche damals in England als Landflüchtige lebten; der englische Botschafter, Graf Bedford, der die Stimmung der Rebellen theilte, bezeichnet ihn als denjenigen Mann, der dem Adel weitaus am verhaßtesten sei; niemals, schreibt er noch am 31. August, sei von den Magnaten selbst Riccio mehr verabscheut worden als gegenwärtig Graf Bothwell. Nur Lethington hielt es eben jetzt an der Zeit, seinen Frieden mit dem letztern zu machen, und es kann kein Zweifel sein, daß er es ebenfalls war, der gleich nach seiner Rückkehr an den Hof auch die schon erwähnte Versöhnung zwischen Murray und Bothwell zu Stande brachte. Nach schottischer Sitte wurde dabei ein sogenannter Bond aufgesetzt und von beiden unterschrieben. Leider ist der Inhalt dieses Schriftstücks nicht bekannt. Wenn es jedoch erlaubt ist, aus dem, was sich weiter ereignete, Rückschlüsse zu ziehen, so erklärte sich Bothwell in dem Bond vor allem mit der Rückberufung der Verbannten einverstanden. Das war eine Angelegenheit, welche Lethington und Murray sehr am Herzen lag; offenbar fühlten sie — auch nach der Versöhnung mit der Partei Bothwell's — so lange keinen festen Boden unter den Füßen, bis sie ihre alten Genossen, einen Morton, Lindsay, Ruthven, wieder um sich hatten; war ihnen deren Rückberufung geglückt, so mochten sie wol hoffen, ohne weiteres das Uebergewicht am Hofe und im Lande zu bekommen und Bothwell mit den Seinigen abschütteln und beseitigen zu können.

Fürs erste aber bedurfte man seiner noch. Auch gegen den König. Ehe man indeß gegen diesen vorging, schien es Murray und Lethington gerathen, sich über die Stimmung der Königin zu unterrichten; man wollte diese sondiren, wie sie selbst ihr Verhältniß zu ihrem Gemahl auffasse, auch ob sie der Rückkehr der Verbannten geneigt sei; was den letztern Punkt betrifft, so glaubten Murray und Lethington bemerkt zu haben, daß nur die Rücksicht auf Darnley, welcher, wie leicht begreiflich, der Restitution der von ihm einst verrathenen Riccio-Mörder widerstrebte, die milde Herrscherin abhalte, Verzeihung zu gewähren. Das war dann

Digitized by Google

wieder ein Grund mehr, weshalb Darnley fallen mußte. Zunächst aber hielt man damals nicht für unmöglich, daß Maria dahin gebracht werden könne, in eine Scheidung zu willigen. Der Gedanke einer solchen war bereits in Schottland ventilirt worden; Darnley selbst hatte davon gehört und wol deshalb jenen schon erwähnten Brief an den Papst gerichtet, welcher letztere dann Maria ermahnt hatte, versöhnlichen Gedanken gegen den Gemahl Raum zu geben. Andererseits hatte Lethington einmal auf die Sache Maria gegenüber angespielt, doch ohne daß sich diese darüber näher ausgelassen hätte. Man beschloß daher, jetzt die neue Bundesgenossenschaft mit Bothwell und den Seinen zu einer gemeinsamen Vorstellung an die Königin zu benutzen.

Es war zu Craigmillar, wo Anfang December die angesehensten Lords die Königin umgaben, daß Murray und Lethington ans Werk gingen. Eines Morgens in aller Frühe betraten sie die Gemächer des Grafen Argyle, eines namhaften Edelmanns der protestantischen Partei, welcher zugleich auch zu der Königin engere Beziehungen unterhielt. Als daher Maitland ihm vorstellte, wie viel ihnen allen daran gelegen sein müsse, daß die Verbannten begnadigt würden, und seine Mitwirkung zu diesem Ende erbat, äußerte Argyle sein Bedenken, ob auch die Königin nicht etwa an solchen Bestrebungen Anstoß nehmen möge. Lethington entgegnete, man werde am ehesten ans Ziel gelangen, wenn Maria von Darnley geschieden würde, und versicherte, da Argyle noch zweifelte, ob das möglich sei, man werde die Königin schon von dem Gemahl zu befreien wissen.

Nachdem darauf Argyle und ebenso der Graf Huntley, den man alsdann herbeirief, auf das Ansinnen Murray's und Lethington's eingegangen waren, begaben sich die vier Edelleute insgesammt zu dem Grafen Bothwell. Auch dieser schloß sich ihnen an, und nun traten sie alle fünf vor die Königin hin, um ihr, welche damals durch Darnley's Verhalten in der erwähnten Taufangelegenheit schwer gereizt war, den Vorschlag einer Scheidung von ihrem Gemahl zu unterbreiten. Als Maria, wie begreiflich, Bedenken hatte, sagten ihr die Lords,

Digitized by Google

sie selbst seien bereit, die Scheidung durchzusetzen, falls sich Maria herbeilassen werde, Morton und die übrigen, welche noch in der Verbannung schmachteten, zu begnadigen. Man schien anzunehmen, als könnten es lediglich äußere Gründe, Bedenken wegen der Folgen, sein, welche Maria abhielten, den Vorschlag alsbald anzunehmen. Die Königin gerieth in der That in Verlegenheit. Das zuversichtliche Gebaren der Lords, die gemeinsamen Vorstellungen der alten Rivalen Murray und Bothwell, der beiden Männer, auf deren Rath sie das größte Gewicht legte, konnten nicht ohne Eindruck auf sie bleiben. Aber gab sie nicht, von allem andern abgesehen, die Rechte ihres Kindes preis? Da nämlich die nach katholischem Ritus geschlossene Ehe als solche unlösbar war, so schien nur eine Ungültigkeitserklärung derselben übrigzubleiben. Die Lords versicherten sie indeß, die Scheidung werde rechtmäßig durchzuführen sein und den Ansprüchen ihres Sohnes daher kein Eintrag geschehen, und schon begannen sie, des nähern über die Modalitäten zu sprechen. Allein bei der Fürstin gewann jetzt doch wieder die Liebe zu ihrem Gemahl die Oberhand. Zwar machte sie kein Hehl daraus, daß sein Benehmen nicht tadellos sei; allein er könne sich ja, meinte sie, noch ändern, sodaß vielleicht eine zeitweilige Trennung sich empfehle; Maria erwog sogar, ob eine solche nicht dadurch herbeizuführen sei, daß sie selbst eine Zeit lang das Land meide: ein verwunderlicher, im Augenblick aber gewiß ernst gemeinter Vorschlag der Fürstin, der wol nur einer tiefgedrückten Stimmung und völliger Rathlosigkeit entspringen konnte. Allein Lethington, welcher die Unterhandlung führte, bat sie, gutes Muthes zu sein; Ihre Majestät möge, sagte er, die Lords nur gewähren lassen, so würden sie schon das Mittel finden, um sie von Darnley zu befreien. Das war aber keineswegs die Meinung Maria's. Sie erschrak heftig und beschwor die Lords, nichts zu unternehmen, was ihre Ehre beflecken oder ihr Gewissen beunruhigen möge; sie möchten ja zusehen, rief sie aus, daß sie nicht in der Absicht, ihr zu dienen, ihr vielmehr Schande und Nachtheil brächten. Maitland sah, daß er zu deutlich geworden sei; er betheuerte, es werde nur Gutes dabei

Digitized by Google

herauskommen; sie, die Lords, würden nichts thun, was nicht auch das Parlament billigen werde, d. h. also, von einer Gewaltthat sei keine Rede. Damit endete diese merkwürdige Unterredung. Die Verbündeten hatten offenbar ihr Ziel nicht erreicht; weder hatte Maria eingewilligt, die Riccio-Mörder zu begnadigen, noch schien sie geneigt, Darnley im Stich zu lassen. Das konnte jedoch das Los des letztern nicht mehr wenden. Sein Untergang war — allzu deutlich hatte Lethington es durchblicken lassen — bei ihm und Murray bereits beschlossene Sache. Freilich hätten beide es vermuthlich lieber gesehen, wenn Darnley als Privatmann ihrer Rache überlassen worden wäre; denn wenn auch aus moralischen Gründen selbst ein Königsmord sie nicht schreckte, so konnten doch die Folgen eines solchen für die Thäter bedenklich sein, während der Fall des Privatmanns Darnley keine Sache von großer Tragweite war. Da es sich aber nicht erreichen ließ, den Unseligen seines letzten Rückhalts an der Königin zu berauben, so hatten die Anstifter des Mordplans jetzt nur darauf Bedacht zu nehmen, das Gehässige der That andern aufzubürden. Und eben hierzu wußten sie die neue Bundesgenossenschaft mit den Lords der Partei der Königin meisterhaft auszunutzen; hier fanden sie den Mann, den sie suchten, der scrupellos und verblendet genug war, um sich als Werkzeug für die Pläne anderer gebrauchen zu lassen. Dieser Mann war der Graf Bothwell.

Noch zu Craigmillar, sei es unmittelbar nach der Unterredung mit der Königin, sei es vielleicht sogar schon vorher, unterschrieben, während Murray sich von nun an gänzlich im Hintergrunde hält, Huntley, Argyle, Bothwell und Maitland of Lethington einen Bond, in welchem erklärt wurde, die Rücksicht auf das Wohl des Reichs lasse es nicht zu, die Herrschaft Darnley's, „des jungen Narren und hochmüthigen Tyrannen", wie man ihn bezeichnete, länger zu ertragen; deswegen hätten sich die Unterschriebenen vereinigt, jenen auf die eine oder die andere Weise aus der Welt zu schaffen; sie verbanden sich aber und sicherten einander zu, das Unternehmen gemeinsam zu vertreten und diejenigen, welchen die Ausführung übertragen würde,

Digitized by Google

zu schützen und zu vertheidigen. Der Bond wurde dem Grafen Bothwell übergeben; also hatte dieser sich bereits für die Ausführung der schwarzen That gewinnen lassen.

Alsbald setzten sich nun die Verschworenen mit den Exilirten in Beziehung; sie gaben denselben von ihrem Entschluß, Darnley zu beseitigen, Kenntniß, und forderten sie auf, der Verschwörung beizutreten, mit dem Erbieten, wenn sie hierzu willig wären, sich für ihre Amnestirung bei der Königin zu verwenden. Die Verbannten waren alsbald bereit. Schon aber erfolgte ihre Amnestirung durch die Königin, und zwar infolge der Bitten und Vorstellungen der Gesandten Englands und Frankreichs, ohne Zuthun der verbündeten Lords. Am 24. December erging eine allgemeine Amnestie; anfangs zwar wurde den Amnestirten noch aufgegeben, zwei Jahre hindurch und sodann bis auf ausdrücklichen Widerruf den schottischen Boden zu meiden; doch wurde diese harte Clausel in kurzem dahin gemildert, daß die Amnestirten sieben Meilen vom Hofe entfernt bleiben sollten.

So kehrten die alten Verschwörer, welche sich schon wieder mit finstern Anschlägen trugen, nach Schottland zurück, unter ihnen als der hervorragendste Graf Morton, der ehemalige Kanzler des Reichs. Er nahm seinen Aufenthalt auf einem seiner Schlösser im Süden, Whittingham. Hier erhielt er alsbald den Besuch Bothwell's und Lethington's, die ihn aufforderten, an der Beseitigung des Königs thätlichen Antheil zu nehmen. Offenbar lag den Verbündeten daran, daß alle ersten Namen des Reichs unmittelbar in die Verschwörung gezogen würden, damit keiner über die andern einen Vortheil gewinnen möge. Morton weigerte sich jedoch; er spielte den Friedfertigen; eben erst aus langer Verbannung heimgekehrt, wolle er nicht aufs neue durch so gefährliche Thaten seine Stellung untergraben. Als jene ihn weiter drängten, verlangte Morton eine eigenhändige Erklärung der Königin, daß sie den Anschlag begünstige und den Thätern Straflosigkeit gewährleiste. Das war natürlich nichts anderes als eine Ablehnung; denn selbst wenn die Königin mit den Verschworenen im Einverständniß gewesen wäre, so wäre doch nicht daran zu denken gewesen, daß sie sich

Digitized by Google

durch eine derartige Erklärung in Morton's Hände gegeben hätte. So war denn auch Bothwell, der allerdings bereitwillig versprach, dem Grafen das gewünschte Document zu liefern, selbstverständlich nicht in der Lage, sein Versprechen auszuführen.

Diese Verhandlungen mit Morton fanden im Januar 1567 statt, wol kurz zuvor, ehe die Königin sich nach Glasgow zu dem Gatten auf den Weg machte. Die in Glasgow erfolgende Versöhnung des Königspaares mahnte dann die Verschworenen, mit der Ausführung der geplanten That nicht zu säumen, bis die zwischen den Gatten hergestellte Eintracht sie gefährden könne. Man hat freilich die Sache auch anders darstellen wollen. Maria, ist behauptet worden, sei deshalb nach Glasgow geeilt, um ihren Gemahl, nachdem sie ihn durch eine erheuchelte Versöhnung am Krankenbette sicher gemacht, zu bewegen, ihr zu folgen und ihn so in die Gewalt der Verschworenen zu liefern. Allein, um von allen Unwahrscheinlichkeiten und Ungereimtheiten, zu welchen diese Annahme führt, abzusehen, braucht man sich nur die ungeheuere Unbesonnenheit zu vergegenwärtigen, welche in einem solchen Vorgehen der Königin gelegen hätte, um diese Möglichkeit zu verwerfen. Der Antheil der Königin an der Ermordung Darnley's, wenn sie als Mitschuldige dieser That zu gelten hätte, würde doch höchstens in stillschweigender Mitwissenschaft um die Pläne der Lords haben bestehen können; man könnte sich allenfalls denken, daß sie diese in zweideutigen Worten ermuthigt und angetrieben habe; aber solange man Maria als im Besitz ihrer gesunden Vernunft befindlich ansieht, kann man ihr nimmermehr zutrauen, daß sie unmittelbar, selbstthätig mit den Verschworenen zusammengewirkt und sich dergestalt diesen ganz und gar in die Hände geliefert habe. In der That sind denn ja auch die Ankläger Maria's gezwungen zu leugnen, daß sich diese im Vollbesitz ihrer gesunden Vernunft befunden habe: leidenschaftliche Liebe zu Bothwell soll die Königin widerstandslos mit sich fortgerissen haben, über alle Schranken der Besonnenheit, der Ehre und des Gewissens hinaus. Allein wir wissen bereits, was von dieser Liebe zu

Digitized by Google

Bothwell zu halten ist. Und gerade hier erweist sich, daß dieselbe eine Fabel ist. Wir können Maria nicht ins Herz blicken: aber daß eine so unsinnige, leidenschaftliche Liebe sie beherrscht habe, können wir mit voller Sicherheit leugnen; denn es ist schlechterdings undenkbar, daß, wenn eine solche bestanden hätte, dieselbe allen und jeden Zeugen, welche die Königin umgaben, jede ihrer Bewegungen beobachteten, jeden ihrer Schritte controlirten, entgangen sein sollte. Mit der Annahme dieser unseligen Leidenschaft fällt nun aber auch für Maria jedes Motiv zu der gewaltsamen Beseitigung Darnley's fort. Wollte sie seiner entledigt werden, so bot sich von selbst der Weg der Scheidung dar, den Maria ohne Gefahr und Schwierigkeit betreten konnte; denn auf der einen Seite trugen ihr die Lords ihre Unterstützung hierzu an; auf der andern Seite aber hatte Maria offenbar auch das Oberhaupt ihres Glaubens, den Papst, in ihrer Gewalt; die leiseste Hindeutung, daß sie andernfalls sich den Reformirten nähern würde, hätte genügt, um ihr die Curie zu Füßen zu legen und alles, was sie wünschte, von derselben zu erlangen. So bliebe nur noch die Annahme übrig, daß Maria in unbezähmbarer Rachsucht Darnley's Verderben gewünscht habe. Wir sehen hier wiederum davon ab, daß Maria's Verhalten vor der Ermordung ihres Gatten, daß besonders auch ihr Benehmen bei jener Unterredung zu Craigmillar mit dieser Annahme unvereinbar ist, und fragen nur, worin denn eigentlich diese todbringende Rachsucht Maria's gegen Darnley ihren Grund gehabt haben sollte? Sollte wirklich Maria den Antheil Darnley's an der Ermordung Riccio's, der ihr doch nicht mehr als ein treuer und brauchbarer Diener war, dem Gemahl nicht nur niemals vergeben, sondern an dieser That so schwer getragen haben, daß nur der Gatten- und Königsmord dieselbe sühnen zu können schien? Nichts liegt vor, was eine so ungeheuerliche Annahme rechtfertigen möchte.

Noch ein Punkt bleibt zu erörtern. Wir betrachten es nach dem oben Erzählten als über jeden Zweifel erhaben, daß die Initiative zu der Mordthat von Kirk of Field bei den Lords gelegen habe; aber wir fragen: konnten deren Umtriebe Maria

Digitized by Google

ganz verborgen bleiben; mußte nicht zumal die geschilderte Unterredung mit Lethington und den Lords sie überzeugen, daß etwas wider den Gemahl im Werke sei? In der That zeigen ja Maria's eigene Worte, daß sie ahnte, wohin die finstern Andeutungen Lethington's zielten. Aber Maria befand sich in dem Wahn, daß ihre entschiedene Weigerung, solche Pläne gutzuheißen, ihre inständigen Bitten die Lords vermögen würden, ihre Entwürfe fallen zu lassen. Hatten nicht Murray und Lethington eben erst die Gnade ihrer Königin erfahren, und war nicht die Treue Huntley's und Bothwell's gegen ihre Person bereits erprobt? Eben hier zeigt sich, wie verhängnißvoll es für Maria war, daß Murray und Lethington gerade die Männer, auf welche sie sich am meisten verließ, für sich gewonnen hatten; Maria stand, ohne daß es ihr selbst noch zum Bewußtsein gekommen wäre, für den Augenblick völlig machtlos da; ihre gesammte Umgebung war wider sie verschworen. Und das war um so schlimmer, als nach außen hin die Thatsache, daß Bothwell und Huntley, die man als Anhänger Maria's kannte, wider Darnley im Einverständniß waren, den Schein erweckte, daß auch die Königin dem Complot nicht fern stehe, wie das Morton, da ihn Bothwell selbst zum Beitritt warb, ohne weiteres angenommen zu haben scheint. Aber ist nicht in der That dieser Umstand verdachterregend wider die Königin? Wie konnten denn Bothwell und Huntley dazu gebracht werden, sich mit den bisherigen Gegnern zu der schwarzen That zu vereinigen, wenn sie nicht glaubten, im Interesse der Gebieterin zu handeln, von der sie bisher die Richtschnur ihrer Politik erhalten hatten? Allein es hieße Männern wie Bothwell und Huntley zu viel Ehre anthun, wenn man ihnen eine vollkommen uneigennützige Anhänglichkeit an die Person oder die Sache der Königin zuschreiben wollte. Was sie bewog, mit Murray und Lethington gemeinsame Sache zu machen, liegt einestheils auf der Hand, anderntheils ist es unschwer zu errathen. Das Haus Gordon, dessen Haupt Huntley darstellte, war, wie wir uns entsinnen, vor wenigen Jahren durch Murray zu Fall gekommen und auch bisher noch nicht völlig wiederhergestellt. Die Güter des

Hauses waren damals großentheils unter Murray und dessen Anhänger vertheilt worden; insbesondere hatte Lethington einen ansehnlichen Theil derselben, die sogenannten Hattington-Güter, erhalten. Die Rückgabe dieser Besitzungen war nun der Preis, um welchen Huntley gewonnen wurde; Lethington willigte ein, sie ihm zurückzugeben. Und auch für den ehrsüchtigen Bothwell fand sich ein Köder, der ihn blindlings fortriß; man kann kaum bezweifeln, daß Lethington und Murray ihm schon damals die Hand der Königin in Aussicht gestellt haben. Obschon dies nicht ausdrücklich bezeugt wird, ist es schon in alter Zeit vermuthet worden, und in der That, die Vermuthung drängt sich von selbst auf und findet durch alles Folgende ihre Bestätigung. Vor allem erklärt es auch den Umstand, daß gerade Bothwell es war, der bei der Ausführung der That im Vordergrunde erscheint. Klug hatten Murray und Lethington ihn vorzuschieben gewußt; sie waren die Anstifter der ruchlosen That; die Schuld derselben aber mußte in erster Linie auf Bothwell fallen. Meisterhaft schlau operirte zumal Murray, Maria's treuloser Bruder. Am Morgen des Tages, der zur Ausführung des Verbrechens bestimmt war, erschien er mit heuchlerischer Miene vor der Königin, um sich von ihr zu beurlauben; seine Gattin, klagte er, sei, wie ihm soeben gemeldet, schwer erkrankt; er müsse zu ihr, ohne eine Stunde zu verlieren. Vergebens bat ihn Maria, sie nicht so jählings zu verlassen, da sie seines Rathes noch bedürfe; Murray ließ sich nicht halten und verschwand von der Bühne der Ereignisse, um erst dann wieder aufzutreten, als ihm der Augenblick gekommen schien, die Früchte seines verbrecherischen Thuns einzuheimsen.

Inzwischen hatte Bothwell durch seine Diener und Anhänger alle Anstalten treffen lassen. Ueber das Haus, welches den König beherbergte, konnte er fast völlig frei verfügen, da dasselbe dem Bruder eines der Verschworenen, eines gewissen John Balfour, gehörte. Nicht ohne Rücksicht hierauf war das Haus gewählt worden. Es kam hinzu, daß dasselbe mit dem Rücken an die alte Stadtmauer lehnte, durch die ein Pförtchen führte, welches einen geheimen Zugang in das Haus darbot. Bei der

Digitized by Google

Ueberlieferung der Schlüssel an den Hofmeister des Königs gab man den Schlüssel zu diesem Pförtchen für verloren aus. So erlangte man die Möglichkeit, unbemerkt in das Haus zu gelangen und in dessen Keller Pulver aufzuhäufen. Schon umlauerte zähes Verderben das Schlachtopfer. Darnley war um so argloser, als nicht nur die Königin, die sich sogar unter seinen Gemächern ein Zimmer hatte herrichten lassen, in welchem sie mehrere Nächte schlief, ihn häufig besuchte, sondern auch der Adel sich ihm zu nähern schien. Noch der späte Abend des 9. Februar 1567 sah eine glänzende Versammlung in den Räumen des dem Verderben geweihten Hauses. Die Königin, umgeben von den vornehmsten Adeligen ihres Hofes, Bothwell, Huntley, Lethington u. a., machte dem Gatten ihren Besuch; sie blieb bis Mitternacht, endlich brach sie auf, da sie einen Ball zu besuchen versprochen hatte, der im Schlosse zur Feier der Hochzeit zweier Glieder des Dienstpersonals veranstaltet worden war. Auch hierhin gaben die Verschworenen der Herrin das Geleite; endlich konnten sie sich zurückziehen; Bothwell tauschte rasch die Gewänder und eilte an den Schauplatz des Verbrechens, um die letzten Anordnungen zu treffen. Alles war vorbereitet; die Lunte wurde angelegt und alsbald äußerte sich die verderbliche Wirkung des Pulvers; von dem Hause in Kirk of Field blieb kein Stein auf dem andern. Trotzdem wäre beinahe alles vergeblich gewesen. Der König, welcher sich nach dem Fortgang seiner Gemahlin zur Ruhe begeben hatte, muß durch das Geräusch, welches die Verschworenen machten, aufgeweckt worden sein. Von Natur argwöhnisch, scheint er alsbald Gefahr gewittert zu haben; er suchte sich zu retten und entkam auch nebst seinem Leibpagen aus dem Hause. Allein die Verschworenen waren wol auch auf diesen Fall vorbereitet. Während Bothwell und die Seinen am und im Hause beschäftigt waren, scheinen die übrigen Verschworenen die weitere Umgegend desselben besetzt und überwacht zu haben. Ihnen ist dann ohne Zweifel Darnley in die Hände gefallen und nebst seinem Begleiter von ihren Händen erwürgt worden.

Digitized by Google

Dies war das Ende Heinrich Darnley's, eines Mannes, den die Liebe der schönsten Frau ihrer Zeit beglückt, den aber eben diese Liebe auf einen Platz erhoben hatte, welchen zu behaupten weder seine geistige Begabung noch die Eigenschaften seines Charakters ausreichten. So mußte er fallen. Sein Fall aber ward der Ausgangspunkt für weitere Veränderungen, welche zumal für die Gattin des Ermordeten verhängnißvoll wurden.

Wie die Königin die Schreckensnachricht aufgenommen hat, welche Gefühle sie bestürmt haben, vermögen wir nicht zu sagen. Unzweifelhaft indessen durchschaute die scharfsinnige Fürstin bald den Zusammenhang; allein was konnte ihr das helfen? Hatte sie in den frühern Krisen ihrer Regierung stets eine Partei ergebener Anhänger gehabt, die ihre Sache geführt, so war ihr diese Stütze jetzt entzogen. Gerade den hervorragendsten und mächtigsten unter ihren Anhängern, den Grafen Bothwell, bezeichnete die Volksstimme sofort als den Mörder. Der stolze Graf scheint weder bei der Vorbereitung der That, noch, da er sich hinlänglich gesichert glauben mochte, nach ihrer Vollbringung vermieden zu haben, gegen sich Verdacht hervorzurufen; übrigens waren auch in der verhängnißvollen Nacht seine Diener in der Nähe des Thatortes mehrfach bemerkt und erkannt worden. Maria that dem gegenüber, was in ihren Kräften stand; sie versammelte den Gerichtshof, um die Sache zu untersuchen, und berief das Parlament, um, was weiter erforderlich sei, beschließen zu lassen. Bothwell wurde denn auch, da verschiedene Anzeigen gegen ihn einliefen und namentlich Graf Lennox, der Vater des Ermordeten, wider ihn klagbar wurde, vor Gericht gestellt; allein dessen Präsident und Beisitzer waren seine Mitverschworenen; ihre Unterschriften standen auf jenem Bond, den er in seiner Tasche hatte; da war das gerichtliche Verfahren lediglich eine Komödie. Man hütete sich wohl, da nachzuforschen, wo etwas zu finden gewesen wäre. Der Hauptkläger aber, Lennox, hatte nicht gewagt, sich in Edinburgh blicken zu lassen. So wurde Bothwell von jedem Verdacht der Urheberschaft des Mordes freigesprochen. Zum Ueberfluß bestätigte auch noch das Par-

Digitized by Google

lament, als es im April zusammentrat, diesen Richterspruch. Das machte denn Bothwell nur um so zuversichtlicher; schon glaubte er, daß ihm nun nichts mehr mislingen könne, und ging mit raschen Schritten auf sein Ziel los. Kaum war — am 17. April — jene Erklärung des Parlaments erfolgt, so lud er die hervorragendsten Mitglieder desselben nach der sogenannten Ainslie Tavern zum Abendessen („Ainslie Supper") ein. Als hier der Becher fleißig die Runde gemacht, holte der Gastgeber einen Bond hervor, welcher nochmals seine Unschuld an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen betonte und ihn sogar der Königin bei der Wahl eines Gatten zu besonderer Berücksichtigung empfahl. Ohne Schwierigkeit erreichte er, daß die Anwesenden fast ausnahmslos diesen Bond mit ihrer Unterschrift versahen. Jetzt wandte sich Bothwell an die Königin selbst und trug ihr, ohne indessen jenes Bonds zu erwähnen, geradezu seine Hand an. Maria wies ihn, wie vorauszusehen war, ab; er aber beschloß, Gewalt zu brauchen und was ihm nicht gutwillig gewährt ward, sich zu erzwingen. Als Maria am 24. April von Stirling, wo sie ihren jungen Sohn besucht hatte, mit geringer Begleitung nach Edinburgh heimkehrte, lauerte er ihr bei einer Brücke nahe der Stadt mit starker Mannschaft auf, umgab ihren Zug mit den Seinen und führte sie dergestalt mit starker Escorte nach Dunbar. Hier sah sich die Königin wie eine Gefangene behandelt. Und diesmal regte sich im Lande kein Arm für sie; jetzt zeigte sich vollauf, wie verhängnißvoll für Maria das Zusammengehen der beiden mächtigsten Adelsparteien war; die Königin befand sich unrettbar in der Gewalt ihres Entführers. Dieser aber ließ nichts unversucht, um ihren Widerstand zu brechen; er zeigte ihr jetzt den Bond mit den Unterschriften fast aller maßgebenden Männer im Lande, deren Uebereinstimmung mit seinem Vorgehen ihre völlige Theilnahmlosigkeit für die verrathene Fürstin nur allzu deutlich an den Tag zu legen schien. Andererseits ließ es Bothwell auch an Drohungen nicht fehlen; ja, er soll sogar die roheste physische Gewalt nicht gescheut haben. Endlich fügte sich die Königin und ergab sich in ihr Geschick. Jetzt erst, am

Digitized by Google

6. Mai, nachdem er sie so lange in Dunbar festgehalten hatte, führte Bothwell die Königin nach Edinburgh. Hier mußte sie eine Erklärung abgeben, daß sie jenem für die Beleidigung, die er ihr angethan, indem er sich ihrer Person bemächtigt, mit Rücksicht auf seine frühern großen Verdienste, sowie der Dienste, die sie noch in Zukunft von ihm erwarte, Verzeihung gewähre und ihn zu hohen Ehren erheben wolle. Inzwischen hatte Bothwell bereits die Scheidung von seiner Gemahlin, der Schwester des Grafen von Huntley, mit dessen Zustimmung erwirkt, sodaß der Eingehung seiner unseligen Ehe mit Maria nichts mehr im Wege stand. Schon am 14. Mai wurde, nachdem Bothwell zum Herzog von Orkney ernannt worden war, der Heirathscontract aufgesetzt und unterschrieben und am 15. war Maria das Weib ihres Entführers.

Es bedarf nicht vieler Worte, um jene Auffassung zu widerlegen, welche behauptet, Maria habe sich von Bothwell gutwillig, nach vorher zwischen ihnen beiden verabredetem Plan, entführen lassen, um so der öffentlichen Meinung gegenüber weniger schuldig zu erscheinen. Diese Auffassung gründet sich, wie man sogleich sieht, auf die Voraussetzung jener Liebe zwischen Bothwell und Maria; fällt also diese Voraussetzung, so kann auch die Folgerung nicht bestehen bleiben. Trotzdem muß Maria's Verhalten befremden. Sollte sie sich wirklich Bothwell's nicht haben erwehren können? Vielleicht hätte sie es vermocht, wenn sie im Vollbesitz ihrer physischen und seelischen Kräfte gewesen wäre. Allein es ist kein Zweifel und erklärt manches, was in Maria's Verhalten in dieser Periode ihres Lebens auffallend erscheinen könnte, daß wir in ihr nicht mehr das muthvolle, kühne, entschlossene lebensfrohe Weib vor uns haben, als welches sie uns früher erschienen war. Die Aufregungen des letzten Jahres hatten sammt wiederholter körperlicher Krankheit sie aufgerieben, ihre Lebenskraft geschwächt, die wunderbare Elasticität ihres Geistes gelähmt. Und wohl hätte das, was Maria seit der Ermordung Riccio's erlebt und durchgemacht, selbst eine stärkere Natur beugen können. Dazu entsinnen wir uns, daß Maria im Sommer 1566 ein Wochenbett zu bestehen gehabt hatte, daß

Digitized by Google

sie dann im Spätherbst von einem Fieber ergriffen worden war, welches sie bis an den Rand des Grabes brachte. Obwol aber Maria's von Haus aus kräftige Natur die Gewalt der Krankheit überwand, scheint sie ihre frühere Gesundheit nicht völlig wiedererlangt zu haben; kurz darauf, im December, hören wir, daß die Königin über Schmerzen in der Seite klagt, welche noch nach Monaten wiederkehrten. Ein Bericht aus dem Februar 1567 spricht ferner von wiederholtem heftigen Erbrechen und zahlreichen Ohnmachtsanfällen, denen die Königin ausgesetzt war. Um so weniger ist es zu verwundern, daß auch Maria's Stimmung eine gedrückte war. Als sie im Herbste 1566 von ihrem Krankenlager aufstand und man sie zur Genesung beglückwünschte, äußerte sie schwermüthig, es wäre vielleicht besser für sie gewesen, wenn sie nicht wieder erstanden wäre. Hierhin gehört auch die fast krankhafte Sehnsucht, nach Frankreich zurückzukehren, welche Maria in diesen Monaten mehrfach an den Tag legte. Tiefe Schwermuth bedrücke ihr Gemüth, berichten übereinstimmend Lethington und der französische Gesandte gegen Ende 1566. Kein Zweifel, Maria war gebeugt, gebrochen an Körper und Geist. In glücklichern Tagen würde ihr wol ihr erfinderischer Geist ein Mittel eingegeben haben, um wenigstens dem Aeußersten, der Heirath mit Bothwell, zu entgehen; jetzt aber versagte ihr alles; weder von außen kam Hülfe, noch fand sie bei sich selbst einen Ausweg; so beugte sie sich dem, was unabwendbar erschien. Freilich nicht in stummer Resignation, sondern widerstrebend und voll banger Ahnungen ging sie mit Bothwell zum Altar. Noch am Hochzeitstage selbst fand man sie in Thränen aufgelöst; sie wünschte sich brünstig den Tod; kurz darauf hörte man sie einst in heller Verzweiflung laut aufschreien, man möge ihr doch ein Messer reichen, damit sie sich von der Qual des Daseins befreie.

Und doch konnte Maria noch nicht ahnen, wie unsäglich viel Leid ihr die Zukunft noch bringen werde. Sie glaubte vielleicht, durch die Heirath mit Bothwell den Wünschen ihrer Unterthanen entsprochen zu haben, und hoffte, für das Opfer, welches sie brachte, wenigstens dadurch entschädigt zu werden,

Digitized by Google

daß sie im Lande ruhigere, gefestigtere Zustände platzgreifen sähe. Aber nur zu bald sollte sie darüber eines andern belehrt werden.

Nichts lag den Lords ferner, als Bothwell mit der Hand der Königin die Summe der Gewalt im Lande erlangen zu lassen. Er mußte, nachdem er ihnen als Werkzeug gedient hatte, fallen, und gerade seine Vermählung mit Maria sollte ihn verderben. Bisher nämlich hatte Bothwell eine gefährliche Waffe wider seine Mitschuldigen besessen in jenem Bond über die Ermordung Darnley's, der in seinem Besitz war und den er, wenn man ihn zum Aeußersten brachte, vorlegen mochte, um mit der seinen auch die Schuld der übrigen Großen zu erhärten. Das aber war jetzt kaum noch zu besorgen; seitdem Bothwell die Königin, die Witwe des Ermordeten, geheirathet, schien es undenkbar, daß er sich je zu der schwarzen That bekennen werde; er wäre sofort gerichtet gewesen und hätte den Lohn seines ehrgeizigen Strebens und Handelns für immer unwiederbringlich verloren. Darauf rechneten die Lords. Mit einer Treulosigkeit und Heuchelei, von welcher es schwer sein möchte, in der Weltgeschichte noch viele Beispiele ausfindig zu machen, stehen jetzt die Männer, welche sich mit Bothwell zur Ermordung Darnley's verbunden und Leib und Leben daranzusetzen versprochen hatten, um gemeinsam mit ihm die That zu vertreten, welche dann selber noch ihre Unterschrift dazu gegeben hatten, daß der Earl der Königin zum Gemahl empfohlen werde, nunmehr wider Bothwell auf als Rächer des ermordeten Königs und Befreier der vergewaltigten Herrscherin. Noch ehe die unselige Vermählung Bothwell's mit der Königin vollzogen ward, traten die Lords zusammen, setzten aufs neue einen Bond auf, in welchem sie sich gegen Bothwell verbanden, und rüsteten den Aufstand. Sie zogen unter einer Fahne einher, auf welcher der blutige Leichnam des Erschlagenen abgebildet und dem Mörder die Rache und der Fluch des Himmels angedroht war.

Unleugbar aber richtete sich diese Bewegung zugleich gegen Maria Stuart. Es war leerer Schein, wenn sich die Empörer

Digitized by Google

das Ansehen gaben, für diese streiten, sie aus den Händen Bothwell's erretten zu wollen; thatsächlich bedrohte, seitdem Maria sich mit Bothwell, wennschon widerwillig genug, verbunden hatte, die Erhebung gegen den letztern die Macht und Autorität der Krone. Ja, die folgenden Ereignisse zeigen deutlich, daß, wenn man Bothwell nannte, man im Grunde Maria meinte; durch und mit Bothwell wollte man auch diese verderben. Nur darüber kann man zweifelhaft sein, ob die Beseitigung Maria's von Anfang an, d. h. schon vor Darnley's Tode, von den Lords geplant worden ist, oder ob erst die weitere Entwickelung der Dinge dieselben dahin gebracht hat, dieses Ziel zu verfolgen? Eine sichere Antwort läßt sich auf diese Frage nicht geben; doch darf man sich überzeugt halten, daß Männern wie Murray und Lethington, die von vornherein entschlossen waren, nichts unversucht zu lassen, was dazu führen könne, die leitende Gewalt in Schottland sicher und dauernd in ihre Hände zu bringen, nicht lange verborgen bleiben konnte, wie günstig es für sie sei, wenn Maria vom Throne gedrängt werde und infolge dessen wieder einmal auf lange Jahre hinaus ein vormundschaftliches Regiment eingerichtet werden müsse.

Schon Anfang Juli 1567 erfolgte ein förmlicher Aufstand; an der Spitze erblicken wir Morton, Argyle, Kirkcaldy of Grange, Ruthven, Lindsay, Lethington u. a.; die Empörer bemühten sich vor allem, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, indem sie, von den presbyterianischen Geistlichen unterstützt, nicht abließen, die Schändlichkeit der Verbrechen Bothwell's in den grellsten Farben zu malen. Allein der Erfolg dieses Vorgehens beschränkte sich im wesentlichen darauf, daß die Hauptstadt Edinburgh, die Stätte aller Frevel der letzten Zeit, mit den Aufständischen gemeinsame Sache machte; im übrigen Lande dachte man kühler und scheint die Empörung als das aufgefaßt zu haben, was sie in der That war: ein Unternehmen ehrgeiziger Adeliger zum Umsturz eines Regiments, welches ihnen nicht genug Einfluß einräumte. John Knox selbst verbarg nicht seine Unzufriedenheit darüber, daß die Betheiligung an dem Aufstande eine so geringe sei. Und unzweifelhaft wären die Empörer

Digitized by Google

unterlegen, wenn ihnen nicht die schwer begreifliche Unbesonnenheit Maria's einen leichten Sieg verschafft hätte. Wenn irgendetwas, so zeigt Maria's Verhalten bei dieser Krisis, daß die glänzenden Eigenschaften, die sie früher bei ähnlichen Gefahren bewährt, von ihr gewichen waren. Während Edinburgh, wie oben erwähnt, sich den Rebellen angeschlossen hatte, besaßen Maria und Bothwell in der Festung Dunbar einen sichern Stützpunkt, den zu bedrohen oder ihnen gar zu entreißen die Macht der Aufständischen bei weitem nicht genügte. Hier konnten die Königlichen also in voller Ruhe ihre Rüstungen vollenden und ihre Anhänger an sich ziehen. Noch wenige Tage, so durften sie sicher sein, eine Macht um sich zu sehen, mit der sie den Aufständischen nicht nur die Spitze zu bieten, sondern dieselben vielleicht ohne Kampf vor sich herzuscheuchen oder ihre Scharen zu zersplittern im Stande gewesen wären. Allein Maria hielt es nicht länger in Dunbar. Vielleicht in sehr unzeitiger Erinnerung an die Vorgänge vom März 1565, wo ein rascher Anmarsch gegen die Hauptstadt sie unverzüglich zum Siege geführt, verließ sie alsbald mit Bothwell und einer rasch zusammengebrachten ebenso ungenügenden wie unzuverlässigen Truppe die schützende Feste und marschirte auf Edinburgh. Zwei Stunden vor der Stadt traf sie auf die Lords, welche mit ihrem an Zahl weit überlegenen, wohldisciplinirten Heere auf den sogenannten Carberry Hills Stellung genommen hatten. Noch immer jedoch betheuerten die Aufständischen, daß sie nicht gegen die Königin stritten, diese vielmehr an Bothwell wegen der Vergewaltigung, welcher sie durch ihn ausgesetzt gewesen, zu rächen beabsichtigten. Bothwell erbot sich deshalb, seine Sache im Zweikampf gegen jeden der Lords, der sich ihm stellen wolle, zu verfechten. Allein das verbot Maria. Schon zeigten sich indessen bei ihren Truppen Spuren einer höchst bedenklichen Unbotmäßigkeit. Maria erkannte das Gefährliche ihrer Lage; sie ertheilte ihre Zustimmung, daß die Sache durch das Gottesurtheil eines Zweikampfes, zu welchem sich auf der Seite ihrer Gegner Lord Lindsay erboten hatte, entschieden werde. Doch war es bereits zu spät; von der Mehrzahl ihrer Soldaten ver-

Digitized by Google

lassen, sah sie sich in der Gewalt der Lords. Sie mußte capituliren. Ohne Schwierigkeit bewilligten die Sieger den Abzug dessen, gegen den angeblich ihre Erhebung gerichtet war; Bothwell durfte ungekränkt abziehen; von Maria getrennt, erschien er ihnen nicht mehr gefährlich. Die Königin aber mußte den Lords nach Edinburgh folgen. Es wird uns erzählt, daß die Fürstin, als man sie dergestalt, einer Gefangenen gleich, nach der Hauptstadt escortirte, sich in leidenschaftlichen Drohungen wider ihre Besieger ergangen habe. Die Behandlung indessen, die sie erfuhr, die Schmähungen des Pöbels, die kalte Grausamkeit der Lords, welche sie in ein enges Gemach einsperren und für ihr Leben fürchten ließen, brachen ihren Muth; sie verfiel in Verzweiflung. Trotzdem weigerte sie sich, von Bothwell abzulassen; gewiß nicht aus Liebe zu ihm; auch wol nicht aus einer gewissen Hochherzigkeit, die den, der einmal mit ihr als Gatte verbunden war, nicht fallen lassen wollte, sondern offenbar in der Erkenntniß, daß, wenn sie Bothwell aufgebe, sie seine Schuld an der Ermordung Darnley's zuzugeben scheine und damit auch gegen sich selbst den schlimmsten Verdacht erwecken werde, als ob sie um seine Schuld gewußt habe, ja wol gar die eigentliche Urheberin des Verbrechens gewesen sei. Ohnehin ließen es sich die Lords angelegen sein, die öffentliche Meinung jetzt nicht nur wider Bothwell, sondern auch gegen die Königin zu erregen. Kurze Zeit nach der Gefangennahme der letztern tauchten zum ersten mal widerspruchsvolle Berichte von einem oder mehrern Briefen der Königin auf, welche geeignet sein sollten, dieselbe schwer zu compromittiren. In der That waren die Lords jetzt entschlossen, Maria unschädlich zu machen. Nur einen Tag blieb diese in Edinburgh; dann sandte man sie, unter der Escorte der Lords Ruthven und Lindsay, vielleicht der rohesten und gewaltthätigsten unter allen Adeligen, in das uneinnehmbare Schloß Lochleven im gleichnamigen See. Hier wurde sie der Obhut der Margarethe Douglas übergeben, der ehemaligen Geliebten ihres Vaters, welche von diesem die Mutter des Grafen

Digitized by Google

von Murray geworden war. Und wenn schon dieses Verhältniß auf den verborgenen Anstifter aller dieser Dinge hinweist, so verdient es wol Beachtung, daß Murray bereits im Jahre 1565 bei seiner Erhebung gegen die Königin daran gedacht haben soll, diese in Lochleven einzuschließen.

In der That schien diejenige Partei, welche seit mehr als zwei Jahren unabläſſig gegen die Krone intriguiert und alle Mittel in Bewegung gesetzt hatte, um sich die Herrschaft zu erhalten oder diese in vollem Umfange zurückzugewinnen, jetzt ans Ziel gelangt zu sein. Die Königin wurde von den Lords geradezu für abgesetzt erklärt; um ihr Leben zu retten, mußte Maria einwilligen, daß man ihren Sohn, den einjährigen Jakob, an ihrer Statt krönte und Murray, der inzwischen in England und Frankreich unabläſſig thätig gewesen war, den guten Ruf seiner Schwester zu untergraben, jetzt aber, da der beispiellose Verrath, den er gesponnen, so trefflich geglückt, nach Schottland zurückkam, mit der Regentschaft betraute. Wol war der Anhang der Königin noch unbesiegt; allein bei der anscheinenden Unmöglichkeit, Maria ihrem Kerker zu entreißen, schien jede zu ihren Gunsten unternommene Bewegung von vornherein aussichtslos. So fügte sich die Mehrzahl der Anhänger Maria's und erkannte den bestehenden Zustand an. Auch Bothwell wurde rasch völlig unschädlich gemacht. Er hatte sich auf die See geworfen und ein kleines Geschwader zusammengebracht, mit welchem er die Inseln im Norden von Schottland beunruhigte. Aber auch hier traten ihm die Lords mit Erfolg entgegen; ihre Seemacht zersprengte die seine; er selbst entkam ihnen zwar, wurde aber bald darauf an der norwegischen Küste aufgegriffen und gefangen nach Dänemark gebracht. Und wenngleich die dänische Regierung seine Auslieferung an seine schottischen Todfeinde verweigerte, so erlangte er doch die Freiheit nicht zurück; er starb im Jahre 1577 als Gefangener auf einem dänischen Schlosse.

Dagegen war Maria's Rolle noch nicht ausgespielt. Ihr kam zunächst zu statten, daß Murray's durchgreifende Verwaltung bald überall im Lande Unzufriedenheit hervorrief. Ohne-

Digitized by Google

hin erschien seine Regierung als ein Parteiregiment, welches alle diejenigen, die nicht zu seinem speciellen Anhang gehörten, unwillig ertrugen. Was mußte es unter diesen Umständen für einen Eindruck machen, als im Frühling 1568, da die Unzufriedenheit bereits bis zum Gipfel gestiegen war, das Gerücht sich verbreitete, die Königin sei aus Lochleven entkommen! Und so war es in der That. Maria's Schönheit und Anmuth, der sich das Mitleid über ihr Unglück beigesellen mußte, hatte ihr auch unter der Besatzung von Lochleven Freunde geworben, die ihr zur Befreiung die Hand reichten. Ein erster Fluchtversuch im März 1568 war jedoch misglückt. Schon hatte die Fürstin, als Wäscherin verkleidet, den Kahn bestiegen, der sie an das rettende Ufer bringen sollte, als die ungestüme Neugier eines der Fährmänner, welcher ihr die Kapuze vom Haupte entfernen wollte, um ihr Gesicht zu sehen, sie bewog, abwehrend den Arm auszustrecken, dessen blendende Weiße alsbald Verdacht erweckte und zur Entdeckung führte. Ein zweites mal war sie glücklicher. Ihr Helfer, der sogenannte kleine Douglas, ein Verwandter der erwähnten Schloßherrin Margarethe Douglas, hatte sich eines Abends — es war am 2. Mai 1568 — durch List der Schlüssel bemächtigt; mit deren Hülfe gelangte die Königin unter dem Schutze des nächtlichen Dunkels unbemerkt aus dem Schlosse und gewann das Ufer des Sees, wo Pferde bereit standen. Sie bestieg eins derselben und erreichte ohne Unfall das Schloß der ihr treu ergebenen Hamiltons, wo sie in Sicherheit war. Die Kunde von ihrer Flucht setzte abermals das ganze Land in Bewegung. Katholiken und Reformirte, alte und neue Anhänger sammelten sich um sie, darunter nicht wenige, die noch bei Carberry wider sie gestanden hatten. Dagegen sah sich die Partei Murray's, die auf Gegenwehr durchaus nicht vorbereitet war, mit einem mal in der gefährdetsten Lage. Allein wiederum verstand es Maria nicht, den Sieg, der sich ihr von selbst darbot, an sich zu fesseln. Wollte sie den Fehler, welchen sie im vorigen Jahre begangen hatte, diesmal vermeiden? Genug, sie säumte jetzt, wo doch der Augenblick so unwiederbringlich günstig war. Diesmal hätte ein

Digitized by Google

raſcher Vorſtoß gegen Glasgow, wo der Regent ſich aufhielt, ohne Zweifel zum mindeſten den Erfolg gehabt, dieſen von dort zu vertreiben und ihn zu verhindern, eine größere Streitmacht um ſich zu ſammeln. Aber Maria ließ ihm vollkommen Zeit, ſich von ſeiner erſten Ueberraſchung zu erholen und ſeine Vorkehrungen zu treffen. Dann erſt verließ ſie mit ihrem Heere das Schloß Hamilton. Sie gedachte nach Dumbarton zu ziehen; aber bereits hatte ihr der Regent den Weg dorthin verlegt und am Clyde auf den Höhen von Langſide Stellung genommen. Die Königlichen waren diesmal an Zahl überlegen; dafür hatte der Regent den Vortheil der Stellung, die er ausgeſucht hatte, und der beſſern Bewaffnung, Führung und Disciplin ſeiner Truppen. In Maria's Heere fehlte es an Einmüthigkeit und tüchtiger Führung; Eiferſüchteleien zwiſchen den einzelnen Adeligen blieben nicht aus; die Hamiltons wollten ſchlagen, ehe weiterer Zuzug herankäme, damit ſie allein die Ehre erwürben, die Königin gerettet zu haben; andere wollten die Ankunft von Verſtärkungen, welche unter den Lords Huntley und Ogilvie in ſtattlicher Zahl auf dem Anmarſch waren, abgewartet wiſſen. Unleugbar wäre letzteres angebracht geweſen; aber die Königin, gleich als wolle ſie ihre anfängliche thörichte Zögerung wieder gut machen, neigte den Hamiltons zu, wodurch ſie freilich nur in den entgegengeſetzten Fehler verfiel. So kam es alsbald, am 13. Mai 1568, zur Schlacht. Dieſe wurde durch die Hamiltons eröffnet, welche die Vorhut übernommen hatten. Sie ſtürmten einen Hohlweg, den die Avantgarde der Feinde unter Lord Hume beſetzt hatte, und drangen auf die Kernſchar des Grafen Morton ein, die aber tapfer Widerſtand leiſtete. Längere Zeit ſtand der Kampf, bis Kirkcaldy von Grange, welcher auf Seite des Regenten den Oberbefehl führte, friſche Truppen herbeibrachte, von denen ſich die Hamiltons zugleich in der Front und von der Seite angegriffen ſahen. In Unordnung gebracht, begannen ſie jetzt zu fliehen und fielen auf die nachrückenden Scharen der Königin zurück, welche durch ſie in Verwirrung geſetzt und mit fortgeriſſen wurden, noch ehe ſie in den Kampf hatten eingreifen können.

Digitized by Google

Die Königin selbst hatte von einem nahen Hügel dem Verlaufe der Schlacht zugesehen; als sie jetzt die Flucht der Hamiltons und die Verwirrung der übrigen wahrnahm, gab sie fassungslos ihrem Roß die Sporen und verließ fliehend das Schlachtfeld. Erst hierdurch war der Sieg für den Regenten gesichert; er soll denselben mit dem Verlust von einigen wenigen Leuten erkauft haben, während die Besiegten große Verluste, mehr indeß auf der übereilten Flucht als in der Schlacht, erlitten; von den Hamiltons waren allein funfzig Edelleute gefallen. Trotzdem war durch diesen Kampf, der im ganzen dreiviertel Stunden gewährt haben soll, noch nichts entschieden; die Sache Maria's war keineswegs verloren. Leicht mochte sie ihre zersplitterten Scharen wieder um sich versammeln, die schon in der Nähe befindlichen Zuzüge ihrer Anhänger an sich ziehen: so war sie den Rebellen noch immer gewachsen, wo nicht überlegen. Allein Maria schien durch den erneuten Miserfolg völlig unvermögend geworden zu sein, ihre Lage zu durchschauen. Sie wurde von der blinden Furcht getrieben, den Gegnern aufs neue in die Hände zu fallen. In unaufhaltsamer, tagelang unter den größten Entbehrungen fortgesetzter Flucht eilte sie bis in den äußersten Südwesten ihres Reiches. Auch hier waren ihre Anhänger ihr nahe; der ganze Süden des Landes war für sie; aber in ihr hatte sich bereits die Vorstellung festgesetzt, daß sie ohne auswärtige Hülfe ihrer Gegner nicht Herr werden könne. Und in unseliger Verblendung suchte sie diese Hülfe in England! Wol mahnten ihre Begleiter dringend ab. Wollte sie das Land verlassen, so stand ihr der Weg nach Frankreich frei, nach dem Lande, in welches sie zurückzukehren so oft sich gesehnt hatte. Aber sei es, daß Maria fürchtete, unterwegs den schottischen Lords in die Hände zu fallen, sei es, daß sie sich schämte, da als mittellose Schutzflehende zu erscheinen, wo sie als Königin geboten hatte: genug, sie blieb auf ihrem Sinne. Von ihrem natürlichen Scharfblick gänzlich verlassen, baute sie ihre Hoffnungen für die Zukunft auf die schmeichlerischen Briefe, die wiederholten Hülfszusicherungen Elisabeth's. Ihre Begleiter ließen sich schließlich von der bethörten Fürstin eine Erklärung

Digitized by Google

ausstellen, daß es gegen ihren Rath geschehe, wenn Maria sich nach England wende. Sie witterten Unheil; freilich ahnten auch sie wol nicht, wie fürchterlich ihre Herrin dieses übereilte Vertrauen zu büßen haben werde.

Es war am 16. Mai 1568, daß Maria, mit einem Gefolge von achtzehn Personen, unter denen sich drei protestantische Lords, Herries, Seton und Fleming befanden, in einem Fischerkahn über den Solwey setzte, jenen Meeresarm, welcher Schottland und England trennt. Sie landete zu Workington in Cumberland, von wo sie ihren Weg nach der nächstgelegenen größern Stadt Carlisle nahm, deren Commandant, von ihrer Ankunft im voraus unterrichtet, sie in Workington eingeholt hatte.

So hatte die Fürstin den Boden Englands betreten, ohne zu ahnen, daß dieses ihr zum Gefängniß werden sollte, in welchem es der Fünfundzwanzigjährigen beschieden war, ihre ganze übrige Lebenszeit zu vertrauern, um schließlich, von fremden, nur allzu parteiischen Richtern gerichtet, den Tod der Verbrecherin zu sterben, als das erlauchteste Opfer, welches wol jemals der unerbittlichen „Staatsraison" gebracht worden ist.

Von jeher hat das Verhalten Elisabeth's von England gegen die unglückliche Schwesterkönigin, welche sich freiwillig voll Vertrauen in ihre Gewalt begeben hatte, scharfen Tadel erfahren; selbst die eifrigsten Lobredner der großen Königin sind in Verlegenheit, wie sie ihr Benehmen in dieser Angelegenheit beschönigen wollen. Bei alledem ist Elisabeth vielleicht nicht in dem Maße schuldig, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte; wenigstens der Vorwurf ist ihr zu ersparen, daß jene Zusicherungen, die sie Maria wiederholt gemacht, nicht aufrichtig gemeint, sondern von vornherein von der Absicht eingegeben gewesen seien, jene in ihre Netze zu ziehen und sie dann unschädlich zu machen.

Dem ist keineswegs so. Vielmehr zeigt Elisabeth von Anfang an den schottischen Dingen gegenüber ein unaufhörliches Schwanken, welches darauf zurückzuführen ist, daß sie, sozusagen, mit dem Herzen auf Maria's Seite steht, mit dem Ver-

Digitized by Google

ſtand aber den Gegnern der Königin, dem Grafen Murray und deſſen Partei, zuneigt. Auf der einen Seite zieht ſie ihr dynaſtiſches Gefühl zu Maria, der nahen Verwandten, der Gleichgeſtellten hin, welche wie ſie Königin von Gottes Gnaden iſt, welche in ihren Kämpfen gegen die aufſtändiſchen Lords die Sache der Krone überhaupt, die Autorität des Fürſtenthums gegen aufſtändiſche Rebellen vertritt. Allein dieſen Geſichtspunkten ſteht bei Eliſabeth die Furcht gegenüber, daß Maria's Obſiegen die reformirte Religion gefährden möge, und zwar nicht nur in Schottland, ſondern bei der Stärke des katholiſchen Elements in England war zu beſorgen, daß eine katholiſche Reſtauration in Schottland das benachbarte Reich in Mitleidenſchaft ziehen und damit zugleich Eliſabeth's Thron gefährden werde. Ohnehin mußte Eliſabeth beſorgen, daß die katholiſchen Elemente in ihrem Lande im geheimen ihre Hoffnung auf Maria, als die präſumtive Nachfolgerin, ſetzten, und wennſchon dieſe weder im eigenen Reiche ſich als Verfechterin der alten Religion geberdet, noch auch je, abgeſehen von jener Demonſtration mit Annahme des engliſchen Wappens, welches ſie doch alsbald wieder hatte fallen laſſen, verſucht hatte, ihre Thronanſprüche in England in einer Eliſabeth feindlichen oder für dieſelbe bedrohlichen Weiſe zur Geltung zu bringen: ſo beherrſchten doch die großen Gegenſätze des katholiſchen Syſtems, zu dem ſich Maria hielt, und des Proteſtantismus, auf dem Eliſabeth's Thron gegründet war, das Zeitalter in dem Maße, daß der Vortheil der beiden Königinnen unmöglich immer Hand in Hand gehen konnte und zumal Eliſabeth es als in ihrem Intereſſe gelegen erkennen mußte, daß in Schottland die proteſtantiſche Oppoſition wider das katholiſche Königthum nicht gänzlich unterdrückt werde. Sie hat daher die Gegner der Krone, wie ſchon zu den Zeiten der Regentin, ſo wider Maria Stuart faſt unabläſſig unter der Hand gefördert und geſtützt. Die Lords wußten, daß ſie gegen die eigene Herrin ſtets einen Rückhalt an England beſaßen; ohne dieſen würden ſie nicht im Stande geweſen ſein, ſich zu halten. Freilich ſah dann Eliſabeth auch wiederum die Verminderung der Macht der Krone in

Digitized by Google

Schottland nicht gern, und Theorien von dem Rechte des Widerstandes gegen die Obrigkeit, wie sie Knox und dessen Anhang vertrat, konnten der stolzen Tudor unmöglich angenehm in die Ohren klingen. So erklärt es sich, daß Elisabeth in Schottland gelegentlich auch wol die Partei der Krone nahm oder zu nehmen schien, wie insbesondere nach dem Aufstande von 1567; bei der Nachricht von der Bewältigung und Einkerkerung Maria's äußerte sich jene über die Aufständischen in den unzweideutigsten Ausdrücken der Erbitterung und floß von Zusicherungen des Mitleids und Hülfsanerbietungen an die gefangene Fürstin über, die wenigstens in dem Augenblick, wo sie geäußert wurden, ehrlich gemeint waren. Und eben diese Aeußerungen und Anerbietungen der Nachbarkönigin sind es gewesen, die Maria in den verhängnißvollen Irrthum gestürzt haben, daß Elisabeth ihr wider ihre Unterthanen zu Hülfe kommen würde. Seltsam genug übersah die scharfsinnige Fürstin dabei gänzlich, daß Elisabeth an ihrer Seite bewährte Rathgeber hatte, die, weil sie von jedem dynastischen Gefühl naturgemäß frei waren, in Maria lediglich die Verkörperung eines ihrer Herrin und ihrem Lande wie auch ihren Personen feindlichen Princips sehen mußten. Diese Auffassung aber, der sich Elisabeth nicht selten mit Entschiedenheit widersetzt hatte, gewann seit Maria's Verweilen in England naturgemäß an Boden; denn wäre es nicht für Elisabeth ein Schnitt ins eigene Fleisch gewesen, Maria's Sache zu vertreten und sie mit Gewalt auf den Thron zurückzuführen? Bedeutete es nicht den Untergang der protestantischen Partei in Schottland, wenn dort die schwer gereizte Fürstin nochmals die Oberhand gewann? Dazu kam, daß Maria's Erscheinen im Norden Englands alsbald die Sympathien der gerade hier besonders starken katholischen Bevölkerung erweckte, was die englische Regierung zu um so größerer Vorsicht mahnen mußte. So vertrat Elisabeth wol im ersten Augenblick mit Nachdruck die Absicht, dem Vertrauen der Hülfesuchenden zu entsprechen und sich ihrer gegen ihre rebellischen Unterthanen anzunehmen; allein es scheint ihren Ministern, vor allem dem gewandten Wilhelm Cecil, nicht allzu

Digitized by Google

schwer geworden zu sein, sie davon abzubringen. Was aber sollte nun mit Maria geschehen? Die Sache lag anscheinend einfach genug. Wollte man ihr nicht helfen, so mochte man ihr das erklären und sie veranlassen, das Land zu räumen, sei es, um nach Schottland zurückzukehren und dort noch einmal auf eigene Faust das Glück zu versuchen, oder um anderswo Hülfe zu suchen. Das wäre der einfachste, ja der einzig gebotene Weg, zugleich aber auch für England das weitaus Nützlichste gewesen Allein eine anscheinend überkluge, in Wahrheit aber ebenso kurzsichtige wie niederträchtige Diplomatie erlaubte es nicht, den kostbaren Fang, den man unversehens gemacht, wieder preiszugeben; schon sehr bald tritt im englischen Staatsrathe die Ansicht auf, man dürfe Maria weder nach Schottland zurückkehren, noch etwa nach Frankreich gelangen lassen; vielmehr müsse man sie auch gegen ihren Willen in England zurückhalten. Und nach kurzem Bedenken ist auch Elisabeth dieser Ansicht beigetreten. Ja, nicht genug damit, daß sie auf diese Weise den schnödesten Rechts- und Vertrauensbruch sanctionirte, indem sie zugab, daß eine durchaus unabhängige, souveräne Fürstin, die sich mit England officiell im Frieden befand, auf englischem Boden gleichsam als Verbrecherin behandelt und ohne eine Spur von Recht gefangen gehalten und allen möglichen Beschränkungen unterworfen wurde: Elisabeth beginnt jetzt ihrer Nachbarkönigin gegenüber ein Spiel, welches sie als eine Meisterin in der Kunst der Lüge und Heuchelei erscheinen läßt. Unaufhörlich ködert sie die Unglückliche mit den feierlichsten Zusicherungen, die sie vor Gott und der Welt verbürgt, die sie nichtsdestoweniger von Anfang an nicht zu halten gedenkt und mit der größten Unverfrorenheit verletzt und mißachtet, indem sie Maria's Hülflosigkeit in geradezu schamloser Weise ausbeutet. Auch genügt es ihr nicht, Maria der Freiheit beraubt zu haben; sie plant, ihr auch das köstlichste Gut der Gefangenen, ihren guten Namen, zu entwenden. Um nämlich einen, wenn auch noch so fadenscheinigen Vorwand für die Gefangenhaltung Maria's zu gewinnen, beschloß die englische Regierung, sich der Anschuldigungen zu bedienen, welche die

Digitized by Google

Gegner Maria's in Schottland wider sie ausgestreut hatten. Eine Art schiedsrichterlichen Verfahrens sollte in Scene gesetzt werden, welches vermuthlich bestimmt war, mit der Verurtheilung Maria's zu enden, womit diese dann der Gnade Elisabeth's anheimgegeben zu werden schien. —

Noch von Schottland aus und sodann gleich nach ihrer Landung in England hatte die Flüchtige sich brieflich an Elisabeth gewandt, ihr erklärt, daß sie nächst Gott ihre Hoffnung auf ihre „gute Schwester" setze, und gebeten, vor ihr erscheinen zu dürfen. Allein Elisabeth ließ ihr sagen, sie könne sie nicht eher empfangen, als bis sie sich von den Anklagen, die wider sie erhoben seien, gereinigt habe. Maria war indignirt; sie verbarg sich nicht, daß das Vertrauen, welches sie auf Elisabeth gesetzt, voreilig gewesen sei; doch immer wieder wußte man sie durch die täuschendsten Zusicherungen hinzuhalten und zu beschwichtigen, und wennschon Maria bald einsah, daß nicht allem zu trauen war, was ihr von Elisabeth entgegengebracht wurde, so hielt sie doch in ihrer hülflosen Lage fast gewaltsam das Vertrauen aufrecht, daß die „gute Schwester" sich ihre Sache angelegen sein lasse. Bereits wäre es ihr auch schwer gewesen, ihre Schritte anderswohin zu lenken; denn obwol noch der Schein festgehalten wurde, daß sie Herrin ihres Willens sei, so waren doch alle Anordnungen getroffen, um sie nicht entkommen zu lassen. Gegen den Herbst brachte man sie dann von Carlisle ins Innere des Landes, auf das Schloß Bolton in Yorkshire. Bereits blieb Maria nichts anderes übrig, als, gestützt auf das Bewußtsein ihrer Unschuld, das Ergebniß der Conferenzen abzuwarten, die in ihrer Angelegenheit im October 1568 zu York stattfinden sollten, von dort aber auf Elisabeth's Befehl, noch ehe man zu einem Ergebniß gekommen war, nach Westminster verlegt und daselbst im December aufs neue eröffnet wurden.

Schon mehrfach ist auf die Anklagen, die hier wider Maria erhoben wurden, Bezug genommen. Es war zuerst nach dem Tode Darnley's, daß Stimmen laut wurden, welche die Königin der Theilnahme an dem Morde bezichtigten, und zwar regten

Digitized by Google

sich diese Anschuldigungen zunächst im Auslande. Es waren Fernerstehende, die lediglich nach dem äußern Anschein der Thatsachen urtheilten. Die weitere Entwickelung der Dinge in Schottland aber, die Strafloſigkeit Bothwell's, den man allgemein als den Mörder Darnley's bezeichnete, ja seine Auszeichnung und Erhöhung durch die Königin und endlich die Heirath der letztern mit ihm gaben dann dem Verdacht neue Nahrung, und bereits sprach man im Volke von einer sündhaften Neigung Maria's zu ihrem Entführer; namentlich scheinen auch die reformirten Prediger, die längst darauf brannten, die papistische Königin um Ehre und Ansehen zu bringen, eifrig bemüht gewesen zu sein, die schlimmsten Gerüchte, welche über Maria umliefen, aufzugreifen und an den Mann zu bringen. Dagegen schwiegen die Lords von solchem Verdacht wohlweislich still; noch in der Erhebung des Jahres 1567 gaben sie sogar vor, die Sache der Königin zu vertreten. Erst als diese sich in ihren Händen zu Lochleven befand und man ihre Beseitigung ohne Scheu zu betreiben anfing, machten sich auch die Lords zu Vertretern des umlaufenden Klatsches; ja, sie ließen durchblicken, daß sie Beweise in Gestalt von Briefen der Königin an Bothwell in den Händen hätten. Einem Parlament, welches im December 1567 zu Edinburgh unter den Auspicien Murray's und seiner Partei tagte, sind derartige Briefe vorgelegt worden; doch erst seit Maria's Flucht nach England hören wir Näheres über diese Documente und sehen dieselben endlich bei Gelegenheit der Conferenzen von York und Westminster aus dem höchst verdächtigen Dunkel, welches sie bisher umhüllt hat, ans Tageslicht kommen.

Es sind dies die berüchtigten sogenannten Chatoullen- oder Kassettenbriefe, von denen wol ein jeder unserer Leser schon gehört hat. Haben sie doch nicht allein Maria's Geschick zu ihren Lebzeiten, sondern gleichsam noch nach ihrem Tode, bis in die neuesten Zeiten hinein, bestimmt, indem wenigstens die protestantische Geschichtschreibung sich fast durchweg auf diese Briefe gestützt und nicht nur sie selbst als unverdächtig angenommen, sondern sich auch der Interpretation angeschlossen

Digitized by Google

hat, welche die Ankläger Maria's von denselben gegeben haben. Denn ohne weiteres folgt aus dem Wortlaut keineswegs das, was die Gegner der Königin herauslasen, daß nämlich fünf der Briefe von Maria im Januar 1567 von Glasgow aus an Bothwell zu dem Zweck geschrieben worden seien, um die Fortführung des erkrankten Königs an den Ort, wo die Ermordung stattfinden sollte, und diese schwarze That selbst zu verabreden, sowie daß die übrigen drei, im April des nämlichen Jahres zu Stirling abgefaßt und an denselben gerichtet, den Plan der Entführung Maria's durch ihren Buhlen beträfen. Nur einer der Briefe hat ein Datum, keiner eine Unterschrift, und wenn auch wenigstens einzelne Briefe die Königin als Verfasserin deutlich verrathen, so findet sich in keinem derselben der geringste Hinweis darauf, daß Bothwell der Empfänger sei; ja, es fehlt nicht an Stellen, die mit dieser Annahme schlechthin unvereinbar sind: so ist beispielsweise mehrfach von einem Bruder des Empfängers die Rede, während wir sicher wissen, daß Bothwell keinen Bruder hatte. Dazu kommt denn, wie schon angedeutet, daß der angebliche, für Maria compromittirende Inhalt bei der Mehrzahl der Briefe nur durch eine zum Theil sehr künstliche und gesuchte Interpretation zu gewinnen ist, wie denn zum Beispiel der fünfte der sogenannten Glasgow-Briefe für jeden unbefangenen Leser Klagen über eine Dienerin oder Kammerfrau der Königin unverfänglichster Art enthält, während die Gegner Maria's wissen wollten, es handle sich um eine Vertraute Maria's, welche in deren Umtriebe und Mordanschläge verwickelt gewesen sei, wovon in dem Briefe selbst schlechterdings nichts steht. Eigentlich compromittirend ist im Grunde nur der zweite, der sogenannte lange Glasgow-Brief. Hier finden sich zahlreiche an den Empfänger gerichtete Liebesbetheuerungen, untermischt mit Verwünschungen gegen Darnley und ziemlich deutlichen Hinweisungen auf den Entschluß, letztern gewaltsam aus dem Wege zu räumen. Aber gerade hier zeigt sich eine auffallende Erscheinung, die, in geringerm Maße, auch für die compromittirenden Wendungen gilt, welche, wenn schon spärlicher, in den übrigen Kassettenbriefen sich finden, daß

Digitized by Google

nämlich diese Wendungen durchweg zu dem übrigen Inhalt der Briefe nicht passen, den Gedankengang derselben, ja nicht selten sogar die Construction der Sätze unterbrechen und in heillose Unordnung bringen, kurzum alle Merkmale späterer Zusätze und Interpolationen tragen. Erst die neuere historische Forschung ist auf diese Momente aufmerksam geworden oder hat sie wenigstens systematisch geprüft, wobei dann eine so erdrückende Masse von Verdachtsgründen sich ergeben hat, daß wir heutzutage, von allem andern abgesehen, schon allein auf die Textkritik der ominösen Briefe hin mit mathematischer Sicherheit sagen können, daß diese Briefe für den Zweck, dem die Gegner Maria's sie bestimmten, erst nachträglich von fälschender Hand zurechtgemacht worden sind und daher zur Belastung der Königin schlechthin nichts beitragen. In den Junitagen des Jahres 1567 wurde von den siegreichen Aufständischen das königliche Schloß von Edinburgh geplündert; bei diesem Anlaß sind ihnen auch die Briefschaften Maria's, welche diese wegzuschaffen keine Gelegenheit gefunden, in die Hände gefallen, und es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß es einzelne dieser Briefe gewesen sind, die ihnen die Grundlage für die Fälschung geboten haben; zum Theil scheinen es Briefe Darnley's an Maria gewesen zu sein, welche, mit zweckmäßigen Aenderungen und Zusätzen versehen, später als Liebesbriefe Maria's an Bothwell auftauchten. Die Fälschung war anfangs darauf berechnet, der Sache der Lords in Schottland zu dienen und die Gefangenhaltung Maria's zu rechtfertigen; die Anhänger der letztern freilich erklärten alsbald nach Vorlegung der Briefe im schottischen Parlament, es sei nichts vorgebracht, wodurch die Königin überführt werden könnte, selbst wenn es ihre eigene Handschrift wäre, die es jedoch nicht sei. Als dann aber Maria nach England entkommen war, mußten auch hier die Briefe ihre Schuldigkeit thun; freilich legte man sie mit kaum verhehltem Widerstreben vor, weil man sich wohl bewußt war, daß eine eingehende Prüfung nur zu leicht das Trugwerk enthüllen möge. Allein eine solche Prüfung hatten die Fälscher in England nicht zu gewärtigen. Wol wies Elisabeth Murray's seltsames Ver-

Digitized by Google

langen ab, ihm, ehe er die Briefe vorlege, die Gewähr zu geben, daß das Zeugniß derselben genügen werde, um die Angeklagte der Buhlschaft und des Gattenmordes zu überführen; als dann aber in Westminster, nachdem Maria's Vertreter sich unter Protest von der Conferenz zurückgezogen, diese selbst also im Grunde gegenstandslos geworden war, die Vorlegung der Briefe durch Murray und Morton erfolgte, begnügten sich die englischen Commissare mit der denkbar oberflächlichsten Prüfung. Weder wurde gefragt, ob der Inhalt der Schreiben irgendwie stichhaltig sei, noch überzeugte man sich, ob die Briefe von der Hand der Königin herrührten, man es also wirklich mit Originalbriefen zu thun habe. Was den letzten Punkt betrifft, so sei hier beiläufig — denn näher auf diese Dinge einzugehen kann nicht der Zweck dieser Darstellung sein — bemerkt, daß, während zu Westminster die Briefe sämmtlich in französischer Sprache vorgelegt wurden, mehrere derselben Spuren an sich tragen, welche darauf hinweisen, daß sie ursprünglich (d. h. also die ihnen zu Grunde liegenden echten Documente) in schottischer Sprache abgefaßt waren. Und Murray selbst hat vor der officiellen Vorlegung in Westminster der Königin Elisabeth schottische Copien vorzeigen lassen, ohne daß dabei vermerkt worden wäre, daß man es mit Uebersetzungen zu thun habe.

Was auch dem niedrigsten Verbrecher nicht versagt wird, die Kenntnißnahme des gegen ihn vorgebrachten Anklagematerials, — es wurde Maria verweigert; sie erhielt keine Einsicht in jene Briefe, deren Fälschung zu enthüllen ihr ein Leichtes gewesen wäre, auch nicht in die sonstigen Anklageschriften ihrer Verfolger. Trotzdem wußte sie sich diesen furchtbar zu machen, indem sie nunmehr ihrerseits gegen Murray und dessen Genossen, Morton, Lethington u. a., die Anklage auf Königsmord erhob. Und so wohlgegründet erschien, im Gegensatz zu den luftigen Behauptungen der Gegner, diese Anklage, daß die englische Regierung, um ihre Freunde nicht preiszugeben, das ganze Verfahren niederschlagen mußte. Es erfolgte am 10. Januar 1569 zu Hamptoncourt die Schlußerklärung

Digitized by Google

Cecil's an Murray und seine Genossen: „es sei nichts vorgebracht, was ihre Ehre und Unterthanentreue beflecken könne; auf der andern Seite aber sei von ihnen gegen ihre souveräne Königin auch nichts Genügendes vorgezeigt worden, wodurch die Königin von England irgendeine üble Meinung von ihrer guten Schwester fassen könne". Damit war das Possenspiel der englischen Untersuchung zu Ende; aber während Murray und die Seinen nicht nur ungefährdet abreisen durften, sondern sogar noch ein Geschenk von 5000 Pfund Sterling aus dem englischen Staatsschatz mitbekamen, wurde Maria Stuart auch jetzt nicht entlassen, vielmehr, obschon nicht der geringste Vorwand mehr vorhanden war, auf dessen Grund man sie ihrer Freiheit hätte berauben können, von nun an erst eigentlich und dauernd als Gefangene behandelt. Jene Schmähschriften und Fälschungen aber, mit denen gewissenlose Gegner ihren Ruf anzutasten versucht, deren sich aber wegen des geringen Grades ihrer Stichhaltigkeit die englische Regierung officiell zu bedienen nicht gewagt hatte, wurden jetzt durch Veranstaltung und unter den Auspicien Cecil's über alle Lande verbreitet, indem der feile Georg Buchanan sie in ein von ihm verfaßtes lügenhaftes Werk über Maria Stuart aufnahm, dem man dann die weiteste Verbreitung in Schottland, Frankreich, selbst bis nach Deutschland hin zu geben beflissen war. Dieses Werk Buchanan's aber hat der Auffassung Maria's in der Geschichte fast bis in unsere Tage hinein zu Grunde gelegen; aus dieser trüben Quelle sind alle jene allbekannten Erzählungen über den Gattenmord und die verbrecherische Liebe Maria's zu Bothwell geflossen.

In der Winterkälte des Januar 1569 mußte Maria das Schloß Bolton, welches ihr die letzten Monate hindurch als Herberge gedient hatte, jählings verlassen; erst nach zehntägigem beschwerlichen Ritt wurde der ihr bestimmte neue Aufenthalt erreicht, Tutbury, ein altes halbverfallenes Schloß, in einer öden, ungesunden Gegend von Staffordshire. Dauernder wurde später ihr Aufenthalt in Sheffield, dem Hauptsitze des ihr zu-

Digitized by Google

gewiesenen Kerkermeisters George Talbot, Grafen Shrewsbury, eines strengen, aber doch nicht inhumanen Mannes, dem indeß eine intriguante, kleinliche, boshafte Frau zur Seite stand, welche durch ihre Ränke der Gefangenen ihr trauriges Los noch zu erschweren wußte. Grausamer freilich noch war das Verhalten der Königin Elisabeth, welche nicht abließ, ihr Spiel mit der Unglücklichen zu treiben, der sie immer wieder Zusicherungen und lockende Vorspiegelungen machte, ohne dieselben jemals zu halten. Wol nahm sie kunstvolle Handarbeiten, welche Maria für sie angefertigt hatte, huldreich an; aber das hinderte sie nicht, in demselben Augenblick über Maria's Beseitigung zu verhandeln; wol gewährte sie zuweilen der Gefangenen kleine Erleichterungen, mit denen aber wiederum Verschärfungen der Haft abwechselten, die jene dann ihren Zustand nur um so tiefer und schmerzlicher empfinden ließen. Auch die kleinlichsten Grausamkeiten wurden nicht verschmäht; konnte man der Wehrlosen auf andere Weise nicht beikommen, so suchte man ihr Herz mit feinen Nadelstichen zu verwunden, indem man sie zum Beispiel über das Schicksal ihres von mancherlei Gefahren bedrohten Sohnes geflissentlich lange Zeit in Ungewißheit und Sorge ließ, Niederlagen ihrer Anhänger ihr mit allen Details und in möglichst empfindlicher Weise mitzutheilen sich beeilte, wobei auch übertriebene oder lügnerische Angaben nicht verschmäht wurden, u. dgl. m. Als Maria einst um einen katholischen Priester bat, sandte man ihr anstatt dessen ein Exemplar eines gegen sie gerichteten, lügenhaften Pamphlets des schon erwähnten Buchanan. Daß man freilich aller Bitten ungeachtet auch in der Folge keinen Geistlichen ihrer Confession zu ihr ließ, lag allzu sehr im Geiste jenes intoleranten Zeitalters, als daß hieraus der Königin Elisabeth ein besonderer Vorwurf zu machen wäre.

Maria setzte allen Unbilden äußerlich die Ruhe und Gelassenheit eines wahrhaft königlichen Gemüths entgegen. Sie ließ ihre Bedränger kaum ahnen, welche Stürme sie durchtobten; denn immer und immer wieder bäumte sich ihr ganzes Innere gegen die Vergewaltigung auf, welche sie täglich und stündlich

Digitized by Google

erfuhr und welche sie um so tiefer empfinden mußte, als bittere Reue an ihrem Herzen nagte, daß sie selbst in so entsetzlicher Verblendung sich der erbarmungslosen Gegnerin in die Hände geliefert hatte. Mehr als einmal warf sie der Gram auf das Krankenlager; mehr als einmal schien es, als würden die Leiden der Gefangenschaft, namentlich auch der gerade für Maria höchst empfindliche Mangel an Bewegung und frischer Luft sie vor der Zeit hinwegraffen; aber, obwol ihr Haar früh bleichte, erstand sie doch immer wieder von ihrem Krankenlager und ihr Geist blieb ungebrochen; ja, derselbe erlangte die alte Elasticität zurück, die sich vielleicht niemals glänzender zeigte als in diesen Jahren des Elends. Die Entrüstung über ihr unverdientes Geschick, verbunden mit der nie versiegenden Hoffnung auf bessere Zeiten, hielt sie aufrecht. Lange dachte sie immer noch, ihrer Haft gütlich entledigt zu werden; als aber nach und nach diese Hoffnung sich immer deutlicher als ein leerer Wahn erwies, da war Maria, wie sie übrigens schon im Anfang ihrer Haft freimüthig an Elisabeth geschrieben hatte, bereit, alles zu versuchen und jede Hand anzunehmen, die sie gewaltsam befreie.

Und es rührten sich schon bald zahlreiche Hände für sie. Nur zu rasch trat zu Tage, ein wie schwerer politischer Fehler die Festhaltung Maria's in England war. Man begreift in der That kaum, was Elisabeth zu fürchten gehabt, wenn sie Maria entlassen hätte, mochte diese nun nach Frankreich gehen, wo, ganz abgesehen von den innern Wirren, die dieses Land durchtobten, schon allein die Nebenbuhlerschaft Katharina's von Medici eine energische Action zu Maria's Gunsten hintertrieben haben würde; oder mochte letztere nach Schottland zurückkehren, wo sie zwar zahlreiche Anhänger hatte, aller Voraussicht nach aber nie zu so gebietender und sicherer Stellung gelangt wäre, um Elisabeth bedrohen, ihr ernstliche Schwierigkeiten erregen zu können. Viel gefährlicher aber war Maria im Kerker: sie erschien hier nicht nur als ein Gegenstand des Mitleids, sondern fortan bildete ihre Befreiung einen hervorragenden Theil des politischen Programms aller derjenigen, welche entweder Maria's Freunde, oder — was von Haus aus keineswegs damit iden-

Digitized by Google

tisch war — Elisabeth's Feinde waren. So steht Maria's Person fortan im Mittelpunkte nicht nur der englischen, sondern, man kann fast sagen der europäischen Geschichte; zumal der große confessionelle Gegensatz des Jahrhunderts erhält in ihr und durch sie neue Bedeutung; es sind die katholischen Potenzen, welche im Interesse der alten Kirche ihre Erledigung erstreben, während England gerade im Kampf gegen diese Bestrebungen mehr und mehr zur leitenden protestantischen Macht emporwächst, freilich unter schweren eigenen Gefahren. Denn mehr als einmal ist in diesen Kämpfen der Thron Elisabeth's und damit zugleich die Herrschaft des Protestantismus auf den britischen Inseln ins Wanken gekommen, und wenn die Königin schließlich nicht nur die Entwürfe der Gegner vereitelt und zu Schanden gemacht, sondern in diesem Ringen gewaltige Triumphe gefeiert und die Machtstellung Englands neu begründet hat, so läßt doch auch dieses Ergebniß das englischerseits gegen Maria Stuart eingehaltene Verfahren nicht als gerechtfertigt erscheinen, um so weniger, als es nicht sowol der eigenen Weisheit und Einsicht Elisabeth's und ihrer Rathgeber, als vielmehr den Fehlern ihrer Gegner oder glücklichen Zufällen zu verdanken gewesen ist, daß es gelang, das englische Staatsschiff durch alle Gefahren hindurch siegreich in den Hafen zu steuern. —

Aus dem Schoße des eigenen Landes erwuchsen der Regierung Elisabeth's die ersten Gefahren. Noch war kein Jahr seit dem Erscheinen der Schottenkönigin auf englischem Boden verflossen, so machte sich hier fast bei dem gesammten hohen Adel eine Reaction bemerkbar gegen das System Cecil's, d. h. gegen eben jenes System, welches durch die allem Recht Hohn sprechende Behandlung Maria's den Staat mit den katholischen Mächten, die damals ein entschiedenes Uebergewicht in Europa besaßen, feindlich zusammenzuführen drohte. Den Großen des Landes schien es weit gerathener, den gezwungenen Aufenthalt Maria's in England zur Anbahnung eines dauernden friedlichen Einvernehmens zwischen den Nachbarstaaten auszunutzen. So entstand der Plan, daß Maria einen englischen Edelmann heirathen und mit diesem auf den schottischen Thron

Digitized by Google

zurückkehren sollte, um dereinst mit ihm auch den englischen Thron zu besteigen. Es war der Herzog Thomas von Norfolk, der den hochfliegenden Ehrgeiz hatte, mit Maria's Hand zwei Kronen zu erringen, der reichste und populärste der englischen Peers, welcher der protestantischen Partei durch seine Confession angehörte, zugleich aber mit den Katholiken des Landes so viele und enge Beziehungen unterhielt, daß er fast als ihr Haupt galt. So mochte er beiden Confessionen genehm erscheinen. Während sich aber diese Combination ohne Elisabeth's und Cecil's Wissen bildete, lenkte der letztere, da er die feindliche Gesinnung des hohen Adels erkannte, seinerseits ein; man legte jetzt Maria von seiten der englischen Regierung harte, aber annehmbare Bedingungen vor, unter welchen man sie nach Schottland heimkehren lassen und dort restituiren wolle. Maria erklärte sich einverstanden. Allein in Schottland, wo damals das Uebergewicht bei ihrem erbittertsten Gegner Murray und dessen Anhängern lag, sprach sich eine unter deren Auspicien zusammentretende Versammlung gegen die Rückkehr Maria's aus. Gleichzeitig erfuhr Elisabeth von jenem Heirathsproject, welches sie in leidenschaftliche Aufregung versetzte, und während sie bisher ernstlich geschwankt hatte, ob sie nicht Cecil fallen lassen müsse, war jetzt nicht mehr die Rede davon. Es kam nun darauf an, ob der Herzog von Norfolk sich erkühnen würde, jenes Project auch wider seine Königin zu verfolgen. Aber dazu war Norfolk nicht der Mann; er zog es vor, sich zu unterwerfen und die bündigsten Zusicherungen für die Zukunft zu geben. Allein Norfolk's Bundesgenossen, die katholischen Großen von Nordengland, vor allem die Grafen von Northumberland und Westmoreland schlugen — im Spätherbst 1569 — auf eigene Hand los. Vor allem suchten sie Maria gewaltsam zu befreien. Aber ihre Anschläge waren zeitig genug kund geworden; als ihre Scharen gegen Tutbury heraneilten, war Maria von dort schon aus dem Bereiche des Aufstandes fortgeführt worden, womit derselbe im Grunde seinen Zweck verfehlt hatte, und in kurzem wurden die Empörer von dem streitbaren Grafen Sussex, dem Feldherrn Elisabeth's, zu Paaren getrieben; die

Digitized by Google

Führer entflohen, Northumberland aber wurde in Schottland gefangen gesetzt und nach einiger Zeit von dem Grafen Morton, zum Dank dafür, daß er diesen einst in England großmüthig vor Verfolgung beschirmt, an die beleidigte Gebieterin ausgeliefert; in York bestieg er das Blutgerüst. Auch eine allgemeine Katholikenverfolgung in den nördlichen Grafschaften schloß sich an das verfehlte Unternehmen. Cecil triumphirte; aber obwol der Aufstand den gelegensten Vorwand für die fernere Festhaltung der Gefangenen, zu deren Entführung derselbe ins Werk gesetzt war, zu liefern schien, so wurde doch bereits Maria's Anwesenheit im Lande selbst von den Siegern so lästig empfunden, daß man sich willig zeigte, jetzt, im Jahre 1570, auf die frühern Abmachungen, auf Grund deren Maria in Schottland restituirt werden sollte, zurückzukommen. Cecil selbst begab sich nach Chatsworth, wo Maria damals weilte, und vereinbarte mit ihr einen förmlichen Vertrag, dem zufolge Maria auf den schottischen Thron zurückkehren sollte, unter der Bedingung, daß sie den Edinburgher Vertrag von 1560 bestätige, der indeß dadurch für sie annehmbar gemacht wurde, daß man die Clausel strich, wonach Maria für immer ihre Ansprüche auf die Nachfolge in England ruhen lassen sollte. In diesem Punkte blieb Maria ihr ganzes Leben hindurch ebenso fest, wie sie fortfuhr, sich als Königin der Schotten zu betrachten; ihr dynastisches Gefühl war stärker als selbst die Besorgniß um ihr Leben. Und das war ein Zug, den sie mit Elisabeth gemein hatte und der sie dieser gleichsam annäherte. So ersetzte man jetzt die bezügliche Clausel des Edinburgher Vertrags durch eine Wendung, welche besagte, Maria solle in keinem ihrer Rechte oder Ansprüche behindert werden, falls Elisabeth ohne legitime Nachkommen sterbe. Ferner aber mußte jetzt Maria einwilligen, daß ihr Sohn, der Erbe der schottischen und voraussichtlich auch der englischen Krone, nach England gebracht werde, um dort unter der Obhut Elisabeth's, die sich verpflichtete, ihn in jeder Beziehung als ihren nächsten Verwandten zu achten und zu halten, erzogen zu werden, natürlich im protestantischen Glauben, der damit erst die Gewähr der Dauer in

Digitized by Google

Großbritannien zu erhalten schien. Es war das also eine Bedingung von größter Tragweite. Indem aber Maria derselben ohne Bedenken zustimmte, bewies sie aufs neue, wie wenig Eifer für die katholische Sache ihr doch eigentlich innewohnte. An ihrem dynastischen Rechte war, wie wir uns überzeugten, Maria entschlossen, unter allen Umständen festzuhalten; aber die Zukunft der katholischen Confession in ihrem Reiche gab sie ohne langes Besinnen preis. Maria war zufrieden, für ihre Person ihren Gott auf die Weise verehren zu dürfen, wie man es sie gelehrt hatte; und in diesem Punkte blieb sie allerdings durchaus standhaft; aber sie betrachtete es keineswegs als eine Lebensfrage, ob sie ihre Herrschaft dereinst auf einen protestantischen oder einen katholischen Nachfolger vererben würde. Weiter legte dann der Vertrag von Chatsworth der Gefangenen auf, mit England eine dauernde Allianz, ebensowol offensiver wie defensiver Natur, zu unterhalten, alle fremden Truppen aus Schottland zu entfernen, die Mörder Darnley's aufzusuchen und zu strafen und keine Heirath ohne Beistimmung der schottischen Stände, und, falls es sich um einen englischen Unterthanen handelte, ohne Genehmigung der Königin Elisabeth einzugehen.

Das waren die Artikel, welche Maria und Cecil miteinander vereinbarten. Die formelle Zustimmung Elisabeth's blieb zwar vorbehalten; doch war natürlich Cecil im großen und ganzen von dem unterrichtet, was Elisabeth zu bewilligen bereit war, oder vielmehr er verhandelte in ihrem Namen; überdies waren die Bedingungen für Elisabeth augenscheinlich so günstig, daß man an der Ratification derselben durch sie nicht hätte zweifeln mögen. Maria gab sich bereits den schönsten Hoffnungen hin. Allein es schien nun einmal Elisabeth und ihrem bevorzugten Minister nicht möglich zu sein, der Gefangenen gegenüber auf geraden Wegen vorzugehen. Die Gegner Maria's in Schottland wurden herbeigezogen, die natürlich dem Vertrage widerstrebten, da Maria's Rückkehr zum mindesten sie jedes Einflusses berauben und der ohnehin immer stärker werdenden Partei der Königin vollends das Uebergewicht geben mußte. Und Cecil nahm alsbald auf seine alten Freunde so weit Rücksicht, daß er ihnen zu-

Digitized by Google

gab, den Vertrag modificiren zu dürfen, und sie zugleich aufforderte, zu dem Zweck ihre Commissare zu senden. Damit war natürlich der Vertrag völlig in die Luft gestellt, die Sache wurde in die Länge gezogen, und bald war überhaupt nicht mehr die Rede davon, ja, ganz andere Pläne, die nicht auf die Wiederherstellung, sondern auf das Verderben des Opfers der englischen Staatsklugheit abzielten, lösen jene der Gefangenen günstige Wendung der englischen Politik ab. Es handelte sich jetzt um nicht mehr und nicht weniger, als Maria Stuart den Schotten um Geld auszuliefern, mit der Bedingung, daß diese sie umbrächten. Man sollte der stolzen Tudor einen derartigen schmählichen Handel gar nicht zutrauen, und doch ist wiederholt sehr ernstlich davon die Rede gewesen. Schon im Jahre 1569 fanden darüber Erörterungen zwischen Elisabeth und Murray statt, die dann freilich durch den Tod des Regenten unterbrochen wurden. Murray wurde nämlich am 23. Januar 1570 in Linlithgow, dem Geburtsort der Frau, die vor allem seine Ränke ins Unglück gestürzt, von dem Dolch des Meuchelmörders, eines Hamilton, getroffen, in dem Augenblick, da er das Ziel seines Ehrgeizes erreicht zu haben und die Früchte aller seiner schändlichen Entwürfe und Umtriebe vollauf ernten zu sollen schien. In der Würde der Regentschaft folgte ihm der Graf Lennox, der Vater Darnley's; auch ihm aber war nach kurzer Amtsführung ein gewaltsamer Untergang beschieden. Mächtig regte sich die Partei der gefangenen Königin, die nur eine kurze Zeit lang, da Maria selbst, in der Hoffnung, auf gütlichem Wege restituirt zu werden, den Eifer ihrer Anhänger dämpfte und ihnen die Waffen aus der Hand zu legen gebot, in den Hintergrund getreten war. Jetzt aber erneuerte sich der innere Krieg, dem Lennox alsbald zum Opfer fiel. Bei einem Ueberfall der Stadt Stirling durch die Grafen Huntley und Argyle tödlich verwundet, starb er wenige Stunden darauf. Jetzt stellten die Gegner Maria's den Grafen von Mar an die Spitze. Seiner Treue hatte einst Maria ihr kostbarstes Besitzthum, ihren jungen Sohn, überliefert; aber Mar hatte trotzdem die Reihen ihrer Gegner verstärkt; sein Lohn dafür war die Regentschaft, welche

Digitized by Google

er jetzt, auf England gestützt, übernahm. Mit ihm wurden nun die Unterhandlungen über Maria's Auslieferung wieder aufgenommen. Ein englischer Gesandter erschien zur Feststellung der Bedingungen in Schottland und trat mit dem Regenten und dem Grafen Morton in die Einzelheiten der Verhandlung ein. Die Schotten versicherten, Maria solle drei Stunden nach ihrer Ankunft auf schottischem Gebiet nicht mehr am Leben sein, vorausgesetzt, daß die Engländer eine hinreichend große Heeresmacht mitbrächten — man bezifferte dieselbe auf 2—3000 Mann —, damit die Execution ungehindert vor sich gehen könne. Dieselbe englische Truppenmacht sollte dann zur Belagerung des Schlosses von Edinburgh, welches den Hauptstützpunkt der Anhänger Maria's bildete, verwendet werden, außerdem aber England den schottischen Truppen des Regenten den Sold zahlen. Andererseits sollte eine Reihe schottischer Edelleute in England internirt werden als Geiseln dafür, daß Mar und Morton ihre Königin, wie es verabredet worden, umbrächten.

So war der schmählichste Vertrag, den die Annalen aller civilisirten Völker aufweisen, geschlossen, schmählich ohne Maß für Elisabeth, für welche Moral und Völkerrecht leere Begriffe zu sein schienen; schmählich zugleich für die Schotten, welche sich einer fremden Regierung als Henker ihrer rechtmäßigen Gebieterin verdingten. Doch kam der Vertrag nicht zur Ausführung; zunächst unterbrach der Tod des Regenten Mar, den am 28. October 1572 eine Krankheit rasch dahinraffte, die Verhandlungen, und wennschon dieselben mit Morton, der jenem in seiner Würde nachfolgte, nochmals eröffnet wurden, so kam man doch nicht zum Ziel; einmal konnte man sich über die Geldforderung nicht einigen; zugleich aber scheint man befürchtet zu haben, daß aller Vorsichtsmaßregeln und Cautelen ungeachtet die Unternehmung misglücken könne. Dagegen leisteten nun die Engländer den Schotten einen wesentlichen Dienst, indem sie das Schloß von Edinburgh zur Ergebung brachten. Als dessen Vertheidiger erscheinen zwei Männer, die wir ehemals unter den gefährlichsten Gegnern Maria's antrafen, Maitland of Lethington und Kirkcaldy of Grange. Die Verschlagenheit des

Digitized by Google

einen und das Feldherrntalent des andern hatten einst gleichmäßig zum Sturze Maria's beigetragen; nicht lange aber war diese aus Schottland entfernt, so begannen Lethington und Grange sich von ihren bisherigen Genossen zu sondern; wie so oft brachen unter den Verbündeten, nachdem der gemeinsame Gegner aus dem Felde geschlagen war, Mishelligkeiten aus, welche die beiden Männer in kurzem auf die Seite der Königin hinüberführten. Maria's Partei erfuhr dadurch eine höchst bedeutende Verstärkung; hätte volle Einmüthigkeit auf dieser Seite geherrscht, so würden die Gegner unmöglich haben Stand halten können. Doch gelang es Morton, die Hamiltons und den Grafen Huntley zu einem Abkommen zu bewegen, welches ihm ermöglichte, gegen Maitland und Kirkcaldy seine Kräfte zusammenzunehmen. Freilich kam er nur durch die Unterstützung einer starken englischen Heeresmacht zum Ziel. Maitland und Kirkcaldy sahen sich im Schlosse eng umlagert und hart bedrängt; sie boten schließlich die Ueberlieferung des Castells bei freiem Abzug an; aber auf der Gegenseite kannte man ihre Gefährlichkeit gut genug, um darauf zu bestehen, daß sie sich bedingungslos ergäben. Die Belagerten wußten, was ihnen bevorstand; sie waren entschlossen, sich unter den Trümmern der Festung zu begraben, allein ihr Kriegsvolk meuterte und weigerte sich, den hoffnungslosen Kampf fortzusetzen; man mußte sich auf Gnade und Ungnade überliefern. Kurz darauf wurde Lethington eines Morgens im Bette todt vorgefunden: allem Anschein nach hatte er sich vergiftet. Trauriger noch war der Ausgang Kirkcaldy's; der Sieger von Langside starb am Galgen als ein Opfer der unversöhnlichen Rachsucht seines ehemaligen Mitstreiters (August 1573). Der letztere, Morton, war damit seiner gefährlichsten Gegner erledigt; einige Jahre hindurch wog von nun an sein Ansehen vor; doch sollte auch er der Strafe für seine Frevel nicht entgehen.

Auch in England zogen die Anhänger der gefangenen Königin den kürzern. Noch einmal erscheint an der Spitze derselben der Herzog von Norfolk, welcher sich jetzt sogar mit hochverrätherischen Plänen im größten Stil trug und eine Erhebung vor-

Digitized by Google

bereitete, als deren Endzweck er die Absetzung Elisabeth's, die Befreiung Maria Stuart's und die Zurückführung Englands unter die Autorität des Papstes bezeichnete. Dabei war vor allem auf die Mitwirkung des katholischen Auslandes, namentlich Spaniens, gerechnet; ja ein Ausländer, der in London ansässige florentinische Bankier Ridolfi, welcher den Vermittler mit den Höfen von Madrid und Rom machte, hatte dem Herzoge den Plan zuerst eingegeben. Auch der spanische Gesandte am englischen Hofe nahm sich der Sache auf das eifrigste an; dagegen legte derjenige, auf den es am meisten ankam, König Philipp von Spanien selbst, eine bedenkliche Zurückhaltung an den Tag. Während Norfolk, um sein Unternehmen durchführen zu können, das sofortige Eingreifen Spaniens für nothwendig erklärte, wollte Philipp II. erst dann die Maske abwerfen, wenn die Verschwörung zum Ausbruch gekommen sei, ja, wenn man sich der Person Elisabeth's versichert haben werde. Durch diese Haltung Spaniens kam Norfolk, dem ohnehin zu einem Verschwörer nicht weniger als alles fehlte, in die peinlichste Lage; er wagte nichts Entscheidendes zu unternehmen. Während er aber noch zauderte, und wol gar noch glaubte zurück zu können, ward alles entdeckt; der Herzog sah sich ergriffen und zum Tode verurtheilt. Elisabeth, so ungern sie den ersten Peer von England opferte, mußte dem Gesetze seinen Lauf lassen, und am 2. Juni 1572 endete Norfolk sein Leben unter dem Beil des Henkers; der spanische Gesandte aber ward des Landes verwiesen.

Allein dieser Miserfolg schreckte auf katholischer Seite von fernern Entwürfen zur Erledigung Maria's und Zurückgewinnung des Landes für die alte Kirche keineswegs ab. Auch die gefangene Königin sehen wir jetzt thätig, die Sache ihrer Befreiung, soweit sie vermochte, zu fördern. Maria hatte einst die Erhebung Westmoreland's und Northumberland's nur ungern gesehen; aber schon dem Unternehmen Norfolk's stand sie näher; ihr Vertrauter, der Bischof von Roß, war in die Sache verwickelt. Zugleich aber schloß sich Maria jetzt dem katholischen Princip enger an. Hatte sie noch vor kurzem bereitwillig

Digitized by Google

zugegeben, daß ihr Sohn, der Erbe der schottischen und englischen Krone, im protestantischen England erzogen werde, so bestimmte sie jetzt für den Fall ihrer Herstellung, daß Jakob nach Spanien zu Philipp II. gebracht werde; ja, sie hat in Zeiten, wo sie verzweifelte, ihren Sohn für die alte Kirche zurückzugewinnen, sich bereit gezeigt, ihre Anrechte auf die Kronen der britischen Inseln auf Philipp II. selbst vererben zu lassen. Um so mehr schärfte sich der Gegensatz zu Elisabeth. Wol sind noch gelegentlich zwischen den beiden Königinnen Unterhandlungen gepflogen worden; allein dieselben hatten noch viel weniger Aussicht, zu Ergebnissen zu führen als vormals. Sehr früh aber schon ist andererseits die Rede davon gewesen, daß Maria in England hingerichtet werden müsse; schon aus Anlaß der Katastrophe Norfolk's, und als wenig später die Nachricht von dem Gemetzel der Hugenotten in Frankreich nach England kam, wurden Stimmen laut, die befürworteten, daß die gefangene Königin als Sühnopfer für die gefallenen Glaubensgenossen hingeschlachtet werde. Sogar das Parlament machte sich mehrfach zum Echo dieser Ansicht. Aber Elisabeth sträubte sich. Wol hätte sie gewünscht, daß fremde Hände das Blut der Unglücklichen vergössen; aber daß sie selbst durch Maria's öffentliche Hinrichtung das geheiligte göttliche Recht des Fürstenthums, von dem sie im Innersten durchdrungen war, unheilbar verletze und in seinen Grundfesten erschüttere, ließ lange Jahre hindurch ihr monarchischer Sinn nicht zu. Dagegen trafen Elisabeth und ihr bewährter Rathgeber, der zum Lord Burghley erhobene Cecil, ihre Maßnahmen in der klaren Erkenntniß, daß sie an Spanien und Rom fortan unversöhnliche Feinde haben würden.

In der That erließ die Curie bereits im Jahre 1571 eine offene Kriegserklärung wider die Königin von England in Gestalt einer Bulle, welche an die ominösen Banndecrete eines Gregor VII. oder Innocenz III. erinnern mochte: die Königin Elisabeth wurde als Bastard und Ketzerin für abgesetzt erklärt und allen ihren Unterthanen bei Strafe des Bannes geboten, ihr den Gehorsam aufzukünden. Dieses Vorgehen hatte freilich, wenigstens für den Augenblick, keine andere Folge als eine

Digitized by Google

Verschärfung der Gesetze gegen die Katholiken in England und neue Verfolgungen derselben. Ein gefährlicherer Gegner für Elisabeth war König Philipp II. von Spanien, aber, wie die Bedächtigkeit dieses Fürsten den Herzog von Norfolk zu Grunde gerichtet hatte, so fuhr Philipp, obwol Elisabeth mancherlei Feindseligkeiten gegen Spanien ausübte, fort, ein Unternehmen gegen das Inselreich als ein überaus großes Wagestück zu betrachten. Auch dann war er nicht zu thätigem Eingreifen zu bewegen, als in den Niederlanden an die Stelle des bedächtigen Alba, welcher einst eine nachhaltige Unterstützung Norfolk's widerrathen hatte, Philipp's eigener Halbbruder, Don Juan d'Austria, der berühmte Türkensieger von Lepanto, getreten war, der mit dem ganzen Ungestüm seines feurigen Charakters den Plan entwarf, Maria Stuart durch eine gewaltsame Landung in England zu befreien und mit der Hand der Befreiten die Kronen des Inselreiches zu gewinnen. Wiederum blieb es beim Entwurf; Philipp war schon aus Eifersucht auf den jüngern Bruder dem Plan eher entgegen als geneigt; auch lagen ihm seine eigenen Interessen, namentlich die Durchführung seines Erbanspruchs gegen Portugal, bei weitem mehr am Herzen. Es kam weiter hinzu, daß die katholische Welt in sich selber durchaus nicht Eines Sinnes war; der alte Antagonismus zwischen der spanischen und der französischen Monarchie ließ ein Zusammenwirken der ganzen katholischen Welt von vornherein als fast aussichtslos erscheinen; auch verstand es Elisabeth trefflich, diesen Gegensatz zu erhalten und zu verschärfen, indem sie selbst geflissentlich freundliche Beziehungen zu Frankreich aufrecht erhielt, die sogar die Unthat der Bartholomäusnacht nicht zu lockern vermochte. Lange Zeit war von der engsten Familienverbindung zwischen beiden Dynastien die Rede; Elisabeth zeigte sich willig, den jüngsten Sohn Katharina's von Medici, Herzog Franz von Alençon, den muthmaßlichen Erben der französischen Monarchie, zu heirathen, und wenngleich sich das Project schließlich zerschlug und man zweifeln mag, ob es Elisabeth je völliger Ernst damit gewesen ist, so that dasselbe doch seine Dienste und hielt Frankreich ab, sich nachdrücklich für Maria Stuart zu engagiren

Digitized by Google

oder gar Spanien die Hand zum Bunde gegen Elisabeth zu reichen.

Trotzdem täuschte sich die letztere sehr, wenn sie glaubte, alle Gefahren beschworen zu haben. Die katholischen Tendenzen in Europa fuhren unablässig fort, ihre ganze Stellung zu bedrohen, und eben jetzt — im neunten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts — kam der Katholicismus überall mächtig empor. Das zeigte sich in Schottland wie auch auf dem Continent; es hatte seine Wirkung aber auch in England.

In Schottland war endlich der Regent Morton gefallen. Als er seine Stellung bereits erschüttert sah, hatte er — seltsam genug — dieselbe durch Anlehnung an Maria Stuart zu festigen gesucht; der Gefangenen waren in seinem Namen Anerbietungen gemacht worden, die sie freilich die Klugheit hatte von vornherein abzuweisen. Einige Zeit später wurde aus der Umgebung des jungen Jakob gegen den Grafen die Klage auf Königsmord erhoben; Morton mußte vor Gericht erscheinen und seine Mitwissenschaft um das Complot bekennen, dem einst Darnley zum Opfer gefallen war; eine directe Antheilnahme an dem Verbrechen leugnete er; doch ward er schuldig befunden und starb Anfang 1581 den Tod des Verbrechers. Von jetzt an erscheint kein Regent mehr; an die Stelle der vormundschaftlichen Regierung tritt die Herrschaft der Günstlinge des fremden Einflüssen leicht zugänglichen jungen Königs. Die Reihe derselben eröffnet ein Verwandter Jakob's, Esmé Stuart, Herr von Aubigny, welcher im Herbst 1579 aus Frankreich nach Schottland kam, um Rechte auf die Erbschaft seines Oheims, des ehemaligen Regenten Lennox, geltend zu machen. Durch Jakob's Gunst erlangte er in der That Besitz und Titel der Grafschaft Lennox und begann alsbald eine große Rolle in Schottland zu spielen; nicht ohne sein Zuthun war es, daß Morton gestürzt wurde; nach dessen Fall stand sein Einfluß in Schottland als der maßgebende da. Lennox aber benutzte seine Herrschaft über den jungen König dazu, um diesen zu Gunsten einer Herstellung des Katholicismus zu bearbeiten. Obwol er selbst, um den alsbald sich wider ihn regenden Ver-

Digitized by Google

dacht zu entwaffnen, öffentlich zum Protestantismus übertrat, war sein Bemühen doch dahin gerichtet, seinen Gönner in die Kreise der guisisch-jesuitischen Politik zu ziehen und das alte Einvernehmen zwischen der Krone Schottlands und Frankreich wiederherzustellen: ein Bestreben, welches besonders dadurch nahe gelegt wurde, daß mit den überall siegreich hervortretenden streng katholischen Tendenzen die Guisen jetzt in Frankeich wieder mehr und mehr in den Vordergrund traten. Auch zu Spanien aber nahm Lennox seine Zuflucht und erzielte wenigstens Hülfsgelder; ebenso bewies der päpstliche Hof den größten Eifer in der Sache, kurzum, die ganze katholische Welt kam in Bewegung. Natürlich wurde dabei auch, fast in erster Linie, die Befreiung Maria Stuart's geplant; ein starkes katholisches Heer sollte in England einfallen und sie ihrer Haft entreißen; man dachte dann wol, daß sie mit Jakob gemeinsam die Regierung führen sollte. Um hierfür aber in Schottland den Boden zu ebnen, war es erforderlich, zuvor die protestantische Partei im Lande zu überwältigen. Allein indem Lennox dazu vorschreiten wollte, ließ er es so sehr an der erforderlichen Vorsicht fehlen, daß die Gegner ihm zuvorzukommen vermochten. Es wurde einmal wieder ein Gewaltact gegen die Krone ins Werk gesetzt, indem man den jungen König im Jahre 1582 bei einem Besuche, den er einem der protestantischen Lords abstattete, gefangen nahm. Hierdurch war zwar im Grunde noch nichts entschieden; aber Lennox selbst gab jetzt in feiger Verzagtheit seine Sache auf; er floh nach Frankreich, wo er kurze Zeit darauf starb. Damit war das ganze, in so großem Stil vorbereitete Unternehmen gescheitert, noch ehe es ins Leben getreten war. Je größere Hoffnungen Maria gehegt hatte, desto härter traf sie dieser Schlag; in einem Schreiben, welches sie damals an Elisabeth richtete, beschwor sie in resignirtem Tone ihre Feindin, ihr zu erlauben, daß sie sich aus England an einen abgelegenen Ort zurückziehen möge, um für ihren kranken, von beständigen Schmerzen zerrissenen Körper Erleichterung zu suchen und ihre Seele mit Freiheit des Gewissens für Gott, der sie täglich abrufen möge, vorzubereiten. Natürlich bat sie vergebens; aber

Digitized by Google

auch in ihr dauerte diese resignirte Stimmung nicht an. Bald faßte sie neue Hoffnungen und entwarf neue, weitreichende Pläne. In Schottland war die Sache des Katholicismus um so weniger auf die Dauer geschädigt, als Jakob in kurzem nicht nur seine Freiheit wiedererlangte, sondern auch über seine Vergewaltiger die Oberhand erlangte und sich bereit zeigte, die alten Pläne aufzunehmen. Dazu kam, daß in Frankreich mit jedem Jahre mehr die eigentlich maßgebende Gewalt von dem schwachen und feigen König Heinrich III. auf die Guisen überging; daß ferner in den Niederlanden der spanische Befehlshaber Alexander Farnese Triumph über Triumph errang und den Aufständischen einen Stützpunkt nach dem andern entriß, und da überdies inzwischen Philipp II. seine Herrschaft über Portugal gesichert sah, so mochte man sich auch von seiner Seite jetzt ernstlicherer Anstrengungen zu Gunsten der katholischen Sache in Großbritannien versehen.

Noch unmittelbarer fand sich aber die englische Regierung dadurch bedroht, daß in England selbst die alte Religion ihr Haupt stärker erhob als jemals unter Elisabeth's Herrschaft. Im Auslande, zu Rheims und in Rom selbst, thaten sich unter der Leitung der Jesuiten Seminare für junge katholische Engländer auf, die hier im Glauben befestigt und verpflichtet wurden, ihre Kräfte der Ausbreitung der katholischen Religion in ihrem Vaterlande zu widmen; seit 1580 ging Jahr für Jahr eine Anzahl derselben nach England hinüber, wo sie dann, unter verschiedenen Verkleidungen, von Gefahren aller Art umringt, ihr Werk begannen; es galt, zunächst diejenigen, welche man als verborgene Anhänger der alten Kirchenform kannte, aufzusuchen, sie zu ermahnen, an der Sache des Katholicismus festzuhalten, die, wie man hoffte, noch dereinst den Sieg in England davontragen würde; man wollte versichern, noch seien zwei Drittel der Bewohner Englands katholisch. Bereits verbreiteten sich auch Schriften katholischer Tendenz über England, und aufs neue wagte man, die Legitimität der Königin anzugreifen. Papst Gregor XIII. faßte die größten Hoffnungen; er gedachte den Ruhm Gregor's des

Digitized by Google

Großen zu erneuen, indem er England zur wahren Kirche zurückführe.

Allein die englische Regierung war um so mehr auf der Hut, als ihr weder die Entwürfe der Gegner im allgemeinen, noch im besondern die bedenkliche Thatsache verborgen bleiben konnte, daß im eigenen Lande der Katholicismus sich wieder aufzurichten beginne. Neben Burghley erscheint in diesen Jahren an Elisabeth's Seite der Staatssecretär Thomas Walsingham, welcher mit einem besondern Talent ausgestattet schien, den Umtrieben der Gegner nachzuspüren. Er hatte seine gutbesoldeten Agenten, die ihm jegliches meldeten, überall; ein wohlorganisirtes förmliches Spionirsystem überwachte alle Bewegungen der verdächtig erscheinenden Personen. Damals, in den Jahren 1582 und 1583, wurden auch nochmals Verhandlungen mit der gefangenen Königin eröffnet; noch einmal ist von einer gütlichen Abkunft, von Maria's Herstellung die Rede; doch sollte Maria's Erbrecht auf England von der Entscheidung eines englischen Parlaments abhängig gemacht werden. Gleichzeitig aber ergingen auch wieder Bluturtheile; mehrere jener Sendlinge der Jesuiten mußten sterben; andere, darunter als der bekannteste Name Francis Throgmorton, bestiegen das Blutgerüst, weil sie mit den auswärtigen Feinden wider England und seine Königin conspirirt haben sollten; auch mußte der damalige spanische Gesandte, Bernardino de Mendoza, welcher im Mittelpunkt aller dieser Entwürfe zu stehen schien, gleich seinem Vorgänger England verlassen. Doch blieb man hierbei jetzt nicht mehr stehen, sondern Elisabeth ging von nun an zur unverhüllten Offensive über; sie verpflichtete sich den Niederlanden zu einer ansehnlichen Hülfsleistung, an deren Spitze sie ihren Günstling, den Grafen Leicester, hinübersandte, während Franz Drake in See stach, um die spanischen Besitzungen in Westindien anzugreifen. Um dieselbe Zeit brach in Frankreich ein neuer greuelvoller Bürgerkrieg aus, welcher diese Macht und besonders die Guisen, die damals die Nachfolge auf dem französischen Thron ins Auge faßten, von den auswärtigen Angelegenheiten weit ablenkte. Dazu kam endlich

Digitized by Google

noch, daß der schwächliche Jakob VI. sich jetzt der Leitung von Männern überließ, welche geneigt waren, die Sache der gefangenen Königin aufzugeben und das gute Einvernehmen mit England wiederherzustellen; und da das von Englands Seite natürlich auf keine Schwierigkeiten stieß, so war das Ergebniß, daß Jakob völlig unter englischen Einfluß zurückkehrte und alle Pläne, die auf Befreiung seiner Mutter oder Förderung der katholischen Sache abzielten, endgültig fallen ließ.

Zerrannen dergestalt aufs neue alle Hoffnungen, welche Maria und ihre Freunde auf ein Zusammenwirken der Mächte gesetzt hatten, so war doch noch immer Ein Hoffnungsstrahl vorhanden, den sie mit ebenso freudiger Erwartung begrüßten, wie derselbe Umstand alle diejenigen, welche an der Aufrechterhaltung der Herrschaft Elisabeth's und des Protestantismus in England Interesse nahmen, mit banger Besorgniß erfüllte. Diese Eventualität war der Tod Elisabeth's, welcher Maria Stuart sofort aus einer Gefangenen zur Königin desselben Landes machen zu müssen schien, das ihr nun schon so lange zum Kerker diente. Im Hinblick hierauf hatten Parlament und Bevölkerung schon lange darauf gedrungen, daß Elisabeth eins von beiden thue: entweder ihre Nebenbuhlerin sterben lasse oder sich vermähle, um selbst Nachkommenschaft zu erzielen und auf diese Weise Maria's Rechte und Aussichten illusorisch zu machen. Aber Elisabeth that weder das eine noch das andere. Auch ihre Anknüpfung mit dem Herzog von Alençon, auf welche man in England große Hoffnungen gesetzt hatte, führte, wie schon gesagt, nicht zum Ziele. Inzwischen aber trat die Königin in das sechste Jahrzehnt ihres Alters ein, sodaß nachgerade jede Aussicht, daß sie Nachkommenschaft erzielen werde, verschwinden mußte. Und schon verlautete von Umtrieben der Gegner, welche es auf Elisabeth's Leben abgesehen haben sollten. Zitternd malte man sich die Folgen aus, die es haben müsse, wenn einmal ein solches Attentat zum Ziele führen werde. Wol war davon die Rede gewesen, daß das Parlament über Maria's Ansprüche entscheiden solle; aber die Besorgniß lag nahe, daß beim Tode

Digitized by Google

Elisabeth's, wenn zumal kein anderer Erbe vorhanden wäre, Maria's Erbrecht ohne weiteres in Kraft treten und sich über alle derartige Beschränkungen und Cautelen hinwegsetzen würde. Immerhin suchte man solchen Eventualitäten auf jede Weise vorzubeugen. Man trat jetzt mehrfach in förmliche Associationen zur persönlichen Vertheidigung der regierenden Königin zusammen, wobei man sich verpflichtete, nicht nur alle, welche gegen die Person der Königin etwas unternehmen würden, bis zur Vernichtung zu bekämpfen, sondern auch einen Anspruch auf die Krone, welcher etwa mittels eines Attentats wider Elisabeth zur Geltung gebracht würde, niemals anzuerkennen. Maßgebender noch war indeß ein Parlamentsbeschluß vom Jahre 1585, welcher festsetzte, daß Personen, zu deren Gunsten ein Aufstand unternommen oder gar ein Anschlag wider das Leben der Königin geplant werde, ihres Rechtes an die Krone verlustig sein, in dem Falle aber, daß sie selbst im Einverständniß wären, zugleich ihr Leben verwirkt haben sollten.

Man mag hier wiederum fragen, ob ein derartiger Parlamentsbeschluß, wenn jene Eventualität, die er vorsah, eingetreten wäre, sich hätte zur Geltung bringen lassen. Aber eins war damit gewonnen. Indem dieses Statut das Leben Maria Stuart's — denn nur auf sie war es natürlich gemünzt — den englischen Gesetzen unterstellte, gab es der englischen Regierung eine gewaltige Waffe wider jene in die Hand, von der Gebrauch zu machen es an Neigung nicht fehlte. So hat dieser Parlamentsbeschluß von 1585 thatsächlich Maria's Geschick besiegelt.

Nicht lange dauerte es nämlich, so kam Walsingham aufs neue einem Complot auf die Spur. Die Beziehungen des Ministers reichten bis in das Centrum des feindlichen Heerlagers hinein; er hatte selbst unter den Alumnen des Jesuitenseminars zu Rheims seine Spione. Und eben hier war es, wo sich jene neue Verschwörung anzettelte. Ein junger ausgewanderter Engländer, John Savage mit Namen, ließ sich von den Vätern gewinnen, einen Anschlag auf Elisabeth's Leben zu versuchen. Gleichzeitig wandte sich ein anderer Jesuit.

Digitized by Google

Ballard, an einen englischen Edelmann, Anthony Babington, von dem bekannt war, daß er sich den Diensten der gefangenen Königin, der er eine gewisse schwärmerische Hingebung entgegenbrachte, gänzlich gewidmet habe. Er hatte unter anderm längere Zeit die Correspondenz Maria's mit dem Erzbischof von Glasgow, der am pariser Hof ihr Interesse vertrat, vermittelt. Auf Antrieb Ballard's aber nahm Babington es nunmehr auf sich, mit Hülfe der Katholiken Maria zu befreien. Auch das altgläubige Ausland war im Einverständniß, vor allem Spanien, wo man dem Project der Ermordung Elisabeth's freudig zustimmte und alle Maßnahmen traf, um, sobald das Werk gelungen sei, in England Truppen zu landen und den Sieg Maria's und des Katholicismus zu sichern. Allein Walsingham war längst durch seine Spione von allen Veranstaltungen der Gegner bis ins Einzelnste unterrichtet; er hätte jeden Augenblick die Betheiligten, soweit sie sich in England befanden, aufheben lassen und zur Verantwortung ziehen können. Aber er gedachte damit zu warten, bis die gefangene Königin direct in die Sache verwickelt sein würde; dann erst wollte er die Schlinge zuziehen. Und das gelang denn dem Arglistigen fast über Erwarten.

Natürlich mußte Maria von den Verschworenen benachrichtigt werden; doch theilte man ihr zunächst nichts Genaueres mit, und auch sie, welche die Gefahr der Sache durchschaute und sich streng bewacht sah, benahm sich anfangs sehr vorsichtig. Sie hatte allen Grund dazu. Auch in ihrer Umgebung lauerte der Verrath; Walsingham's Spione hatten, ohne daß sie auch nur den geringsten Verdacht hegte, sie auf allen Seiten umstellt und überwachten alle ihre Bewegungen. Sie erhielt keinen Brief, den nicht zuvor Walsingham oder dessen Agenten gelesen hätten; keine Zeile, die sie schrieb, gelangte an ihre Adresse, ohne daß dieselben davon Kenntniß genommen hätten; man kannte ihre Chiffern, genug, Walsingham hatte von allem, was Maria that und plante, die genaueste Kunde. Doch lag es in seinem Plan, sie ganz sicher zu machen und aus ihrer vorsichtigen Haltung herauszulocken. Und endlich

Digitized by Google

verließ sie dieselbe in der That und schrieb an Babington, der ihr in seinem Antwortschreiben von seinen Vorbereitungen und Veranstaltungen bestimmtere Kunde gab. Jetzt äußerte sich auch Maria näher, ertheilte ihm in einem Briefe vom 17. Juli 1586 ausführliche Rathschläge, wie ihre Befreiung ins Werk zu setzen sein würde, und schrieb gleichzeitig auch an ihre Freunde auf dem Continent, die sie bat, den Einfall in England zu beschleunigen. Allein diese Briefe erreichten ihr Ziel nicht mehr; Walsingham hielt es nunmehr an der Zeit einzuschreiten; er benachrichtigte Elisabeth und legte die aufgefangenen Papiere dem Staatsrath vor. Die Königin war außer sich; die nachdrücklichste Verfolgung der Betheiligten wurde beschlossen, und in kurzem waren dieselben ergriffen; von Leugnen konnte nicht die Rede sein; sie waren geständig und erlitten am 30. September den Tod von Henkershand in der grausamen Art des Zeitalters: man hängte sie auf, schnitt sie aber sofort wieder ab, um ihnen noch lebend die Eingeweide aus dem Leibe zu reißen. Sodann aber constituirte sich ein anderer Gerichtshof: das Criminalverfahren gegen Maria Stuart wurde eingeleitet.

Maria befand sich damals nicht mehr unter der Obhut des Grafen Shrewsbury. Eine elende Intrigue, welche die Gräfin angezettelt, indem sie vorgab, auf ihren Gemahl Maria's wegen eifersüchtig zu sein, hatte, obwol die Intriguantin entlarvt worden war und alles hatte abbitten müssen, dem Grafen sein Wächteramt verleidet, worauf — im Jahre 1584 — Sir Ralph Sadler und John Somers gemeinsam mit der Bewachung der Gefangenen betraut wurden. Damals war es auch, daß Maria das Schloß Sheffield, wo sie 14 Jahre zugebracht hatte, verlassen mußte, um mit ihren neuen Wächtern nach dem nahegelegenen Wingfield-Manor überzusiedeln. Doch hielt man diesen Gewahrsam nicht für sicher genug, und Maria mußte wiederum mitten im Winter — im Januar 1585 — die Reise nach Tutbury antreten, welches ihr von früher her im schlimmsten Andenken stand. Sie klagte bitter über den ungesunden, trostlosen Aufenthalt auf dem halb verfallenen Schlosse, und Elisa-

Digitized by Google

beth selbst mußte zugeben, daß ihre Klagen begründet seien, und Befehl ertheilen, den Ausstellungen, zu denen der Zustand des Schlosses Anlaß gab, wenigstens einigermaßen abzuhelfen. Doch blieb Maria beinahe ein Jahr in den düstern Räumen von Tutbury; hier war es auch, daß sie einen neuen Kerkermeister in der Person des Sir Amyas Poulet erhielt, eines zwar ehrlichen, aber der Gefangenen feindlich gesinnten, ohnehin nichts weniger als liebenswürdigen Mannes. Poulet war strenggläubiger Puritaner, und schon aus diesem Grunde der katholischen Königin aufs höchste abgeneigt; es schien ihm ein verdienstliches Werk, sie zu quälen und ihr Unannehmlichkeiten jeder Art zu bereiten. In Poulet's Begleitung siedelte Maria am Ende des Jahres nach Chartley, einem Schlosse des Grafen Essex, über. Hier war es, wo die Gefangene in jene Verbindung mit Babington eintrat, welche nicht nur diesem, sondern auch ihr verhängnißvoll werden sollte.

Noch immer aber war Maria ahnungslos. Sie wußte nicht, daß alles entdeckt sei; sie hoffte noch, als die Hand, welche sie befreien sollte, längst im blutigen Grabe moderte. Als man ihr — am 16. August — die überaus seltene Gunst eines Jagdausflugs gestattete, begrüßte sie dies als ein Anzeichen schönerer Hoffnungen. Aber wie bald und grausam sollte sie enttäuscht werden! Unterwegs wurden ihre Secretäre, die sie auf dem Ausfluge begleiteten, von ihr getrennt, sie selbst auf das benachbarte Schloß Tixall gebracht und hier über 14 Tage im engsten Gewahrsam gehalten; als sie endlich nach Chartley zurückkehren durfte, fand sie dort alle ihre Schränke erbrochen, ihre Papiere geraubt. Es war das auf Anordnung Walsingham's geschehen, welcher sich in den Besitz von Anklagematerial wider sie setzen wollte. Zu dem Ende wurden auch die beiden Secretäre Maria's, Nau und Curle, nach London gebracht, wo man ihnen unter Androhung der Folter Geständnisse in Betreff der Verbindung Maria's mit Babington entriß. Noch waren verschiedene Mitglieder des Staatsraths nur für Verschärfung der Haft der Königin, da sie wol zweifeln mochten, ob diese den englischen Gesetzen unterworfen werden dürfe.

Digitized by Google

Aber Burghley und Walsingham setzten durch, daß sich die Mehrheit dafür aussprach, auf Grund des Parlamentsbeschlusses von 1585 gegen Maria vorzugehen. Eine Commission aus den hervorragendsten Staatsmännern ward mit der Angelegenheit betraut und begab sich ohne Verzug nach Fotheringhay, einem prächtigen alten Schlosse in der Grafschaft York, wohin die Gefangene, um sich ihren Richtern zu stellen, soeben gebracht worden war. Allein in Maria regte sich ihr königliches Blut; sie weigerte sich, die Competenz des englischen Gerichts anzuerkennen. Schließlich indeß gab sie den mancherlei Einwirkungen, denen man sie aussetzte, nach. Doch war es kein regelrechtes Proceßverfahren, dem sie unterworfen wurde. Zeugen wurden nicht vorgeführt; die Anklage stützte sich auf die Geständnisse der hingerichteten Verschwörer, die Aussagen der Secretäre der Königin und schließlich ihre eigenen aufgefangenen Briefe. Einen Vertheidiger bewilligte man ihr nicht; freilich hätte niemand die Sache der Gefangenen besser vertreten können, als diese selbst es verstand. Mit vollem Recht beschwerte sich Maria in ihrer Vertheidigung über die Behandlung, welche ihr zutheil geworden, seitdem sie das Land freiwillig als Hülfesuchende betreten im Vertrauen auf die angebotene Unterstützung der Königin von England. Sie zog den Ring vom Finger und wies ihn den Richtern, den einst Elisabeth als Unterpfand ihrer Versprechungen ihr gesandt. Wie aber seien diese Versprechungen gehalten worden! Wol gab sie zu, aufs Aeußerste gebracht, die gewaltsame Wiedererlangung ihrer Freiheit betrieben und zu dem Ende selbst eine Invasion Englands durch ihre auswärtigen Freunde gebilligt zu haben; aber auf Blutvergießen und Umsturz des bestehenden Regiments hatte sie es, ihren Betheuerungen zufolge, nicht abgesehen. Und wenn das wider sie vorgebrachte Anklagematerial Walsingham's dagegen zu zeugen schien, so beklagte Maria bitter, daß man die Verschwörer hingerichtet habe, ohne sie ihr gegenüberzustellen; sie verlangte ferner, mit ihren Secretären confrontirt zu werden, was Walsingham wohlweislich unterließ; wie könne sie, führte sie aus, für das, was jene — angeblich zwar in ihrem Auftrag —

Digitized by Google

geschrieben hätten, verantwortlich gemacht werden? Hoch und theuer verschwor sie sich insbesondere, daß sie Elisabeth's Ermordung weder betrieben noch auch nur gewünscht habe. Dieser Behauptung widersprach freilich ihr Brief vom 17. Juli, welcher, wie er uns — nicht im Original — vorliegt, Wendungen enthält, die Kenntniß von dem Mordplane verrathen, ja die Beseitigung Elisabeth's als erstes und dringendstes Erforderniß hinstellen. Allein es fragt sich, ob diese Wendungen wirklich von Maria herrühren. Auch hier nämlich fehlt es nicht an Indicien, welche auf Entstellung des Briefes durch eine fälschende Hand hinweisen; so steht namentlich der am meisten belastende Passus zu einer andern gleich folgenden Stelle in unvereinbarem Widerspruch, wo nämlich die Schreiberin Vorsichtsmaßregeln anempfiehlt, durch die zu verhüten sei, daß sie, nachdem ihr Retter sie ihrem Gefängniß entzogen habe, nicht aufs neue in die Hände Elisabeth's, welche also als noch lebend vorausgesetzt wird, gerathen möge. Die volle Authenticität jenes Briefes, den die Ankläger vorlegten, ist daher keineswegs zu verbürgen. Freilich läßt sich dabei nicht verkennen, daß, selbst wenn Maria von dem Anschlag auf das Leben ihrer Gegnerin keine ausdrückliche Kunde erhalten hatte, doch die Möglichkeit, daß bei der von ihr erhofften und erstrebten Umwälzung Elisabeth's Herrschaft, ja selbst deren Leben in Gefahr kommen möge, ihr nicht entgangen sein kann. Aber auf der andern Seite wird doch nur pedantische Strenge es Maria zum Verbrechen machen wollen, wenn sie schlimmstenfalls bereit war, auch über die Leiche ihrer Kerkermeisterin hinweg aus dem Kerker zu schreiten. Es wäre lediglich Nothwehr gewesen; die Verhältnisse hatten sich, und zwar durch Elisabeth's Schuld, so gestaltet, daß eine von den beiden königlichen Frauen den Platz räumen mußte; jede kämpfte um ihre Existenz, und zwar Elisabeth auf stolzem Throne sitzend, umgeben von erprobten Staatsmännern, gestützt auf ein in der großen Mehrzahl ihr treu ergebenes Volk, mit der ganzen Macht ererbten königlichen Glanzes; Maria aber vom dumpfen Kerker aus, jeder freien Bewegung beraubt, allein auf sich angewiesen, gebeugt von den Leiden und

Digitized by Google

Enttäuschungen einer zwanzigjährigen unverschuldeten Gefangenschaft. Wer wollte da den ersten Stein auf sie werfen, wenn sie auch vor dem verzweifeltsten Mittel nicht zurückschreckte? Doch, wie gesagt, erwiesen ist es nicht, daß sie nach dem Tode ihrer Nebenbuhlerin gestrebt und deren Beseitigung, soweit es in ihren Kräften stand, gefördert hat.

Freilich konnte Maria's Leugnen in diesem Punkte ihr Geschick nicht wenden; auch ohne dies traf die Voraussetzung des auf sie zugeschnittenen Gesetzes vom Jahre 1585 zu. Ihr Los war von vornherein entschieden. Ende October sprach der Gerichtshof einstimmig über Maria Stuart das Todesurtheil aus, welches wenige Tage darauf, am 8. November, vom Parlament bestätigt wurde. Und was das Parlament aussprach, daß die Sicherheit Elisabeth's nur mit dem Tode Maria's zu erkaufen sei, war die allgemeine Ansicht der gesammten protestantischen Bevölkerung Englands. Maria hatte ihr Spiel verloren.

Noch zögerte indeß Elisabeth, das Todesurtheil zu bestätigen und vollziehen zu lassen. Zwar die sehr zahmen Vorstellungen Jakob's VI. machten ebenso wenig Eindruck auf sie wie die Drohungen Frankreichs und Spaniens; allein sie konnte sich lange nicht entscheiden. So seltsam es auch klingen mag und so vieles dagegen spricht: zuweilen scheint es, als habe sich in Elisabeth ein freundlicheres Gefühl gegen Maria geregt. Doch waren das jedenfalls Regungen, die schnell vorübergingen. Die Hauptsache war, daß sie als Königin Bedenken trug, das Blut einer andern ebenso souveränen Fürstin, wie sie selbst war, zu vergießen. So schwankte sie monatelang unentschlossen hin und her; immer dringender wurden die Vorstellungen der Ihrigen; sie konnte gleichwol nicht zum Entschluß kommen. Sie gab ihrer Umgebung Winke, daß ihr eine heimliche Beseitigung ihrer Feindin erwünscht sei, und ein Brief Walsingham's an Poulet ging ab, worin diesem eine entsprechende Zumuthung gemacht wurde; doch wies Poulet das voll Entrüstung ab. Endlich, Anfang Februar 1587, unter dem Eindruck von Nachrichten eines neuen Attentats, dem Walsingham auf die Spur gekommen sein wollte, ließ sich Elisabeth das längst ausgefertigte

Digitized by Google

Todesurtheil von ihrem Secretär Davison bringen und unterzeichnete es mit raschem Zuge. Davison machte alsbald dem Geheimen Rathe Mittheilung, der ohne Zögern das Urtheil zur Ausführung zu bringen beschloß. Wol war es Sitte, vor einer Hinrichtung noch einmal bei der Königin anzufragen; aber Elisabeth's Rathgeber, die den Wankelmuth ihrer Herrin kannten, nahmen hiervon Abstand. Eine Deputation von ihnen, bestehend aus den Grafen Shrewsbury und Kent und dem Secretär des Geheimen Rathes, ging nach Fotheringhay ab, um das Urtheil vollstrecken zu lassen und die Tragödie des Lebens der unglücklichen Schottenkönigin zu blutigem Abschluß zu bringen.

Nicht vieler Vorbereitungen bedurfte es dazu. Maria selbst, die schon im November von dem gegen sie ergangenen Urtheilsspruche unterrichtet worden, war längst vorbereitet. Der Tod hatte keine Schrecken für sie; sie erkannte, daß für sie alles verloren sei, und mit dieser Erkenntniß kam volle Ruhe über sie; gelassen traf sie ihre letzten Maßregeln, die sich besonders auf die Versorgung der Dienerschaft, die bis zuletzt bei ihr verharrt, bezogen. Ihre Briefe, in denen sie von ihren auswärtigen Freunden Abschied nimmt, verrathen keinen Haß, keine Bitterkeit mehr. Selbst an Elisabeth schrieb sie ein letztes Wort, in welchem sie bat, in dem Lande ihrer Sehnsucht, in Frankreich, bestattet zu werden. Nur Eine Besorgniß quälte sie noch: es war die, daß man sie heimlich hinrichten möge; im Leben viel verdächtigt, wollte sie in Gegenwart der Ihrigen sterben, damit zuverlässige Zeugen ihrer letzten Augenblicke vorhanden wären, die namentlich auch bekunden könnten, daß ihre Herrin im rechten Glauben gestorben sei. Denn Maria fühlte sich jetzt auch innerlich mit dem Katholicismus verwachsen; sie meinte als Märtyrerin ihres Glaubens zu sterben, und fast die letzte irdische Angelegenheit, welche sie noch beschäftigte, war die Erneuerung ihrer frühern Verfügung über das schottische Reich zu Gunsten Philipp's von Spanien, falls ihr Sohn Jakob, wie es den Anschein hatte, dauernd der ketzerischen Religion anhängen werde.

Digitized by Google

Es war am 17. Februar 1587, daß die todbringende Deputation aus London in Fotheringhay anlangte. Maria empfing die Ankündigung, daß sie am nächsten Tage sterben solle, mit voller Gelassenheit; sie dankte den Lords für die angenehme Botschaft, die sie ihr brächten; nur empfand sie es mit Schmerz, daß ihre Bitte, in Begleitung eines Priesters ihrer Religion den letzten Gang zu thun, kein Gehör fand; der Graf von Kent hatte sogar die Roheit, sie unter Schmähungen auf den katholischen Glauben aufzufordern, demselben zu entsagen. Dagegen ward es gestattet, daß ihre Dienerschaft der Execution beiwohne; Marie verbürgte sich, daß dieselbe sich ruhig verhalten werde. Unter allen aber erschien sie selbst als die Gelassenste; sie tröstete die verzagenden Ihren und traf in voller Ruhe ihre letzten Vorbereitungen. Ein paar Stunden der Nacht vermochte sie noch für den Schlaf zu erübrigen; frühzeitig aber stand sie am andern Morgen auf und ließ sich mit vieler Sorgfalt ankleiden. Noch einmal sank sie vor ihrem Hausaltar in die Knie, dann erhob sie sich, um dem Sheriff zu folgen, der sie hinausführte. Die Grafen von Shrewsbury und Kent schlossen sich ihr an. In der untern Halle des Schlosses war das schwarz verhängte Schaffot aufgeschlagen; die Königin bestieg es mit Würde. Auch hier noch hatte sie unter der Unduldsamkeit der Gegner zu leiden; ein protestantischer Geistlicher, der Dekan von Peterborough, drängte ihr seine lästigen Dienste auf und störte sie in ihrem letzten Gebet. Endlich war dieses beendet; die Kammerfrauen entkleideten die Königin ihres Obergewandes und verbanden ihr die Augen. Dann führten die Henker sie zum Block; Shrewsbury gab mit verhülltem Haupt das Zeichen und der Streich sauste hernieder, der ihr Haupt vom Rumpfe trennen sollte; doch fehlte der Henker seines Ziels und traf den Hinterkopf; die Königin schien bewußtlos; sie rührte sich nicht; erst der dritte Streich durchschnitt den Hals. Der Henker hob das Haupt auf mit dem Rufe: „Gott segne die Königin Elisabeth!“ Der fanatische Dechant fügte hinzu: „So mögen alle ihre Feinde enden!“ Nur der Graf von Kent rief: „Amen!“

Digitized by Google

So hatte das unerbittliche Geschick wider Maria entschieden. Elisabeth triumphirte; freilich wüthete sie, als man ihr den Tod der Gegnerin meldete, und sandte als Opfer ihres Grimmes den unseligen Davison, der das Todesurtheil dem Geheimen Rathe ausgeliefert hatte, in den Tower. Aber sie konnte unmöglich verkennen, eine wie große Erleichterung ihr durch Maria's Hinwegräumung zutheil geworden sei. Auf der andern Seite erstand der Hingemordeten ein Rächer in der Person König Philipp's II. von Spanien, der jetzt endlich — ein Jahr nach Maria's Tode — die lange geplante Expedition wider England ins Werk setzte. Aber das Unglück, welches Maria im Leben zur Seite gestanden, schien sie selbst über das Grab hinaus zu begleiten. Philipp's Unternehmen scheiterte in der kläglichsten Weise; ja, während er Elisabeth hatte stürzen wollen, trug gerade sein Eingreifen mehr als alles andere dazu bei, sie auf ihrem Throne zu befestigen. In der Zeit der Noth drängte sich alles um die Königin, in deren Person die Freiheit und Größe des Vaterlandes verkörpert schien; die Unterschiede der Confession traten dagegen zurück, und erst von jetzt an erscheint die englische Nation in sich wahrhaft geeint und deshalb fähig, die größten Thaten in beiden Hemisphären zu vollbringen. So ist — und mit dieser versöhnenden Betrachtung wollen wir schließen — Maria Stuart's Fall der Sockel zu Englands weltgeschichtlicher Größe geworden.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen.

Von

Theodor Flathe.

Digitized by Google

Digitized by Google

Epochen großer geschichtlicher Entwickelungen bedürfen, damit das werdende Neue zu gedeihlicher Entwickelung gelange, des kühnen und starken Lenkers. Wessen Hand aber in solcher Zeit das Steuer hält ohne die Kraft, es zu führen, und ohne die Bahn zu kennen, auf der er dahinfährt, den verschlingt die Brandung. Mag er das Beste gewollt, das Edelste versucht haben: es bleibt ohne Segen für ihn selbst, für seine Zeitgenossen und für die Zukunft. Tragischer hat dieses Geschick wol nie einen Fürsten getroffen als den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, in der ganzen Reihe der Hohenzollern nächst dem Großen Friedrich den von der Natur weitaus am reichsten und vielseitigsten Begabten. Mitten in den Kampf zweier Weltanschauungen gestellt, hat er die eine nicht zu behaupten, die andere nicht zu verstehen vermocht, und ist an dem Gefühl, daß er in diesem Conflict unterlegen sei, innerlich zu Grunde gegangen.

Am 15. October 1795, wenige Tage, nachdem Friedrich Wilhelm II. mit der königsmörderischen französischen Republik zu Basel Frieden geschlossen hatte, verkündigten 24 Schüsse aus den im berliner Lustgarten aufgefahrenen Geschützen, daß dem kronprinzlichen Paare, dem nachherigen König Friedrich Wilhelm III. und seiner Gemahlin, der schönen, viel und mit Recht gefeierten Luise von Mecklenburg-Strelitz — dieselben bewohnten das jetzige kronprinzliche Palais — ein Sohn geboren worden sei, nächst einer todtgeborenen Tochter der älteste von der zahlreichen Kinderschar, welche die schönste Zierde und

Digitized by Google

das höchste Glück dieses durch Sittenreinheit und Hochsinn geadelten Hauses ausmachte. Als Pathen wohnten der Taufe des künftigen Thronerben die Witwe Friedrich's des Großen und dessen Brüder, die Prinzen Heinrich und Ferdinand, bei; zu den nicht anwesenden Taufzeugen gehörten der Römische Kaiser Franz II. und die Kaiserin Katharina II. von Rußland. Behütet von der zärtlichsten Aelternliebe, verstrichen dem Knaben die ersten Lebensjahre, zum Theil in der ländlichen Einsiedelei seiner Aeltern zu Paretz an der Havel. Nach den Aufschlüssen, die wir Ranke über seine Erziehung verdanken, geschah es auf die Empfehlung des Kanzlers Niemeyer, eines der angesehensten Pädagogen der damaligen Zeit, daß die nunmehrige Königin Luise den Rector des Pädagogiums zu Unserer Lieb-Frauen zu Magdeburg, Friedrich Delbrück, zum Erzieher des fünfjährigen Kronprinzen berief. Unter der Leitung dieses Schulmannes entwickelten sich die geistigen Anlagen desselben rasch und vielversprechend; er habe, urtheilt Delbrück, eindringenden Verstand bei lebhafter Einbildungskraft, Wißbegierde und Lerntrieb bei treuem Gedächtniß, rege Theilnehmung für das Wohl und Wehe der Menschheit und Einzelner bei tiefstem Gefühl und religiösem Sinn; er verhehlt aber auch nicht, daß aus der großen Lebendigkeit des Prinzen manche andere unangenehme Eigenheit entspringe, Ausgelassenheit, auffahrendes, gebieterisches Wesen, sodaß er selbst diejenigen beleidige, die er am meisten liebe. Bald jedoch machten diesem Stillleben die verhängnißvollen Ereignisse von 1806 ein schreckliches Ende. Auf der Terrasse des Schlosses zu Schwedt theilte die Königin ihren beiden Söhnen Fritz und Wilhelm die Nachricht von dem Unglück mit, das ihren Vater und die Armee bei Jena und Auerstädt betroffen hatte. Aber selbst unter den traurigsten Umständen nahm der Unterricht seinen geregelten Fortgang; der Kronprinz verdoppelte seinen Fleiß, um an seinem elften Geburtstage der Mutter einen englischen Brief schreiben zu können. Seit 1808 begann neben der Betreibung der neuern Sprachen auch die des Lateins, und nach wenigen Monaten konnte der Prinz schon einige Stellen der Aeneïde auswendig; ein schönes

Digitized by Google

Talent entwickelte er für das Zeichnen, am meisten jedoch zog ihn die Geschichte an.

Delbrück war durchdrungen von der hohen Bedeutung seiner Aufgabe, in seinem Zöglinge, einem deutschen Prinzen aus einem Hause voll deutscher Tugend, der in verhängnißvoller Zeit aufwachse, Liebe für die Deutschheit in Wort und That, Wärme für das Elend und die Knechtschaft Europas und einen frommen Heldenmuth anzuregen und zu beleben. Dennoch regten sich Zweifel, ob er derselben gewachsen sei. Man warf ihm vor, er habe nicht genug vor Augen, daß die Bestimmung des Kronprinzen die eines kraft- und muthvollen, keine Arbeiten und Beschwerden scheuenden Regenten sei; sonst würde er seine Erziehung weniger ästhetisch und mehr militärisch eingerichtet und den Prinzen zeitig gelehrt haben, seine Phantasie und seine Launen zu beherrschen und sich in der Tugend kindlicher Resignation und pünktlichen, willigen Gehorsams gegen seine Aeltern zu üben, die auch einem Thronerben nöthig sei. Der Gegensatz zwischen der weichlichen Humanität, welche nicht blos in der Pädagogik die letzten Jahrzehnte beherrscht hatte und an dem Unglück des Staats eine schwere Mitschuld trug, und den Anforderungen der eisernen Gegenwart trat auch an diesem Punkte zu Tage.

Es war der Minister Stein, welcher die Initiative wegen einer Aenderung ergriff; denn die Fehler, die er an dem jungen Prinzen wahrnahm, Zügellosigkeit des Willens, Mangel an Selbstbeherrschung, Verstoßen gegen gesellschaftliche Rücksichten, erfüllten ihn mit Sorge; auch vermißte er an dem Lehrer die lebendige Auffassung der Geschichte, namentlich der preußischen, und die nöthige Welt- und Menschenkenntniß. Er rieth daher, dem Prinzen einen militärischen Obergouverneur und einen neuen Civilgouverneur zu geben, für welchen letztern bereits Friedrich Ancillon, Prediger an der französischen Gemeinde in Berlin, in Aussicht genommen war. Delbrück wich jedoch nicht ohne Widerstand. Er wendete sich an die Königin, die dadurch in nicht geringe Verlegenheit gerieth. „Eine Erziehung", bemerkte sie charakteristisch am Rande seiner Bitt-

Digitized by Google

schrift, „die den Kronprinzen nur zu einem rechtschaffenen, religiösen, moralisch guten Menschen macht, ist noch nicht genug. Er muß richtige Kenntnisse des Landes haben und deutliche Begriffe der Politik; er muß ferner sich eine große Ansicht der Dinge zu eigen machen, die ihn fähig macht, große Thaten zu unternehmen und womöglich zu vollbringen; dieses liegt nicht in Delbrück. Um diese großen Resultate herbeizuführen, muß erstlich der Stamm befestigt werden, auf den man diese Hoffnung stützen darf. Der Kronprinz hat Verstand, hat Einbildungskraft, hat Wißbegierde; aber diese Eigenschaften werden nach den Ansichten kluger Männer nicht genug benutzt. Es muß daher ein Mann kommen, der den Geist des Kronprinzen faßt, ergreift, sich seiner bemächtigt, um ihm diese Richtung zu geben. Wie soll ich nun dieses Delbrück sagen?"

Es dauerte bis zum März 1809, ehe der ebenfalls noch von Stein vorgeschlagene General Dierickе zum militärischen Obergouverneur des Prinzen ernannt wurde; militärischer Gouverneur wurde unter ihm Oberst Gaudy als ein Mann, der auch durch seine äußere Stellung imponiren und über die jetzt von Delbrück abhängige Umgebung des Prinzen eine durchgreifende Aufsicht ausüben könne. Neben ihnen bekleidete Delbrück seine Stellung vorläufig weiter; er hatte einen Aufschub der definitiven Entscheidung bis zur Rückkehr des Hofes nach Berlin erreicht, da die Kunde von der bevorstehenden Veränderung auf die Gesundheit des Prinzen einen nachtheiligen Eindruck gemacht habe. Am 23. December 1809 fand der feierliche Einzug des Königs in Berlin statt, wobei der Kronprinz und sein Bruder Wilhelm als Gardeoffiziere mit ihren Regimentern zu Fuß marschirten. Aber auch dann dauerte das bisherige Verhältniß noch eine Zeit lang fort, bis sich aus dem Antagonismus zwischen dem Schulmanne und dem Oberst für die Charakterbildung des Prinzen so üble Folgen herausstellten, daß Delbrück's Entlassung nicht länger verzögert werden konnte. So weit reichte jedoch Gaudy's Einfluß nicht, daß man eines „Instituteurs" überhaupt hätte entbehren mögen. Ancillon wurde nunmehr dazu berufen. Friedrich Wilhelm hat aber seinen

Digitized by Google

ersten Erzieher nie vergessen; über seinem Schreibtische hingen die Bilder Delbrück's und Ancillon's nebeneinander, und als er dem Bruder des erstern, dem berühmten bonner Professor, zu dessen funfzigjährigem Doctorjubiläum einen Orden übersandte, begleitete er denselben mit den Worten: „Erkennen Sie nur, lieber Delbrück, durch Band und Kreuz und Umarmung und Glückwunsch vor allem den treuen Freund, auf dessen Jugendjahre Sie schönen, wohlthuenden Einfluß geübt, und der Sie um Ihrer selbst willen und als Bruder seines unvergeßlichen Friedrich Delbrück ehrt, dem er mehr verdankt, als er jemals aussprechen kann."

Ancillon fand an seinem fürstlichen Zögling alles, was die Natur, aber nichts von dem, was die Erziehung geben könne. Es fehle ihm, urtheilte er, vor allem an Selbstbeherrschung, sein Hang zur Ungebundenheit und zum Egoismus werde durch richtiges Denken und durch die angeborene Gerechtigkeit seines Herzens gemäßigt werden; er habe Empfindung für das Schöne und Würdige; er sei empfänglich für die edle Begeisterung, welche das Princip großer Thaten ist; sein ganzes Wesen erhebe sich, wenn man ihm großherzige Handlungen erzähle; er habe religiöse Gefühle, wie man sie in diesem Alter selten in gleicher Lebhaftigkeit finde; seine Moralität habe nichts Mechanisches, sie quelle aus einem Gefühl des Unendlichen, das er selbst noch nicht kenne. Die Königin sehe ihren Sohn als das Eigenthum und das Kind des Staats an; sie würde unglücklich sein, wenn er andere nicht ebenso durch seine Verdienste wie durch seinen Rang übertreffe. „Die Zukunft", sagt er, „ist glänzend, aber wir müssen sie durch die Gegenwart vorbereiten."

Gewiß eine treffliche Maxime. Und doch war die Berufung dessen, der sie aufstellte, ein Fehlgriff. Nicht blos die leicht bewundernden Hofkreise, sondern auch so gewissenhaft prüfende Augen wie die der Königin und Stein's ließen sich durch die Vielseitigkeit von Ancillon's Kenntnissen in Geschichte, Theologie und Philosophie über die Seichtigkeit seines Geistes, durch seine äußerliche Gewandtheit und salbungsvolle Wortfülle über

Digitized by Google

seine Verschwommenheit und seinen Mangel an Gemüthstiefe, durch seine schriftstellerische Fruchtbarkeit über die Dürftigkeit seiner Welterfahrung täuschen. Nur Gneisenau schalt ihn schon in der Napoleonischen Zeit wegen seiner steten Fürsprache für die feigsten Entschlüsse den „Hofpfaffen". Was der nervösen Erregbarkeit, dem sprunghaften, leicht ins Nebelhafte sich verlierenden Wesen des Kronprinzen das Heilsamste gewesen wäre, achtunggebietende Kernhaftigkeit, gesunde Natürlichkeit und nüchterne Klarheit: gerade das ging ihm ab, und was er besaß, eignete sich gerade zur Beförderung der fehlerhaften Seiten an seinem Zögling. Verdankte dieser ihm die Liebe für das historisch Gewordene, für das, was sich naturgemäß entwickelt hat und nicht durch menschliche Willkür entstanden ist, die Ueberzeugung, daß nicht der menschliche Verstand, sondern die göttliche Vorsehung die menschlichen Geschicke leite, so stammt doch auch von ihm die Einseitigkeit in der geschichtlichen Auffassung, die später dem König so verhängnißvoll werden sollte. Seitdem Ancillon im Juni 1789 zu Versailles selbst Zeuge gewesen von dem Siege des Dritten Standes über Adel und Klerus, war er ein abgesagter Feind der Grundsätze, die von da ab in Frankreich zur Herrschaft gelangten; er sah in der Revolution nur das Widergöttliche, und in der Seele des heranreifenden Prinzen verstärkte sich dieselbe Anschauung durch die Eindrücke, welche er aus seinen eigenen Erlebnissen empfing. Napoleon, der Vertreter der Revolution, war ihm die Verkörperung des Lügengeistes, der, Glauben und Recht verneinend, die alte glückliche Ordnung Europas in einem Meer von Blut und Thränen ertränkt habe. Persönlich lernte er denselben kennen, als er im Juni 1812 seinen Vater auf der gezwungenen Reise nach Dresden begleitete; aber vergebens suchte der Weltgebieter ihn durch die glatte Schmeichelei zu gewinnen, er finde an ihm Aehnlichkeit mit Friedrich dem Großen.

Es kamen die Tage der Erhebung. Unmittelbar vor der Abreise nach Breslau fand in Potsdam die feierliche Einsegnung des Kronprinzen statt. In Dresden stieß derselbe zu dem Heere Blücher's, bei dem sich schon die Prinzen Wilhelm (d. Aeltere),

Digitized by Google

August und Friedrich befanden. Mit aller Empfänglichkeit, deren seine junge Seele fähig war, sog Friedrich Wilhelm den erfrischenden Hauch vaterländischer Begeisterung, der auf seines königlichen Vaters Ruf das preußische Volk durchwehte. Die große Losung der Zeit, die Befreiung Deutschlands vom fremden Joch, der Jubel der Tage, in welchen Arndt's, Schenkendorf's, Körner's Lieder zugleich mit den Heeren Schlachten schlugen, erfaßten und erfüllten den lebensvollen Jüngling. Die alte Glorie deutscher Nation ging leuchtend in ihm auf. Zu seinem militärischen Mentor hatte der König, da auch Ancillon sich nicht mit Gaudy vertrug, den Major Luck ernannt, als einen Offizier, geeignet, demselben über die Operationen Rede und Antwort zu stehen und ihn zugleich vor den mancherlei Gefahren des Kriegs zu beschützen, ohne ihn jedoch im mindesten zu schonen. Die Herzhaftigkeit, welche der Kronprinz bei Großgörschen bewies, trug ihm von Schenkendorf einen warmen Zuruf ein:

Du wirst uns lang im Ehrenfeld
Mit Blick und Schwert regieren,
In späten Jahren, werther Held,
Ein frommes Scepter führen.
Du rascher, lieber Königssohn,
Wir retten auch für dich den Thron!

Er folgte den siegreichen Fahnen des Preußenheeres nach Frankreich hinein. Bei einem Vorpostengefecht, erzählt man, habe ihn Luck erinnert, daß er sein Leben nicht muthwillig in Gefahr bringen dürfe, da er der Kronprinz von Preußen sei, aber die Antwort erhalten: daran liege nicht viel, denn wenn ihn eine Kugel treffe, so sei sein Bruder Wilhelm Kronprinz. Als er am Tage nach der Schlacht bei La-Rothière mit den verbündeten Herrschern in Brienne einritt, faßte Blücher, tief ergriffen von dem Anblick der brennenden Stadt, seine Hand mit den Worten: „Hier sehen Sie, mein gnädigster Herr, die Folgen des Kriegs; wird indessen ein Krieg so gerecht geführt wie der unserige, so heiligt der Zweck das Mittel; wird er aber aus Habsucht, Herrschsucht und ähnlichen Motiven geführt,

Digitized by Google

dann wird jeder Tropfen Blut der Gefallenen, spät oder früh, zum siedenden Oele auf dem Gewissen des Regenten." Der König dankte seinem Feldmarschall für diese Lehre, sein Sohn werde sie gewiß nicht vergessen. Auch nach Napoleon's Rückkehr von Elba erhielt er die sehnlichst erbetene Erlaubniß, an dem Kampfe theilzunehmen; er war aber kaum mit seinem Bataillon zum Bülow'schen Corps gestoßen, als schon bei Waterloo die große Entscheidung fiel. „Meine ganze Seele", schreibt er am 8. Juli an Blücher, „ist unaufhörlich bei Ihnen und den Ihrigen gewesen. Wie glücklich müssen Sie sein, theuerster Fürst, wie glücklich sind wir, Sie den Unserigen zu nennen!"

Als ein halber Knabe war er in den Krieg gezogen; als ein angehender Mann, der die Welt gesehen und den größten Entscheidungen in der Nähe beigewohnt hatte, kam er zurück, zunächst um seine Studien wieder aufzunehmen; denn selbst unter den Zerstreuungen, welche die französische Hauptstadt ihm bot und für die er sehr empfänglich zu sein schien, hatte er nicht aufgehört, sich zu diesen nach Berlin zurückzusehnen. Niebuhr, der ihm Vorlesungen über Finanzwissenschaft hielt, wußte seine Wißbegierde, Empfänglichkeit und edle Sinnesweise nicht genug zu rühmen. Wolzogen führte ihn in die Kriegsgeschichte, Savigny in die Rechtsgeschichte ein. Aber was er von diesen bedeutenden Lehrern empfing, hat nicht sowol die Richtung seines Wesens bestimmt, als daß er es mit seiner schöpferischen, aber willkürlichen Phantasie umgestaltete, bis es mit den einmal schon fest in ihm wurzelnden Anschauungen übereinstimmte.

Kaum war jedoch der Friede wiederhergestellt, so begann auch die Heranziehung des Kronprinzen zu den praktischen Staatsgeschäften. König Friedrich Wilhelm III. schaute mit viel zu viel Vaterstolz auf den vielverheißenden Erben seines Thrones, als daß er die Schwäche so mancher anderer Monarchen getheilt hätte, welche ihre Nachfolger von den Regierungsgeschäften fernzuhalten suchen. Das Mistrauen, das er sonst genialen Naturen gegenüber so leicht empfand, verleugnete sich diesem ihm so ganz unähnlichen Sohne gegenüber völlig. Auf

Digitized by Google

Hardenberg's Rath wurde der Kronprinz im Jahre 1816 in das Staatsministerium, später auch in den Staatsrath eingeführt. Sein persönliches Verhältniß zu dem greisen Staatskanzler war ein freundliches; zu den liberalen politischen Grundsätzen desselben hat er sich jedoch nie bekannt und sein anstößiges häusliches Leben war ihm im Grund der Seele zuwider. Die große innere Angelegenheit jener Jahre bildete die Frage, in welcher Weise die 1815 ertheilte königliche Zusage einer reichsständischen Verfassung verwirklicht werden solle. Der Kronprinz betheiligte sich mit großer Lebhaftigkeit an den darüber gepflogenen Verhandlungen, und hier war es, wo er mit den Ideen des Staatskanzlers in offenen Gegensatz gerieth. Hatte die Communalordnungs-Commission im Sinne des letztern die Schwierigkeit, welche in der Zusammensetzung des Staats aus einer Unzahl verschiedener Bestandtheile lag, kurzweg dadurch zu beseitigen gesucht, daß sie mit dem Besen der bureaukratischen Centralisation über alle Sonderart der Landschaften hinwegfegte, so war es gerade die Mannichfaltigkeit dieser Territorien mit ihren althistorischen Ständetagen, in denen der Adel eine mächtige und bevorzugte Stellung einnahm, was das poetisch gestimmte Gemüth des Kronprinzen anheimelte. Zum ersten mal trat hierbei die Inconsequenz seines politischen Denkens hervor: daß diese alten Territorialstände mit der neuen Provinzialeinteilung sich nicht vertrugen, erregte ihm kein Bedenken. Um den Kronprinzen scharte sich eine mächtige Opposition der altständischen Partei gegen den Staatskanzler, welcher derselben nicht mehr gewachsen war. Eine neue Verfassungscommission, welche unter dem Vorsitz des Kronprinzen gebildet wurde, beantragte die Verwerfung sämmtlicher bisheriger Entwürfe und fügte den Antrag hinzu, der König möge, vorläufig absehend von der Verkündigung einer Gesammtstaatsverfassung, zunächst nur das Gesetz über die Provinzialstände verkündigen lassen. Demselben wurde durch die Cabinetsordre vom 11. Juni 1821 entsprochen, welche „das Wann und Wie der Reichsstände Unserer landesväterlichen Fürsorge" vorbehielt.

„Der Kronprinz", schrieb Gneisenau an den Kanzler, „möchte

Digitized by Google

lieber die Gewässer gegen ihre Quelle leiten, als ihren Lauf in die Ebene regeln." Wenigstens aber gehörte er nicht zu denjenigen, die von Reichsständen überhaupt nichts wissen wollten; nur schwebte ihm der Gedanke vor, dieselben sollten sich gemäß der Verordnung von 1815 organisch aus den Provinzialständen herausbilden, das ständische Leben der Monarchie denselben langsamen Entwickelungsgang zur Einheit durchmessen, den ihre Verwaltung bereits vollendet hatte. Daß Stein auf seine briefliche Anfrage, ob die Reichsstände gleichzeitig mit den Provinzialständen oder unmittelbar nachher oder erst nach längerer Erfahrung erscheinen sollten, ganz gegen seine sonstige Art sich mit der ausweichenden Bemerkung begnügte, die Provinzialstände böten immerhin eine nützliche Vorübung, um für den Reichstag Erfahrungen zu sammeln, konnte ihn in dieser Ansicht nur bestärken. Aber das reiche, vielgestaltige Leben, welches der Kronprinz mit der ehrlichen, aber unklaren Begeisterung der Jugend aus dem Schoße dieser Körperschaften erblühen zu sehen gehofft hatte, wollte sich nicht einstellen, und bei der Feier von Friedrich Wilhelm's III. fünfundzwanzigjährigem Regierungsjubiläum wagte es Professor Friedrich von Raumer in akademischer Festrede vor dem Kronprinzen auszusprechen, daß die alte Zusage noch nicht eingelöst sei und Provinzialstände ohne Reichstag einem Körper ohne Haupt glichen. In gewissem Sinne war das auch die Meinung des Kronprinzen, nur nicht in dem, als ob dadurch zwischen Fürst und Volk eine vertragsmäßige Rechtsordnung aufgerichtet werden solle. Ebenso wenig freilich befriedigte ihn das herrschende bureaukratische System, dem er nicht die Kraft zutraute, um die durch den französischen Liberalismus verderbte Zeit zu heilen. In dieser Beziehung theilte er vielmehr ganz die Ueberzeugung von Männern wie Graf Brandenburg, von Voß, von Gerlach und von der Gröben, die auch später ihm nahe geblieben sind, daß es einer Neugeburt der ganzen menschlichen Gesellschaft in Staat und Kirche durch Wiederherstellung und Kräftigung des geschwächten Autoritätsprincips bedürfe. Darum eben stand in diesem Kreise, dem vielberufenen „Club der Wil-

Digitized by Google

helmsstraße", die Lehre des Schweizers von Haller, des Regenerators der Staatswissenschaften, so hoch in Ehren, daß das Recht der Herrschaft nicht ein vertragsmäßiges, sondern ein ursprünglich eigenes, auf das Eigenthum des Herrschenden an dem zuerst von ihm in Besitz genommenen Lande sich gründendes, daß die Herrschergewalt daher keine andere sei als die des Familienhauptes oder des Grundherrn: eine Lehre, die in Friedrich Wilhelm's Geiste unvertilgbar haften geblieben ist.

Inzwischen war der Kronprinz in das Alter eingetreten, wo an seine Verheirathung gedacht werden mußte. Da kam ganz zur gelegenen Zeit von seiten des münchener Hofes durch Vermittelung des Fürsten Wrede die Eröffnung, wie angenehm und wünschenswerth eine Verbindung desselben mit einer bairischen Prinzeß sein würde. Das Hinderniß der confessionellen Verschiedenheit, welches die im übrigen beifällige Antwort aus Berlin betonte, da eine Katholikin nicht Königin von Preußen werden könne, nahm König Max Joseph, als Sohn des aufgeklärten Jahrhunderts, sehr leicht; selbstverständlich, erwiderte er, müsse die künftige Kronprinzeß der Kirche ihres Gemahls folgen. In Baden-Baden, wo er eben mit seinen Zwillingstöchtern Elisabeth und Amalie verweilte, fand sich hierauf auch der Kronprinz ein und folgte ihnen nach Beendigung einer Schweizerreise nach München. Ein Aufenthalt von acht Tagen am dortigen Hofe entschied über seine Neigung mit einer Bestimmtheit, von der seine Begleiter zunächst gar keine Ahnung hatten; sie bemerkten nur, daß er ernst und unstet geworden; das tiefste, zum ersten mal in seinem empfänglichen und rein bewahrten Herzen auflodernde Gefühl der Liebe hatte ihn ganz in sein Inneres zurückgeführt. Selbst die Prinzeß Elisabeth (geboren 13. November 1801), für die sein Herz vom ersten Augenblick an sich entschied, hatte nichts geahnt, und war um so unbefangener geblieben, da ihre Bescheidenheit sie glauben machte, daß ihre Schwester würdiger sei, ihn zu besitzen, und fähiger, seine Neigung zu gewinnen. Dennoch schlug auch ihr Herz ihm in stiller, uneingestandener Liebe entgegen. Als ihre Mutter

Digitized by Google

ihr die Wünsche des Kronprinzen eröffnete, brach sie in Thränen aus. Aber sie dachte in Sachen der Religion ernster als ihr Vater; ein, wenn auch noch so großes Glück war sie entschlossen, nicht durch Aufopferung des innern Friedens zu erkaufen, den sie bisher in der katholischen Kirche gefunden hatte. Kaum geschaut, stürzte damit dem Prinzen das ganze Gebäude seines Glücks zusammen. Die Prinzeß litt nicht weniger; sie hatte ihre ganze Fassung nöthig, um den sie bestürmenden Ansichten und der Lebendigkeit ihres eigenen Gefühls standzuhalten. Sie erkrankte an einem heftigen Fieber. „Ich habe sie damals als Wiedergenesende öfters gesehen", schreibt ihr Lehrer F. Thiersch, „und das Bild der leidenden Anmuth und Tugend, welches in ihrer rührenden und doch äußerlich heitern Gestalt erschien, wird mir immer in der Seele bleiben." „Ich bin", äußerte sie, „keineswegs so beschränkt, daß ich nicht sehen sollte, wie man auch auf der andern Seite religiöse Beruhigung finden kann; aber ich bin es mir selbst, meinem Gemahl, dem Volke, dem ich angehören soll, schuldig, nicht in so zweideutigem Lichte zu erscheinen, den einen als eine Abtrünnige, den andern als eine Heuchlerin, und am Ende dem König selbst, dessen sittliche Strenge mir bekannt ist."

Verwandte und Nichtverwandte, Männer und Frauen mischten sich in die Liebestragödie, halfen oder verwirrten noch mehr. Umsonst, denn sowol König Friedrich Wilhelm als auch die Prinzeß standen einander in ihren Ansichten fest, klar und beide tadellos gegenüber. Den König, der seinen Sohn leiden sah und wußte, daß derselbe ohne die von seinem Herzen Erkorene unvermählt bleiben würde, kostete es Schmerz und selbst Thränen, fest zu bleiben. Während der unglücklich Liebende sich durch seinen treuen Adjutanten von Schack, den tapfern Begleiter York's, an den Maler Cornelius wendete, um durch diesen vortrefflichen und lautern Mann etwas darüber zu erfahren, wie die Prinzeß ihr Schicksal trage, empfand auch der König das Bedürfniß, auf einem nicht diplomatischen Wege durch jemand, der die Sache auf eine rein menschliche und einfache Weise auffaßte, über sie und ihr ganzes Verhältniß unterrichtet zu werden. Im

Digitized by Google

Sommer 1822 kam die Gräfin Redern, die spätere Oberhofmeisterin der Kronprinzeß, die des Königs Vertrauen besaß, nach München, um zu sehen, was sich thun ließe. Alles, was sie der Prinzeß abgewann, war die Erklärung, später übertreten zu wollen, wenn sie die dazu nöthige Ueberzeugung gewonnen haben würde. Aber obgleich auch Thiersch vorstellte, daß diese bedingte Zusage doch eigentlich schon die Erwartung ausspreche, das Beispiel der in der königlichen Familie herrschenden Frömmigkeit werde das Uebrige thun, bestand man in Berlin auf einer unbedingten Zusage. Andererseits mislang der Versuch, die Neigung der Prinzeß auf einen andern, den Prinzen Johann von Sachsen, abzulenken, ganz; derselbe wählte vielmehr ihre Schwester Amalie. Den Ausschlag gab endlich die Werbung des Prinzen Bernhard von Weimar; der münchener Hof erklärte, wenn man in Berlin auf jener Forderung bestehe, werde man das Verhältniß als aufgelöst betrachten und über die Hand der Prinzeß anderweit verfügen. Der König wurde betroffen, denn zu derselben Zeit bestand sein zweiter Sohn, der Prinz Wilhelm, darauf, dem Zuge seines Herzens folgend, eine nicht ebenbürtige Ehe zu schließen. In dieser Bedrängniß schickte er seinen geistlichen Vertrauten, den Bischof Eylert, insgeheim nach Tegernsee, um der Prinzeß noch einmal zuzureden; aber der theologische Diplomat wurde durch ihre würdige Haltung völlig entwaffnet; er kehrte heim mit der Versicherung, von einer solchen Schwiegertochter, auch wenn sie katholisch bleibe, habe der König weder für sein Land, noch für sein Haus etwas zu besorgen. Eines Tages führte die Königin Karoline ihre Tochter vor das im Cabinet ihres Gemahls hängende Bildniß Friedrich's des Großen, dem jener als dem Erhalter seiner Dynastie große Verehrnng bewahrte; vor diesem las sie ihr den Brief vor, welcher die Einwilligung des Königs enthielt. Am 20. November 1823 fand die Vermählung statt, und Thiersch opferte seiner geliebten Schülerin die letzte Flasche seines weißen Chierweins, des edelsten von allen griechischen, als Hochzeitsgeschenk.

Der Kronprinz fand in seiner Gemahlin eine Lebensgefährtin,

Digitized by Google

die sich ihm von ganzem Herzen anschloß; ihre Ehe blieb zwar kinderlos; aber es war eine Ehe vollkommenen Einverständnisses in der höchsten Auffassung aller Lebensaufgaben. Die Kronprinzeß besaß eine mehr als gewöhnliche Bildung. Thiersch hatte mit den beiden Schwestern die Meisterwerke alter und neuer Zeit gelesen, den Homer, von dem sie ganze Rhapsodien im Gedächtniß hatten, dann Herodot und die Tragiker, und sie in die antike Kunst eingeführt. Im Geschichtsfache war sie so bewandert, daß sie mehr als einem Fachmanne gelegentliche Versehen corrigirt hat. Sie las fleißig oder ließ sich vorlesen die bedeutendern Werke der neuern deutschen, englischen und französischen Geschichtsliteratur, abwechselnd mit Reisebeschreibungen oder Poesien, und wenn Karl Witte ihr seine Uebersetzung der „Göttlichen Komödie" widmete, so war dies kein bloßes Compliment. Besonders in den ersten Jahren las sie mit ihrem Gemahl zahlreiche poetische Werke, und lange nach seinem Hingange erinnerte sie sich wehmüthig des Eindrucks von Byron's „Hebrew melodies", von denen J. E. G. Löwe mehrere für sie in Musik gesetzt hatte, und der damals viel gelesenen Gedichte der Lätitia Elisabeth Landon. Ihres Gemahls feingebildeten Geschmack in den bildenden Künsten wie in der Musik theilte sie in vollem Maße; besonders aber fand die übersprudelnde Lebhaftigkeit und Reizbarkeit desselben an ihrer Sanftmuth und immer gleich ruhigen Heiterkeit ein wohlthätiges Gegengewicht. So gewann sie nach und nach eine stille Gewalt über ihn; obgleich sie sich niemals mit den Staatsgeschäften befaßte, bestärkte sie ihn aber auch unwillkürlich in seiner romantischen, hochconservativen Staatsanschauung; denn die „bourbonischen Ansichten" der bairischen Königstöchter waren allen befreundeten Höfen bekannt. Mit ihrem Aelternhause, ihren nach Sachsen und Oesterreich verheiratheten Schwestern blieb sie in zärtlicher Liebe verbunden und vermochte später den Gedanken gar nicht zu fassen, daß Preußen je mit diesen verschwisterten Höfen in Kampf gerathen könne. Nach einigen Jahren sorgfältiger und gewissenhafter Vorbereitung empfing sie das Abendmahl nach evangelischem Ritus; aber auch dann bewahrte sie

Digitized by Google

ihrer alten Kirche noch ein Gefühl weiblicher Treue, und aus der innigen Seelengemeinschaft dieser Ehe ergab es sich ganz von selbst, daß ihr Gemahl, wie tief er auch von der Wahrheit des evangelischen Glaubens durchdrungen war, doch den Herrschaftsansprüchen der römischen Kirche mit den Jahren immer williger entgegenkam.

Seine angenehmste Zeit verbrachte das kronprinzliche Paar auf dem Landsitze Charlottenhof bei Potsdam, den es sich 1826 als eine Villa, wie sie Plinius bewohnt und geschildert, nach eigenem Geschmack erbaut hatte, in vertrautem und ungezwungenem Verkehr mit Kunst und Wissenschaft. Häufig vereinigte ihr Mittagstisch die Meister derselben. „Gar zu gern", schreibt der Kronprinz an Chamisso, der ihm seine Schriften zugesandt hatte, „möchte ich Ihnen meinen Dank mündlich wiederholen. Ich habe Sie so lange nicht gesehen und gesprochen. Nun sagt mir Humboldt, Sie seien den ganzen Winter über leidend gewesen. Dies, fürchte ich nun sehr, verdirbt mir die Hoffnung, Sie einmal zu Tische bei mir zu sehen. Können Sie es wagen, so bitte ich Sie, es mich wissen zu lassen; ziehen Sie aber vor, mich einmal morgens zu besuchen, so kommen Sie ohne weiteres, welchen Tag Sie wollen, so zwischen 11 und halb 1 Uhr. — Wo haben Sie das Goethe'sche Deutsch her? Manche Franzosen haben wol ein Herz für Deutschland und seine Sprache gewonnen, aber nie hat irgendeiner es dem Besten gleich und darüber hinaus gethan in der Sprache. Die vielen Schnurren und Malicen in Ihren Gedichten sind keine welschen, sondern echt national, und sogar den gottlosen Béranger haben Sie nicht übersetzt, sondern nur verdeutscht — ich wollte, Sie hätten ihn zerdeutscht. Ihre Strophen an Boncourt möchte ich singen hören. Schon beim Lesen gehen einem die Augen über, und man gibt unwillkürlich Ihnen selbst den Segen zurück, welchen Sie dem Ackerer auf der theuern Stelle zurufen."

Was jenen ersten Jahrzehnten nach Wiederherstellung des Friedens ihren Charakter gab, war die äußerlich unscheinbare, aber fleißige Versenkung in den innern Zusammenhang des

Digitized by Google

historisch Gewordenen. Nachdem die Französische Revolution den geschichtlichen Faden ganz zu durchschneiden versucht hatte, erwachte mit doppelter Kraft die Hinneigung zur Vorzeit, die Freude an dem Ursprünglichen, Volksthümlichen, die Förderung des religiösen Lebens neben eifrigem Streben in Kunst und Wissenschaft. Allen diesen Zeitströmungen brachte der Kronprinz eine ungemeine Empfänglichkeit entgegen. Auf seinen Reisen ergötzten ihn bald die Erinnerungen an Luther und Wittekind, die wohlgeordneten Meierhöfe und die Bibelsprüche über den Hausthüren, bald die alten Kirchenbauten oder die Stammburg der Markgrafen oder die askanischen Denkmäler in der Altmark. Neben einem seltenen Schatz von Wissen, den das treueste Gedächtniß und ein merkwürdiger Ortssinn unterstützte, wogte in seinem Kopfe eine Fülle lebendigster und eigenthümlichster Ideen, ein feuriger, beweglicher Geist, begeistert für alles Gute und Schöne und voll unbezwinglichen Dranges, sich andern in Wort oder Schrift mitzutheilen. Mit Recht galt er für den geistreichsten Prinzen Europas. Blendend, unwiderstehlich in der Unterhaltung, setzte er seine Zuhörer ebenso sehr durch die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse in Erstaunen, als er sie bald durch den Schwung seiner Gedanken, bald durch seinen sprudelnden Witz, immer aber durch die vollendete Form seiner Sprache bezauberte. „Erschloß er", sagt Treitschke, „einer gleichgestimmten Seele sein Herz, dann rauschten ihm die Bekenntnisse von den Lippen, ein mächtiger Strom der Liebe, der Frömmigkeit und Begeisterung. Als Graf Gröben, sein neuernannter Generalstabschef, seinen Dienst antrat, setzte sich der Prinz mit ihm an einem schönen Sommerabend zu Charlottenhof in den Wagen, und als man früh 5 Uhr in Königsberg i. N. hielt, hatte das Gespräch noch nicht einen Augenblick gestockt, und der neue Begleiter war seinem jungen Herrn für das ganze Leben gewonnen."

Und doch fehlte dieser Ueberfülle der herrlichsten Gaben das dem Herrscher Unerläßlichste, das folgerichtige Denken, der feste Charakter, die thatbereite Energie. Er hatte, nach Ranke's Ausspruch, mehr Gemüth, als der Staat ertragen kann. Er war eine durch und durch poetische Natur, und zwar in dem

Digitized by Google

ganzen Gegensatze, in welchem dieselbe zu einer praktischen Natur steht; bei ihm flossen Gemüthswallungen und Verstandeserwägungen ohne Grenzlinie ineinander, und selbst seine redlichsten, edelsten Vorsätze verloren sich in dem Dunste eines geistvollen Dilettantismus, einer aus der Wirklichkeit in das Nebelreich der Vergangenheit zurückstrebenden Phantasie. Man hat ihn, und zwar mit vollem Recht, einen vorzugsweise historischen Geist genannt; nur darf dies nicht so verstanden werden, als ob er den Drang nach Ergründung objectiver historischer Wahrheit besessen hätte. Wie für die Gegenwart, so baute er sich auch für die Vergangenheit immer nur ein willkürliches, vorgefaßten Meinungen entsprechendes Bild. Selbst sein Briefstil, im übrigen so belebt und schwungvoll, spiegelt in der Manier, einzelne Worte zwei- und dreifach zu unterstreichen, in der Häufung von Frage- und Ausrufungszeichen etwas von dem unruhigen Drange, auf dem Papier auszudrücken, was er innerlich nicht bis zur Klarheit verarbeitet hatte. Im Gegensatz zu seinem Bruder Wilhelm verlor er leicht das ruhige Gleichgewicht; er fing schnell Feuer für einen Gedanken, ließ ihn aber ebenso schnell wieder fallen, wenn er ihm in seinen praktischen Consequenzen unangenehm wurde. „Nicht wie ein Erzbild", sagt der Genannte treffend, „aus vielen Metallen in eins verschmolzen, erscheint sein Charakter, sondern wie ein kunstvoll zusammengefügtes Mosaikgemälde; ein widerspruchsvoller, problematischer Charakter, dem das tragische Schicksal beschieden war, sich selbst und der Welt ein Räthsel zu bleiben, seine Zeit zu verkennen und von ihr verkannt zu werden." So heimisch, wie er sich in dem Bereich des idealen Genusses fühlte, ist er niemals in der Wirklichkeit, am wenigsten in den Geschäften des politischen Lebens geworden. Das Beamtenthum mit seiner gleichmäßigen Ordnung war ihm langweilig und mancher von den würdigen, aber pedantisch trockenen Geheimräthen seines Vaters mußte sich's gefallen lassen, daß der Prinz seine Laune in beißendem Witz an ihm übte. Der bureaukratische Formalismus war ihm in tiefster Seele zuwider, und weil er diese Abneigung offen aussprach, auch die engherzige Angst des Po-

Digitized by Google

lizeisystems nicht theilte und sich sogar auf Alexander von Humboldt's Anregung, aus reinem menschlichen Mitgefühl, hier und da für eins der unglücklichen Opfer der Demagogenriecherei verwendete, geschah es, daß er in den ganz unverdienten Ruf liberaler Gesinnung kam und sein Oheim Ernst August von Cumberland ihn geradezu des Jakobinismus bezichtigte.

Auch der Armee stand er fremd gegenüber; in der ganzen Reihe der hohenzollernschen Herrscher vom Großen Kurfürsten an ist er die am wenigsten militärische Natur. Das sprach sich schon in seiner äußern, gern nachlässigen, der soldatischen Strammheit entbehrenden Haltung aus. Wol nannte er sich mit Stolz einen preußischen Offizier, führte auch nach dem Kriege den Oberbefehl über das pommersche Armeecorps; aber des Dienstes gleichgestellte Uhr war ihm etwas Lästiges, und offenherzige Generale gestanden, er verstehe mit alten Soldaten nicht recht umzugehen. Die Aeußerung, die von ihm berichtet wird: „Ein Feldherr könnte ich vielleicht einmal werden, wenn die Umstände mich zwingen sollten, den Degen an der Spitze meiner Armee zu ziehen, aber zum Soldaten bin ich verdorben", beweist in ihrem ersten Teile nur, wie recht er im zweiten hat. Die wichtige und wohlthätige Neuerung, welche unter ihm die Armee durch die Bekleidung mit Waffenrock und Pickelhaube erfahren hat, verdankt sie mehr seinem Künstler- als seinem militärischen Auge.

Denn eine reiche künstlerische Begabung hatte ihm die Natur verliehen. Je williger er sich aber auf den Flügeln der Phantasie in die Welt der Träume tragen ließ, mit je wonnevollerm Entzücken er in ihr verweilte, um so weniger Geschmack fand er an den Staatsgeschäften, die klare Verständigkeit fordern, und wo er politischer Maximen bedurft hätte, schuf er sich willkürlich politische Phantasiegebilde. Mit Recht ist hervorgehoben worden, daß die lebendige preußische Staatsgesinnung ihm abgegangen, dieses ganz moderne weltliche Königthum, wie es in Preußen emporgestiegen, ihm eigentlich unsympathisch gewesen sei, keiner seiner großen Ahnen dem Herzen dieses Enkels recht nahe gestanden habe. Seine politischen Ideen wur-

Digitized by Google

zelten in den Eindrücken seiner Jugend, in der romantischen Schule mit ihrer Verherrlichung des Mittelalters, und in den Befreiungskriegen mit der aufleuchtenden Begeisterung für ein deutsches Vaterland, und von diesem Boden haben sie sich niemals losgerissen. Noch in reifen Jahren gab er sich gern dem Reiz der Erscheinungen hin, welche in seiner Jugend die „mondbeglänzte Zaubernacht" belebt hatten. Von dem alten heiligen Reiche hatte er sich ein Bild entworfen, das eben so geistvoll und farbenprächtig wie willkürlich war. Er dachte sich einen Kaiser aus dem alten Erzhause, frei gewählt durch die durchlauchtigen Genossen, und begriff nicht, warum der Kurfürst-Kämmerer von Brandenburg nicht auch jetzt noch, trotz seines königlichen Titels, kaiserlicher Majestät das silberne Becken reichen solle. Unter dem Kaiser sodann „freie Fürsten und freie Völker"; überall ein mächtiger Adel, der seine Bauern väterlich regierte und auf den Tagen der getreuen Landstände den Ausschlag gab; die Bürgerschaft endlich in Innungen gegliedert und ihres alten Zunftbrauchs froh. An solchen Träumen hing sein Herz. Er lebte in Zeiten, die gewesen. Er sah den lausitzer Stier und den Löwen von Jülich, das klevesche Kleerad und all die weißen, rothen und grünen Greifen der pommerschen Herzogthümer, ein glänzendes Gewimmel althistorischer Landschaften unter den Flügeln des schwarzen Adlers vereinigt und gedachte diese Fülle geschichtlichen Lebens wiederherzustellen, in jeder Landschaft des Reichs die Gliederung der Stände neu zu beleben.

Seine literarische Bildung war gleich umfassend und vielseitig wie gründlich. Das classische Alterthum war ihm vertraut, die Meisterwerke unserer Dichterheroen sind ihm stets geläufig geblieben. Die Dramen der Romantiker, Z. Werner's, wie später H. von Kleist's, ließen starke Anklänge in ihm zurück; Schenkendorf, Uhland, Rückert waren nahe an ihn herangetreten, in spätern Jahren nahm er lebhaftes Interesse an Platen, namentlich an dessen aristophaneischen Komödien. „Du neigtest einst Dich meinen Scherzen", redet ihn der Dichter der „Verhängnißvollen Gabel" an, als er ihn aus der Ferne um

Digitized by Google

Hülfe für Polen anspricht. Lebhaften Antheil widmete er der modernen Literatur des Auslandes; die Italiens verfolgte er durch alle Phasen; näher noch stand ihm die englische; Shakespeare gab er sich mit Entzücken hin und war ein warmer Bewunderer Byron's, Burn's und Th. Moore's, und so wenig ihm manche Richtungen der französischen Literatur zusagten, so wußte er doch französischen Geist, Anmuth und Gewandtheit zu schätzen. Seine Belesenheit war in den verschiedensten Fächern eine ungeheuere, in manchen, wie es nicht anders sein konnte, eine sporadische oder zufällige.

Die stärkste Kraft seiner Seele war aber das religiöse Gefühl. Aus eigenem Triebe hatte er sich mit der Dogmatik und Kirchengeschichte vertraut gemacht, sodaß selbst schwierige Probleme der Theologie ihm geläufig waren. Aber das Wesen seiner Religiosität bestand nicht im Wissen, sondern in der Empfindung. „Ich bin", bekennt er selbst, „ein Christ, und nota bene ein evangelischer, nicht dem Namen nach, sondern mit Leib und Seele. Die Ehre wie die Unehre des evangelischen Bekenntnisses ist nun einmal für mich meine Unehre, meine Ehre." Die schlichte Erhabenheit der Heiligen Schrift übte auf ihn eine überwältigende Macht; mit seinem Herrn und Heiland fühlte er sich in einem persönlichen Verhältniß, und nie hat es wol eine ungeheucheltere Frömmigkeit gegeben als die seine. Jahre hindurch, auch noch nach seiner Thronbesteigung, pflegte er um die Zeit des Genusses des Heiligen Abendmahls seinen Empfindungen schriftlich Ausdruck zu verleihen und solche Blätter in seine Bibel zu legen, ohne sie irgendjemand zu zeigen, sodaß sie selbst der Königin erst kurz vor seinem Heimgange bekannt geworden sind. Das Gebet, welches er, ein Funfziger, in dieser Weise am Gründonnerstage des Jahres 1845 niederschrieb, ist ein beredtes Zeugniß seines aufrichtigen und demüthigen Glaubens.

Eine Epoche in der geistigen Entwickelung des Kronprinzen bildet die Reise nach Italien, die er im Jahre 1828 incognito, unter dem Namen eines Grafen von Zollern, unternahm.

Digitized by Google

Nicht als ein Neuling kam er dahin; von allem, was er sah, hatte er sich bereits vorher genaue Vorstellungen gebildet. Die Sehenswürdigkeiten von Florenz zeigte ihm von Rumohr; in Rom aber kam ihm Bunsen, damals Legationsrath bei der preußischen Gesandtschaft, entgegen, der bereits im Jahre 1822 dem Könige und seinen beiden jüngern Prinzen Wilhelm und Karl als Führer gedient hatte. Beide hatten sich persönlich kennen lernen, als Bunsen im Jahre 1827 die von ihm im Auftrage des Kronprinzen für das berliner Museum erworbene Madonna Colonna des Rafael nach Berlin brachte, und damals bildete sich zuerst zwischen ihnen ein Verhältniß des Vertrauens und der Hochachtung aus, welches bei dieser zweiten Begegnung zur innigen Freundschaft werden sollte. Da der Prinz gewünscht hatte, den ersten Anblick der ewigen Stadt von einem günstigen Punkte aus zu genießen, so führte Bunsen den Ankommenden den Weg über den Monte-Mario. Sehr geschickt hatte er einen auf zwölf Tage berechneten Cursus der Besichtigung von Rom, sowie Anordnungen für den Besuch von Perugia und Assisi entworfen. Er stellte ein genaues Verzeichniß sämmtlicher damals in Rom weilender deutscher Künstler auf und veranstaltete von den bedeutendsten fertigen Werken derselben in einem Saale der Gesandtschaft eine Ausstellung, welche die verschiedenen damals blühenden Richtungen der modernen deutschen Kunst lebhaft vor Augen führte. Unter den Werken, die auf den Prinzen besondern Eindruck machten, wird ausdrücklich der Prophet Elias von Overbeck genannt. In den Kirchen erfreute sich sein Herz an der alten Musik, den Motetten Palästrina's, und Bunsen war glücklich, daß auch seine in der Kapelle des Palastes Caffarelli eingeführte liturgische Ordnung den Beifall des hohen Besuchers hatte. „Der Besuch des Prinzen in Rom", hat später die Witwe desselben aus eigener Erfahrung versichert, „war ein Ereigniß, von dem es schwer fällt, eine angemessene Beschreibung zu geben. Viele Personen haben bald kürzere, bald längere Zeit, einige sogar den größten Theil ihres Lebens unter dem Zauber des geistvollen Fürsten gestanden; aber wer ihn nicht in Rom gesehen,

Digitized by Google

kann sich kaum vorstellen, wie sehr alle seine liebenswürdigen Anlagen in einer ihm so gleichartigen Atmosphäre aufgingen und wie glänzend die Blitzstrahlen seines Witzes und seines Humors waren als das natürliche Ergebniß kindlicher Fröhlichkeit, die aus der Erfüllung seiner Sehnsucht, Rom zu sehen, hervorging." An den Aufenthalt in Rom schloß sich ein Ausflug nach Neapel; auf der Heimkehr begleitete ihn Bunsen bis an die italienische Grenze. Als Ranke in der Marciana in Venedig arbeitete, sah er unerwartet den Kronprinzen mit seiner Gesellschaft eintreten, voll des lebendigsten Eifers, den der Anblick des Dogenpalastes nothwendig hervorruft. Die Gesellschaft war sehr animirt und keineswegs einseitig; denn Ancillon und Bunsen waren doch sehr verschiedene Naturen. Alles aber bekam seinen Charakter durch die Anwesenheit des Prinzen, der ebenso viel Geist wie Wissen an den Tag legte.

„Nichts", schreibt Bunsen aus Bologna an seine Frau, „läßt sich vergleichen mit der Güte des Prinzen und der Zufriedenheit, die er über meine Gesellschaft ausdrückt. Ich bin allein mit ihm im Wagen vom Morgen bis zum Abend und sein ganzes königliches Herz ist mir geöffnet. Kirche vorzugsweise, Erziehung und all die großen Gegenstände meiner Befürchtungen und Hoffnungen für die Zukunft des Landes werden frank und frei besprochen. Ich kann nur sagen, daß ich überwältigt bin von Dank gegen Gott für so edle, tiefe und weise Anschauungen, Absichten und Grundsätze, wie sie der Prinz mir erschlossen hat." Und an seinen Freund Schnorr von Carolsfeld: „Die größten und herrlichsten Absichten erfüllen seine Seele, und zwar mit einer Kenntniß und Fähigkeit, in jedes Einzelne einzugehen, die Sache nach allen Seiten hin zu erwägen und das Beste festzuhalten, die ich, auch nur entfernt, nie an einem jetzigen oder zukünftigen Könige gefunden." Und der Kronprinz seinerseits bricht im Jahre 1830 gegen Bunsen mit Bezug auf den von ihm betriebenen Ankauf des Palastes Caffarelli in den Ausruf aus: „Welche Wonne, wenn mich ein günstiges Geschick einst wieder nach Rom führt, einen eigenen Herd und Freunde in maximis zu finden und anzubeten in

Digitized by Google

San-Salvatore sopra Giove. O göttlicher Sommernachtstraum!!!"

Seit jener römischen Reise, auf der sich ihre Herzen „gefunden und verbunden" hatten, blieb Friedrich Wilhelm mit Bunsen in regem brieflichen Verkehr. Unschätzbar sind seine Briefe an denselben; sie sprechen die Ziele, die er verfolgte, die Gegensätze, mit denen er zu kämpfen hatte, das Eigenthümliche seiner ganzen Stellung, den Umfang seiner Ideen mit einer Wahrheitsliebe aus, die nichts verhehlt. Beide besaßen die Fähigkeit mannichfacher Entwickelung und Ausdehnung des Gegenstandes, welcher ihre Gedanken und Empfindungen beschäftigte, und Bunsen baute auf die künftige Regierung seines Freundes die glänzendsten Hoffnungen. In dem Gedicht „Aστräa, ein Gesicht, geschaut auf dem Capitol am 22. Januar 1837", das er demselben als Gruß zu seiner Genesung von schwerer Krankheit überreichte, verkündet er, daß diese eine Regierung der Gerechtigkeit und Frömmigkeit, des Friedens und des Segens sein werde. Seine sanguinische Natur ließ ihn lange nicht zu der Erkenntniß kommen, daß trotz mehrfacher wesentlicher Uebereinstimmung ihrer beiderseitigen Ansichten die Verwirklichung der von ihm für die Wohlfahrt von Kirche und Staat ersehnten Maßregeln bei den Grundanschauungen des Königs unmöglich sei.

Einer der merkwürdigsten Briefe, die je aus Friedrich Wilhelm's Feder geflossen, ist der, welchen er am 24. März 1840 an Bunsen, damaligen Gesandten bei der Eidgenossenschaft, richtete, zunächst als Dank für dessen ihm übersandtes „Eherecht". „Ich las den ersten Band", schreibt er, „wie man einen frischen Trunk bei Durst und Hitze schlürft, und noch heute sage ich Ihnen Dank für die Erquickung." Sodann aber entwickelt er ihm auf 28 enggeschriebenen Seiten sein ganzes Glaubensbekenntniß und Regierungssystem in Bezug auf die Kirche. Er, der „auch das rein Weltliche in geistlicher Gesinnung angriff", versenkte sich für die Organisation und innere Belebung der protestantischen Kirche in weitgreifende Pläne. Sein Ideal einer Kirchenverfassung ist wie ein Strom aus vielen Brunnen

Digitized by Google

zusammengeflossen; der Widerstreit der Confessionen hat ihn auf den Gedanken geführt, ein Drittes zu finden, was beide Parteien vereinigen könne; Niedner's und Neander's Kirchengeschichte, die Apostelgeschichte und die heiligen Briefe, die Kirchenverfassungen Englands, Schwedens und der Brüdergemeinde durchwühlt er, um Steine zu dem dritten neuen Bau, der die zwei alten protestantischen Kirchen fassen sollte, zu finden. Schon ist er vollkommen muthlos geworden; da wie die Sonne geht's in ihm auf: das einzig Mögliche und das wahrhaft Nothwendige sei seit 1800 Jahren da, als Vermächtniß der Apostel; es sei nur gerade so, wie damals gebaut worden, wieder zu bauen, zu bauen, aber nie einzuführen. „Nun erkenne ich in einer jeden bestehenden oder zukünftigen Kirche, die die drei alten Symbole bekennt, eine katholische Kirche an — in jeder, welche die apostolische Verfassung bewahrt hat, sie annimmt oder in der die Hauptzüge, wenn auch unter großer Entstellung, noch nachzuweisen sind, eine apostolische Kirche, in jeder, welche über den Symbolen gleichsam die Rechtfertigung allein durch den Glauben als heiliges Banner voranstellt, eine evangelische Kirche, und endlich nur in der Kirche, deren Lebenselement gläubige Liebe ist, eine christliche Kirche. Die Gesammtheit der bezeichneten Kirchen auf Erden bilden die heilige katholische und apostolische streitende Kirche des Herrn, die wir im Symbol bekennen. Der Beruf der evangelischen Abtheilung derselben ist, die rechtgläubige Liebe zu pflegen und zu offenbaren. Gebe nur der Herr der Kirche, daß eine Zeit und ein Land vorhanden sei, von Ihm erkoren, in Ihm und durch Ihn und mit Ihm den neuen Lauf nach langem Stillstehen getrost zu beginnen!" — Die Ebenbürtigkeit und Gleichberechtigung, die er damit für die evangelische Kirche in Anspruch nimmt, denkt er auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen einerseits durch Einsetzung von Bischöfen, andererseits durch eine presbyterianische Organisation und Herbeiziehung der Laien. Jene, die Bischöfe, entsprechen den Superintendenten in dem Umfange ihres Wirkungskreises, dadurch gewinnt er sowol eine Beziehung zu der alten deutschen Kirche, die ihn besonders anmuthet, denn an die altberühmten

Digitized by Google

Sitze möchte er seine Metropolen anknüpfen, als auch die Möglichkeit einer Gleichstellung derselben mit den Erzbischöfen und Bischöfen der Römischen und der Englischen Kirche. Für sich lehnt er jede eigentliche Kirchengewalt ab, dem Fürsten als dem gekrönten Mitglied der Kirche soll nur eine obere Leitung derselben zustehen; der König wählt zu Wahrern der Kronrechte und seines Ordner- und Friedensrichteramts über die Kirche statt der Oberpräsidenten die Bischöfe der historischen Sitze. „Ich dürste", hat er bei anderer Gelegenheit gesagt, „nach dem Augenblicke, in dem ich mein bischöfliches Amt über die evangelische Kirche niederlegen kann." Als ersten Act der ersten Generalsynode der regenerirten Kirche denkt er sich eine Ansprache an die gesammte Christenheit, ein Bekenntniß der brennendsten Liebe gegen alle Menschen nach Vorbild und Willen des göttlichen Hauptes, eine förmliche Erklärung, daß **nur der Unglaube** von ihr scheide u. s. w.

„Ich bin der Meinung", setzt er hinzu, „daß, wenn ich dreimal länger leben sollte, als ich erwarten kann, ich doch kaum die Hälfte des Gebäudes vollendet sehen werde; denn die erforderlichen Arbeiter und die Empfänglichkeit werden fehlen. Wenn ich über diesen Gegenstand nachsinne mit geschlossenen Augen, so rufe ich im Gebet und Bekenntniß: «Vita tua via nostra et per sanctam patientiam ambulamus ad te!»" Ja er bescheidet sich, daß, was er vorschlägt, ein Sommernachtstraum sei; aber es konnte nicht ausbleiben, daß diese Ueberzeugungen auf die künftige Regierung von großem Einfluß wurden, zumal dieselben in seinem Geiste einen viel größern Raum einnahmen als die Interessen des weltlichen Staats.

Es war am 7. Juni 1840, als der Tod Friedrich Wilhelm's III. seinen ältesten Sohn auf den Thron berief, gerade 100 Jahre nach der Thronbesteigung Friedrich's des Großen, 200 nach der des Großen Kurfürsten.

Selten wol hat ein Fürst mit ernstern Entschlüssen, mit weihevollerer Durchdrungenheit von der Schwere und Heiligkeit der Pflichten seines Herrscherberufs den Thron seiner Väter

Digitized by Google

bestiegen als Friedrich Wilhelm IV. Die Lebensweise des neuen Königs blieb so einfach und geregelt wie die des Kronprinzen. Das Frühstück nahm er regelmäßig mit seiner Gemahlin ein; vor wie nach demselben pflegte eins von beiden ein Kapitel aus der Heiligen Schrift, auch wol aus einem religiösen Schriftsteller vorzulesen. „Jeden Tag", so schildert Bunsen, „hat er Vortrag von 9 bis zur Tafel um 3 Uhr, dann wenigstens noch eine Stunde nach der Tafel, gewöhnlich aber bis zum Thee um 7 Uhr; um 10 Uhr entläßt er die Gesellschaft und setzt sich dann, während wir schlafen, hin, um die Berichte und Depeschen, die im Laufe des Tages angelangt sind, zu lesen und seine eigenen Briefe zu schreiben, bis 1, oft bis 2 Uhr. Ist es sehr hart, so sitzt die Königin mit ihm, um ihm vorzulesen oder sonst zu helfen." Bei Tische liebte er ziemlich lange zu bleiben, es war für ihn fast die einzige Zeit zur Unterhaltung mit Fremden oder geladenen Gästen, und namentlich gegen das Ende der Mahlzeit entspann sich dieselbe mitunter sehr lebendig; sie wurde wol auch nach rasch abgeräumter Tafel je nach der Jahreszeit bei geöffneten Flügelthüren im Saale oder draußen auf der Terrasse fortgesetzt.

So tief war die Anhänglichkeit des preußischen Volks an den verstorbenen König gewesen, daß selbst der Widerwille gegen die in seinen letzten Jahren zur Herrschaft gelangte Reaction das innige Verhältniß, das sich einst in den Tagen schwersten Unglücks und glorreichster Thaten zwischen beiden geknüpft, nicht hatte zerstören können. Je länger man sich aber geduldet hatte, um so lebendiger, ja stürmischer meldeten sich jetzt die Ansprüche der fortschreitenden Zeit, und bei der hohen Meinung, die überall im Volke, ja in ganz Europa von den geistigen Eigenschaften und dem Thätigkeitsdrange des neuen Königs verbreitet war, begreifen sich die hochgespannten Erwartungen, die diesen Thronwechsel begleiteten. In der That machte sich sofort in jeder Hinsicht der Unterschied zwischen der alten und der neuen Regierung, ganz besonders aber zwischen den beiden Persönlichkeiten, zwischen dem wortkargen, zugeknöpften Vater und seinem mittheilsamen, aus sich herausgehenden Nachfolger, zwischen der

Digitized by Google

Bewegungslosigkeit unter jenem und der hastenden Vielgeschäftigkeit des letztern geltend, deren lang aufgestautes Gewässer sich durch die plötzlich geöffneten Schleusen ergoß. Aber es gehörte zur Tragik dieses Königslebens, daß es wol die größten Erwartungen erregen, aber keine ganz erfüllen sollte. Selbst die kühnsten schienen die ersten Regierungshandlungen des neuen Königs überbieten zu wollen. Die Amnestie, welche den unglücklichen Opfern der Demagogenverfolgungen die Kerkerthüren öffnete, die scharfe Abweisung ihres verhaßten Haupturhebers von Kamptz und dessen Ersetzung als Justizminister durch Savigny, die Wiedergestattung des Turnens und die Aufhebung des über den Schöpfer desselben verhängten Bannes, die Wiederberufung Boyen's zum Kriegsminister, die Berufung der Gebrüder Grimm nach Berlin, die der Presse gestattete freiere Bewegung, die Wiederzulassung des „Tell", des „Egmont" und anderer freiheitathmender Stücke auf den berliner Bühnen, die Aufhebung der Commission, welche die politische Würdigkeit der Bewerber um ein Amt zu prüfen hatte, die tief empfundenen Worte, mit welchen er die Veröffentlichung des väterlichen Testaments begleitete: alles das fand nach der Zeit allgemeinen Misbehagens den freudigsten Widerhall, den freudigsten von allen wol der „königliche Gnadenschein, der Arndt's schneebedeckten Scheitel umglänzte", indem der so schmachvoll Verlästerte seine bonner Professur zurückerhielt: ein Act, doppelt schön, weil er kein Act der Politik, sondern eines edeln und gerechten Herzens war.

Nichts aber erregte in und außerhalb Preußens die Geister lebhafter, als die herausfordernde, alles bureaukratische Herkommen auf das unbequemste störende Neigung des Königs, mit seiner Person in die Oeffentlichkeit zu treten und mit der ihm in so hohem Grade verliehenen Gabe lebendiger, selbst poetischer Rede ganz ungeschäftsmäßig seine Gefühle hervorzukehren und die seiner Zuhörer zu wecken. Sie gab auch den Huldigungen zu Königsberg und Berlin ihr Gepräge, die er theils seinen romantischen Ideen zu Liebe, theils um die Erinnerung an das alte misliebige System zu verwischen, veranstaltete.

Digitized by Google

Indeß schon diese erste feierliche Kundgebung lieferte, ob auch kaum noch bemerkt, eine Andeutung, daß die Ideen des Königs sich keineswegs in gleicher Richtung mit der Zeitströmung bewegten. Die nach Königsberg berufenen ostpreußischen Stände beschlossen auf die ihnen vorgelegte Frage, welche von ihren Privilegien sie bestätigt zu sehen wünschten, ganz unerwarteterweise und fast einstimmig, mit 89 von 94 Stimmen, statt der Bestätigung von Privilegien, die nur einem Theile, nicht dem Ganzen zugute kommen würden, an die Erfüllung der 1815 gegebenen und 1823 wiederholten Verheißung einer Gesammtstaatsverfassung zu erinnern. Der König, weit entfernt, diese Aeußerung zu misbilligen, vermied zwar, sie ausdrücklich zu gewähren, aber ebenso, sie ausdrücklich zurückzuweisen; er nahm, wie er versicherte, in derselben nichts wahr, als den Ausdruck angestammter Treue und reinster Gesinnung, und gegen den Oberpräsidenten von Schön erklärte er sich in einer Weise, daß der alte Führer der Liberalen in die Worte ausbrach, der König sei liberaler als er selbst! Es war die Verwechselung der auf die Wiederbelebung des Ständewesens gerichteten Absichten des Königs mit den constitutionellen Ideen des Liberalismus. Der Huldigungsact selbst vollzog sich am 10. September mit einer Wärme, die von der ceremoniellen Kälte ähnlicher Handlungen nichts spüren ließ. Kaum hatten die Stände im Schloßhofe vor einer vieltausendköpfigen Menge den Eid geleistet, als der König sich plötzlich vom Throne erhob, die Hand zum Schwur emporgestreckt, an den Rand der Tribüne trat und vor Gott und vor diesen lieben Zeugen allen gelobte, daß er ein gerechter Richter, ein treuer, sorgfältiger, barmherziger Fürst, ein christlicher König sein wolle, wie sein unvergeßlicher Vater es gewesen. „Ich will Recht und Gerechtigkeit mit Nachdruck üben, ohne Ansehen der Person; ich will das Beste, das Gedeihen aller Stände mit gleicher Liebe umfassen, pflegen und fördern. Alle Confessionen sind mir gleich heilig, ich werde allen ihre Rechte zu schützen wissen. Ich bitte Gott um den Fürstensegen, der dem Gesegneten die Herzen der Menschen zueignet und aus ihm einen Mann nach dem göttlichen Willen macht —

Digitized by Google

ein Wohlgefallen der Guten, ein Schrecken der Frevler! Gott segne unser theures Vaterland! Sein Zustand ist von alters her oft beneidet, oft vergebens erstrebt. Bei uns ist Einheit an Haupt und Gliedern, an Fürst und Volk, im großen und ganzen herrliche Einheit des Strebens aller Stände nach einem schönen Ziele. So wolle Gott unser preußisches Vaterland sich selbst, Deutschland und der Welt erhalten, mannichfach und doch eins, wie das edle Erz, das, aus vielen Metallen zusammengeschmolzen, nur ein einiges edelstes ist, keinem andern Roste unterworfen, als allein dem verschönenden der Jahrhunderte!"

Aus Königsberg zurückkehrend, hielt er auf die Bitte der hauptstädtischen Behörden einen feierlichen Einzug in Berlin. Auch hier floß der Redestrom herzgewinnend von seinen Lippen. „Sie wissen", sprach er, „wie abhold mein Vater allem lauten und äußerlichen Gepränge war; auch ich bin kein Freund davon. Er, der viel, sehr viel für das Land wie für die Stadt gethan, hatte sich das Recht erworben, bescheiden zu sein. Ich habe ein solches Recht noch nicht, und darum mochte ich der Stadt einen Festtag nicht versagen, den sie sich bereitet hatte. Ich habe noch nichts für Sie gethan. Soll ich daher diese Aeußerungen schon jetzt dankbar annehmen, so lassen Sie uns das Abkommen miteinander treffen, daß, wenn es mir einst unter Gottes Beistand gelingen wird, recht viel für das Land gethan zu haben, und ich kehre dann wieder einmal zu Ihnen zurück, Sie mich alsdann ganz still in diese Mauern einziehen lassen."

Am 15. October, seinem 45. Geburtstage, fand in Berlin die Huldigung der sechs zum Deutschen Bunde gehörigen Provinzen statt. Es war von Bedeutung, daß sich hier die Deputirten derselben zum ersten male persönlich kennen lernten. Nicht gebotenermaßen, sondern freiwillig hatten sich bürgerliche Abordnungen aus der Ferne den Bürgern der Hauptstadt angeschlossen. Trotz strömenden Regens war von Mittag an der ganze Platz von den Linden bis zum Schloß mit einer dichten Volksmenge angefüllt, wartend, bis im Innern des Schlosses Standesherren, Geistliche und Ritterschaft die Huldigung ge-

Digitized by Google

leistet hatten. Die ersten begrüßte er wie seinesgleichen; was er aber zu letzterer sprach, war mittelbar eine Abweisung der Verfassungsforderung. „Ich weiß", waren seine Worte, „daß ich meine Krone von Gott allein habe, und daß es mir wohl ansteht zu sprechen: Wehe dem, der sie anrührt! Aber ich weiß auch, daß ich meine Krone zu Lehen trage von dem allerhöchsten Herrn, und daß ich ihm Rechenschaft schuldig bin von jedem Tage und jeder Stunde meiner Regierung. Wer Gewährleistung für die Zukunft verlangt, dem gebe ich diese Worte; eine bessere kann weder ich noch sonst ein Mensch auf Erden geben. Sie wiegt schwerer und bindet fester als alle Krönungseide und alle Versicherungen auf Pergament." Nicht eine sogenannte glorreiche Regierung mit Geschützdonner und Posaunenton möchten sie von ihm erwarten, sondern ein einfaches väterliches, echt deutsches und christliches Regiment. „Sollten", wendete er sich an die katholische Geistlichkeit, „in der Kirche vielleicht Wunden vorhanden sein, die sie sich selbst geschlagen hat, so werde ich mit Entzücken dem schönen Schauspiel zusehen, wie sie dieselben ausheilt durch ihre Bischöfe und Hirten." Dann auf den Balkon hinaustretend, gelobte er, bei einigen Stellen mit feierlich zum Himmel erhobener Hand und von Begeisterung leuchtenden Augen, vor allem Volk, soweit seine Macht und sein Wille reiche, Frieden zu halten zu seiner Zeit; er warb um seiner Unterthanen Liebe, deren er nicht entrathen könne; denn die Wege der Könige seien thränenreich und thränenwerth, wenn Herz und Geist ihrer Völker ihnen nicht hülfreich zur Hand gingen. „An Sie, meine Herren, richte ich in dieser ernsten Stunde die Frage: wollen Sie mit Herz und Geist, mit Wort und That und ganzem Streben, in der heiligen Treue der Deutschen, in der heiligern Liebe der Christen mir helfen und beistehen, Preußen zu erhalten .... wollen Sie in diesem Streben mich nicht lassen noch versäumen, sondern treu mit mir ausharren durch gute wie durch böse Tage, o dann antworten Sie mir mit dem klarsten, schönsten Laute der Muttersprache ein ehrenfestes Ja!" Ein donnerndes Ja rollte ihm entgegen. „Die Feier dieses Tages", fuhr er darauf fort, „ist wichtig für

Digitized by Google

den Staat und die Welt; Ihr Ja aber war für mich, das ist mein eigen, das lasse ich nicht, das verbindet uns unauflöslich in gegenseitiger Liebe und Treue, das gibt Muth, Trost, Kraft, Getrostheit, das werde ich in meiner Sterbestunde nicht vergessen! Vollenden Sie nun die hohe Feier und der befruchtende Segen Gottes ruhe auf dieser Stunde!"

Nur einmal hatte bisher ein König von Preußen zu seinem Volke gesprochen, in jenem Aufrufe beim Beginn des Kampfes um Sein oder Nichtsein, im Drange der höchsten Noth. Daß aber ein König in mündlicher Rede, aus dem überquellenden Drange eines vollen Herzens sich seinem Volke an die Brust warf, das war unerhört. Mit dieser Rede vom Balkon herab that sich diesem ein neues Leben auf, sie hallte weithin. Der baseler Missionsinspector Hoffmann schreibt darüber an Bunsen: „Diese Huldigungsrede hat mich wieder einmal stolz darauf gemacht, ein Deutscher zu sein. Wem bringt nicht die Gewißheit von Gottes heiligem Schutz über Deutschland beseligend ins Herz, wenn er nur liest, wie vom Throne herab ein König als Mann dem andern Manne, der Nation, gegenübertritt und mit Worten, losgerungen aus der tiefsten, heiligsten Werkstätte des Geistes, durch keine Form gekrümmt und gekräuselt, sondern reine, volle, geistige Persönlichkeit, diese ganze Masse ergreift, heraufhebt und ein Band um sich und um sie legt, das der Mensch nicht scheiden kann!" Ruhiger meldet von Usedom: „Es waren große Tage, die wir erlebt; ich möchte sie nicht aus meinem Leben gestrichen wissen. Allein noch sind es Tage des Wortes, wenn ich so sagen soll; sie haben uns auf eine Höhe gestellt, die die Tage der Handlung rechtfertigen müssen, wenn wir nicht hinter den Erwartungen Europas zurückbleiben wollen"; und noch deutlicher klingt die Sorge aus den Worten des Professors Röstell hervor: „Alles ist voll Begeisterung und Liebe für den König, der alle Herzen für sich eingenommen hat. Gott möge dem geliebten Herrn nur diese Liebe stets erhalten! Die Zeit wird so schwer und ernst, daß man sich eines Gefühls von Bangigkeit für die Zukunft nicht enthalten kann. Wir gehen wichtigen Ereignissen entgegen, das fühlt

Digitized by Google

jeder und wartet mit ängstlicher Spannung der Dinge, die uns die nächste Zukunft bringen wird." Würde sich wol die einfache, väterliche, christliche, echt deutsche Regierung, die er verheißen, auch verwirklichen lassen? War in dieser Verheißung, in dem Sinne, wie sie gegeben worden, enthalten, was die öffentliche Stimme mit steigendem Ungestüm verlangte? Kühlern Beurtheilern stieg schon jetzt das Bedenken auf, daß das Volk aus der Aufforderung, einmal Ja zu sagen, wol das Recht ableiten könne, ein andermal Nein zu sagen. Ja der König selbst meinte, als er nach beendigter Huldigung zu den Zimmern der Königin hinaufging, zu dem ihn begleitenden Oberbürgermeister Krausnick: „Das ist ja ein Taumel, eine wahre Trunkenheit; wenn nur der Katzenjammer nicht nachkommt!" Und er selbst schien Eile zu haben, dem von ihm geweckten Taumel die Abkühlung folgen zu lassen. Ganz im Gegensatz zu seinen mündlichen Aeußerungen in Königsberg trat schon am 4. October eine Cabinetsordre der irrigen Ansicht entgegen, als ob der König seine Zustimmung zu dem ständischen Antrage auf Entwickelung der Landesverfassung im Sinne der Verordnung vom 22. Mai 1815 ausgesprochen hätte; die fünf die Minorität bildenden Ständemitglieder wurden für den Protest, den sie gegen den Beschluß der Majorität erließen, des königlichen Beifalls versichert, die Schrift des Königsbergers Johann Jacobi: „Vier Fragen eines Ostpreußen", welche die Gewährung von Reichsständen als erwiesenes Recht in Anspruch nahm, dem Staatsanwalt überwiesen, und der breslauer Magistrat erhielt auf eine ebendahin gerichtete Petition den Bescheid: „Ich kann die politischen Institutionen besser als Sie beurtheilen. Der Antrag, den Sie gestellt haben, ist nach meinem sorgfältigen Studium von 25 Jahren und nach meiner innigen Ueberzeugung unausführbar." Die erste Erfahrung von der Inconsequenz des Königs war gemacht.

Durch nichts drängte es diesen so sehr, seine Regierung einzuweihen, wie durch die Beilegung des Streites, der sich in Preußen zwischen der Staatsgewalt und der Römischen Kirche über die Frage der gemischten Ehen erhoben, zur Gefangen-

Digitized by Google

setzung der beiden Erzbischöfe von Köln und von Posen geführt und die letzten Jahre seines Vaters getrübt hatte. Viel zu sehr widersprach die bisherige Stellungnahme der Regierung in dieser Angelegenheit, die Einmischung der weltlichen Gewalt in eine heilige Sache seinen Grundanschauungen über die der Kirche gebührende Selbständigkeit, als daß er nicht sofort bereit gewesen wäre, die ergriffenen Zwangsmaßregeln rückgängig zu machen. Der Erzbischof Dunin von Posen erhielt gegen ein allgemeines Gehorsamsversprechen die Erlaubniß zur Rückkehr in seine Diöcese. Schwieriger erwies sich die Beilegung der kölner Wirren und des Streites mit der päpstlichen Curie, denn je weiter das Entgegenkommen von seiten des Staats ging, desto siegesgewisser wurden dort die Anforderungen gesteigert; aber der König war befangen genug, gegen das einzige Zugeständniß, daß der Erzbischof von Droste-Vischering nicht auf seinen Erzstuhl zurückkehre, der Römischen Kirche Einräumungen zu machen, die zum großen Theil das bisherige Staatskirchenrecht Preußens preisgaben, zum Theil sogar nicht ohne schwere Schädigung ihrer Ehre von der Regierung erfüllt werden konnten. Die Forderung betreffs der gemischten Ehen wurde fallen gelassen, das königliche Placet aufgegeben, den Bischöfen völlig freier Verkehr mit Rom gestattet, die in Preußen bisher ganz unbekannte kanonische Mission für die Universitätsprofessoren eingeführt und im Cultusministerium jene katholische Abtheilung zur Wahrnehmung der staatlichen Hoheitsrechte über die Kirche gebildet, die sich bald als die anspruchsvollste Vertreterin der römischen Interessen innerhalb der Staatsregierung entpuppen sollte.

Feind jedes Gewissenszwanges, stellte er auch in der protestantischen Kirche den Kampf mit den Gegnern der Union ein. Die Lutheraner, welche den Anschluß an dieselbe ablehnten, wurden durch eine sogenannte Generalconcession zufrieden gestellt und gegen alle weitern Behelligungen geschützt.

Was der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. eine so einschneidende Bedeutung verlieh, war jedoch nicht blos die Persönlichkeit des neuen Königs, sondern auch das Zusammentreffen

Digitized by Google

mit einem Aufschwunge des deutschen Nationalgefühls, wie er seit 1813 nicht wieder erlebt worden war. Den unmittelbaren Anstoß dazu gaben die französischen Kriegsdrohungen, welche den Groll über die Miserfolge des Ministeriums Thiers in der orientalischen Verwickelung in einem Angriff auf den Rhein entladen zu wollen schienen. Damals entstanden „Die Wacht am Rhein" und Nikolaus Becker's „Sie sollen ihn nicht haben". Es war die erste große Angelegenheit der auswärtigen Politik, die dem König vorgelegt wurde, und er war nicht willens, vor den französischen Kriegsdrohungen zurückzuweichen. Er ergriff vielmehr mit großem Eifer diesen Anlaß, um die Reform der sehr im argen liegenden Bundeskriegsverfassung in Anregung zu bringen, und sein Verdienst war es, daß wenigstens der Bau der Bundesfestungen Ulm und Rastatt, sowie die Einrichtung regelmäßiger Bundes-Militärinspectionen beschlossen wurde; denn das Julikönigthum betrachtete er mit ganz andern Augen als sein Vater, der um der Erhaltung des europäischen Friedens willen dasselbe durch die Vermählung seiner Nichte mit dem Herzog von Orléans zu befestigen gesucht hatte; es war ihm seinem Ursprung und Charakter nach unsympathisch, und kaum sonstwer hat sich über die geringe Lebensfähigkeit dieser Bürgerkrone weniger getäuscht als er. Um so mehr erwärmte er sich für Erneuerung der großen Allianz von 1813 gegen die seit 1830 neubelebten revolutionären und imperialistischen Tendenzen Frankreichs, für die gemeinschaftliche Entscheidung der orientalischen Frage, die er als einen Sieg des Kreuzes über den Halbmond ansah. Es waren also ebensowol politische wie kirchlich-religiöse Motive, die seinen Beitritt zum Londoner Vertrage vom 15. Juli 1841 bestimmten. Von Jugend auf hatte ihn der Gedanke bedrückt, wie schimpflich die Stellung der Christen, wie doppelt schimpflich die der Protestanten im Gelobten Lande, ja in der ganzen Türkei sei. Jener Vertrag schien ihm das Zeichen zu sein, daß die christlichen Fürsten es als ihre Pflicht erkannten, diese Schmach zu tilgen. Gern hätte er das von allen christlichen Mächten gemeinschaftlich und so gethan gesehen, daß die heiligen Stätten, unbeschadet der

Digitized by Google

Oberherrlichkeit des Sultans, den Christen überantwortet würden. Obschon sich dies als unmöglich zeigte, bot sich ihm doch in dieser Angelegenheit ein willkommener Anlaß, um sich der andern protestantischen Hauptmacht, England, zu nähern. Im Herbst wurde Bunsen plötzlich nach Berlin berufen; durch seine Verheirathung mit einer Engländerin sowol als auch durch seinen theologischen Standpunkt schien er vor jedem andern der Geeignetste für dieses Geschäft. „Ich hungere und dürste nach Bunsen", schrieb der König voll Ungeduld. Sein Auftrag enthielt zwei Hauptpunkte: er sollte die englische Regierung zur Eröffnung einer gemeinschaftlichen Unterhandlung in Konstantinopel bewegen, damit eine protestantische Körperschaft im türkischen Reiche anerkannt werde, daneben aber eine geheime Besprechung mit den Häuptern der Anglikanischen Kirche einleiten, um zur Stiftung eines englisch-preußischen Bisthums Jerusalem aufzufordern, an welches sich trotz der „protestantischen Narrenjacke", namentlich trotz der Verschiedenheiten der anglikanischen Kirchenform von der deutschen, alle protestantischen Christen anschließen könnten. Bei den englischen Staatsmännern fand der Plan anfangs wenig Anklang; in nüchterner Erwägung der gegebenen Verhältnisse würden sie sich mit einem die Rechte der christlichen Bevölkerung sichernden Hattischerif begnügt haben. Allein im Parlament erhoben sich Stimmen im Sinne des Königs von Preußen, und dieser ordnete sich freiwillig so vollkommen unter, daß die Engländer sich die Sache wol gefallen lassen konnten. „Ist alles geglückt", instruirte er seinen Abgesandten, „so darf die Kirche von Jerusalem nicht als Vereinigung der englischen und preußischen Kirche im Heiligen Lande bezeichnet werden. Wir müssen in der Wahrheit bleiben. Die englische Kirche stiftet wirklich, denn sie tritt in Person auf. Die preußische Kirche weiß aber kein Wort davon und verhält sich ganz neutral. Nur meine Wenigkeit trägt zu den Spesen bei und nimmt dankbar an, daß dieselbe deshalb in Ernennung des Bischofs alternirt mit England. Ueberhaupt, bester Bunsen, effaciren wir uns so viel als es geht in dieser Sache. Ich will ganz und gar bescheiden auftreten und auch vor der Welt nur so weit da-

Digitized by Google

bei genannt werden, als es unumgänglich nöthig ist. Unser Magen verträgt noch nicht starke Speise." In diesem Sinne war es denn nun freilich auch, daß der Bischof, wenn er auch abwechselnd von England und von Preußen ernannt wurde, sich dennoch stets zur englischen Hochkirche bekennen mußte. Die Absicht des Königs, den Protestantismus wenigstens an einer Stelle äußerlich als Einheit darzustellen, erwies sich als eine Illusion, und die Neubegründung des Deutschen Reichs hat neben so vielem andern auch die Kündigung dieses Vertrags zur natürlichen Folge gehabt.

Die Annäherung an England blieb aber nicht blos auf diese eine Angelegenheit beschränkt. Es wurde als ein hochpolitisches Ereigniß angesehen, als der König im Januar 1842 nach England reiste, um der Taufe des Prinzen von Wales als Pathe beizuwohnen; man war geneigt, darin ein Symptom der Abkehr Preußens von der Heiligen Allianz zu sehen; die Höfe von Petersburg und Wien intriguirten dagegen; der französische Gesandte Bresson verlangte, daß der König wenigstens durch Frankreich seinen Weg nehme und sich mit der königlichen Familie ein Stelldichein gebe, was unbedingt abgelehnt wurde. Der König schrieb um Rath an Metternich, in dem er das politische Orakel verehrte, und da dieser ausweichend antwortete, beschloß er, sich an keine weitern Einwände zu kehren. Er erschien zur Taufe in Windsor, bei welcher der Täufling sich, nach der Versicherung der „Times", „mit wahrhaft fürstlichem Anstande benahm". Die Königin Victoria fand die äußere Erscheinung ihres schon damals zur Wohlbeleibtheit neigenden Gevatters nicht sehr einnehmend; aber sie fand ihn unterhaltend und belustigte sich an seinem Vorrathe amusanter Anekdoten und an seiner witzigen, anziehenden Art, die Dinge zu sagen. Der König benutzte während seines vierzehntägigen Aufenthalts jede Gelegenheit, alles Sehenswürdige zu sehen, wohnte auch der Eröffnung des Parlaments durch die Königin bei. Seine warme und phantasiereiche Natur fühlte sich durch die Eindrücke, die er in dem stolzen Albion erhalten, lebhaft angeregt; dieser Besuch legte auch den Grund zu einer persönlichen Freundschaft

Digitized by Google

zwischen ihm und dem Prinz-Gemahl Albert, welche durch einen vertrauten Briefwechsel fortgesetzt und befestigt wurde. Drei Jahre darauf erwiderte die Königin nebst ihrem Gemahl den Besuch am Rhein. In Aachen vom König empfangen, wohnten beide in Bonn der Enthüllung von Beethoven's Standbild bei. Hier war es, wo der König bei der Festtafel auf seine hohen Gäste den Toast ausbrachte: „Meine Herren, füllen Sie die Gläser bis zum Rande. Es gibt ein Wort, welches in britischen und deutschen Herzen hell erklingt. Vor 30 Jahren erscholl es von Engländern und Preußen auf den Höhen von Waterloo, als die Frucht einer glorreichen, brüderlichen, mühsam errungenen Waffenthat; jetzt erschallt es im Herzen der deutschen Gaue, mitten unter den Segnungen des Friedens, dieser gesegneten Frucht jenes Kampfes. Das Wort, es heißt Victoria! Leeren Sie Ihre Gläser bis auf den Grund, ich trinke auf das Wohl Ihrer Majestät der Königin und Ihres durchlauchtigsten Gemahls!" Die Königin verneigte sich bei dem ersten Namen, aber noch viel tiefer bei dem zweiten. Ihr Auge erglänzte von einer Thräne, und als der König sich wieder niederließ, beugte sie sich über ihn und küßte ihn auf die Wange. Dann setzte sie sich und strahlte vor Freude.

Gleichsam als Gegengewicht gegen die Reise nach England begab sich der König noch in dem nämlichen Jahre 1842 nach Petersburg zur Silbernen Hochzeit seines Schwagers, des Kaisers Nikolaus. Beide Fürsten waren jedoch zu grundverschiedene Naturen, als daß sich je zwischen ihnen ein näheres Verhältniß hätte bilden können; ja der Gang, den die Ereignisse nahmen, hat später sogar zu gegenseitiger Entfremdung geführt. Voll und ganz war dagegen Friedrich Wilhelm's Herz bei der Grundsteinlegung zum Weiterbau des kölner Doms, die er am 4. September, umgeben von einem Kreise deutscher Fürsten, vollzog. Dieser Bau, für den er schon als Kronprinz das regste Interesse bewiesen, bedeutete ihm nicht blos die Wiedererweckung der alten deutschen Kirchenbaukunst; er schwebte ihm vor als Symbol der deutschen Einheit sowol als auch des wiederhergestellten Friedens zwischen beiden Confessionen, und in diesem

Digitized by Google

Sinne hat er ihn in einem seiner schönsten und wirksamsten Redeergüsse begrüßt. „Meine Herren von Köln", sprach er, „es begibt sich Großes unter Ihnen. Dies ist, Sie fühlen es, kein gewöhnlicher Prachtbau. Er ist das Werk des Brudersinns aller Deutschen, aller Bekenntnisse. Wenn ich dies bedenke, so füllen sich meine Augen mit Wonnethränen und ich danke Gott, diesen Tag zu erleben. Hier, wo der Grundstein liegt, dort mit jenen Thürmen zugleich, sollen sich die schönsten Thore der ganzen Welt erheben. Deutschland baut sie — so mögen sie für Deutschland durch Gottes Gnade Thore einer neuen, großen, guten Zeit werden. Alles Arge, Unechte, Unwahre und darum Undeutsche bleibe fern von ihnen. Nie finde diesen Weg der Ehre das ehrlose Untergraben der Einigkeit deutscher Fürsten und Völker, das Rütteln an dem Frieden der Confessionen und der Stände; nie ziehe jemals wieder der Geist hier ein, der einst den Bau dieses Gotteshauses, ja den Bau des Vaterlandes hemmte! Der Geist, der diese Thore baut, ist derselbe, der vor 29 Jahren unsere Ketten brach, die Schmach des Vaterlandes, die Entfremdung dieses Ufers wandte, derselbe Geist, der, gleichsam befruchtet von dem Segen des scheidenden Vaters, vor zwei Jahren der Welt zeigte, daß er in ungeschwächter Jugendkraft da sei. Es ist der Geist deutscher Einigkeit und Kraft. Ihm mögen die kölner Dompforten Thore des herrlichsten Triumphes werden! Er baue! Er vollende! Und das große Werk verkünde den spätesten Geschlechtern von einem durch die Einigkeit seiner Fürsten und Völker großen, ja den Frieden der Welt unblutig erzwingenden Deutschland, von einem durch die Herrlichkeit des großen Vaterlandes und durch eigenes Gedeihen glücklichen Preußen, von dem Brudersinn verschiedener Bekenntnisse, der inne geworden, daß sie Eins sind in dem einigen göttlichen Haupte! Der Dom von Köln — das bitte ich von Gott — rage über diese Stadt, rage über Deutschland, über Zeiten, reich an Menschenfrieden, reich an Gottesfrieden, bis an das Ende der Tage!"

Digitized by Google

Das war das Morgenroth von Friedrich Wilhelm's IV. Regierung; die Wolkenstreifen, die darüber hinzogen, wurden von dem hoffnungsfreudigen Geschlecht wenig beachtet. Aber die Stürme, die es ankündigte, blieben nicht aus. Schon klingt die sich einstellende Enttäuschung durch den Mahnruf hindurch, den Herwegh an ihn richtete:

Die Sehnsucht Deutschlands steht nach Dir,
Fest wie nach Norden blickt die Nadel;
O Fürst, entfalte Dein Panier;
Noch ist es Zeit, wir folgen Dir,
Noch soll verstummen jeder Tadel!
Fürwahr, fürwahr, Du thust nicht recht,
Wenn Du ein moderndes Geschlecht,
Wenn Du zu Würden hebst den Knecht!
Nur wer ein Adler, sei von Adel! —

Noch ist es Zeit, noch kannst Du stehn
Dem hohen Ahnen an der Seite;
Noch kannst Du treue Herzen sehn,
Die gern mit Dir zum Tode gehn,
Zum Tod und Sieg im heil'gen Streite.
Du bist der Stern, auf den man schaut,
Der letzte Fürst, auf den man baut;
O eil' Dich! Eh' der Morgen graut,
Sind schon die Feinde in der Weite.

Widerspruchsvoll, wie nun einmal des Königs Wesen war, wurde er auch des Widerspruchs nicht inne, in welchen seine Vorstellung von der Unnahbarkeit eines weit über alles Menschliche hinausgerückten Königthums von Gottes Gnaden mit der durch keine ministerielle Verantwortlichkeit gedeckten Hervorkehrung und damit Bloßstellung seiner persönlichen Meinungen und Empfindungen gerieth. Eine im Druck veröffentlichte Sammlung seiner Reden und Trinksprüche enthält weit über 200 Nummern. Nichts war danach natürlicher, als daß die öffentliche Meinung sich gewöhnte, was immer im Staatsleben geschehen mochte, nicht diesem oder jenem Minister, sondern dem König selbst zuzuschieben, ihn persönlich dafür verantwortlich zu machen. Auch das sagte dieser sich nicht, daß unmöglich er

Digitized by Google

allein der Redende bleiben konnte, daß er mit seiner Redseligkeit auch andern die Zunge löste und durch die Einseitigkeit seiner Urtheile die Discussion, die Kritik herausforderte. Und je länger die öffentliche Meinung unterdrückt worden war, um so ungeduldiger geberdete sie sich, gereizt und gestärkt durch die nur allzu berechtigte Unzufriedenheit über die Gesammtlage des deutschen Volks; sie verlangte nicht Worte, sondern Thaten; was aber der König that, gewann entweder überhaupt nicht ihren Beifall oder, wo es ihn gewann, wurde er rasch überwogen durch das, was sie misbilligte. Man fand bald heraus, daß er bei aller guten Absicht kein Mann des Handelns sei, und daß, wo er handle, es stoßweise, ohne Zusammenhang und Maß geschehe. Die Romantik, aus deren in jungen Jahren eingeschlagenen Irrgängen der König sich niemals herausfinden konnte, hatte sich außer ihm, in Literatur und Wissenschaft, überlebt; seine Sehnsucht nach der Rückkehr entschwundener Zeiten vertrug sich schlecht mit den auf durchaus reale und praktische Reformen gerichteten Forderungen der Gegenwart, seine Vorstellung von der Unveräußerlichkeit geheiligter Kronrechte mit dem Drange nach constitutionellen Bürgschaften, seine poesievolle Religiosität mit der aufgeklärten und alles, was nur entfernt nach Gewissenszwang aussah, ablehnenden Unkirchlichkeit. Daher so viele seiner Absichten, wenn sie auch einem ganz richtigen Grundgedanken entsprangen, doch in der Ausführung scheiterten. Seine Stiftung oder Erneuerung des Schwanenordens ging aus dem Wunsche hervor, den vereinzelten Bestrebungen evangelischer Liebesthätigkeit einen Mittelpunkt zu geben, vielleicht sogar darin einen Versöhnungspunkt zwischen Evangelischen und Katholiken zu schaffen; aber das Allerlei von Ordenszeichen und Symbolen, mit denen er denselben ausstaffirte, das Großmeisterthum, mit dem er sich und seine Gemahlin bekleidete, die damit in Verbindung gebrachte Neubelebung der Stifter, ließen dieselbe nur als eine unzeitgemäße oder wol gar katholisirende Schrulle erscheinen. Einen ganz ähnlichen Charakter trug die später, im Jahre 1852, verfügte Wiederherstellung der Johanniterordensballei Brandenburg zu

Digitized by Google

Sonneburg, nur daß diese wenigstens ihren Zweck, der alten Ordenspflicht der Krankenpflege zu dienen, erreichte. Leider nahm sich der König, weil er sich von der Stimmung seines „herrlichen Volks" ein ebenso willkürliches Bild entwarf wie von so vielem andern, von den ihm zu Gehör kommenden Stimmen nur diejenigen an, die, mochten sie auch von einer noch so kleinen Minderheit ausgehen, zu seinen Anschauungen paßten; nur diese galten ihm als die echten, treugesinnten, jede entgegengesetzte Ansicht, und wäre sie von der unermeßlichen Mehrheit getheilt worden, als verwerflich. Da konnte der feindselige Zusammenstoß nicht ausbleiben. Er hatte davon geträumt, die dem Einflusse des gewöhnlichen Literatenthums entzogene öffentliche Meinung einer „Aristokratie der Bildung" zu überantworten, die geistige Verirrung durch geistige Waffen zu bekämpfen; aber die geistigen Mächte erwiesen sich durchaus unfügsam gegen die königlichen Launen und grollten denselben, weil sie den Staat nur als eine Erziehungsanstalt für seine ewig minorennen Bürger ansehen zu wollen schienen. Der Zauberlehrling wurde die Geister, die er gerufen, nicht mehr los. Die Berufung des Juristen Stahl aus Erlangen nach Berlin, der sich in seiner „Philosophie des Rechts" als Anhänger der Haller'schen Doctrin und grundsätzlichen Gegner des constitutionellen Systems bekannt hatte, wirkte wie ein Alarmschuß auf die wissenschaftlichen Kreise. Durch Bunsen, der seltsamerweise zuerst die Aufmerksamkeit des Königs auf diesen seinen künftigen Gegner gelenkt hatte, ging auch an Schelling nach München der Antrag, den seit Hegel's Tode verwaisten Lehrstuhl der Philosophie an der berliner Universität einzunehmen. Seine ideale Anschauung der Kunst, seine ans Positive anklingende Betrachtung des Christenthums, die klare Schönheit seiner Sprache zogen den König sehr an; er versprach sich von ihm, er werde „die Drachensaat des Hegel'schen Pantheismus, der flachen Vielwisserei und der Auflösung häuslicher Zucht" bekämpfen; aber weder diese Hoffnung erfüllte sich, noch auch die Verheißung des Propheten selbst, daß er nicht allein der Philosophie eine feste Burg gründen, sondern auch der Re-

Digitized by Google

ligion in einer „neuen Philosophie der Offenbarung" erst zur wahren Begründung und Selbsterkenntniß verhelfen werde. Das Publikum aber faßte diese Berufung sowie die ziemlich gleichzeitige des streng katholischen Malers Cornelius nur dahin auf, daß der loyale katholische Geist von Isar-Athen auf das denkfrivole protestantische Spree-Athen geimpft werden solle. Günstiger wurde anfangs die Ernennung Eichhorn's zum Cultusminister nach Altenstein's Tode aufgenommen. Eichhorn war einer der Freiwilligen von 1813, ein Hauptmitarbeiter an Hardenberg's Verfassungsplänen und einer der Väter des Zollvereins, ein Mann also, der gewiß weder in kirchlichen, noch in politischen Dingen zu den Reactionären zählte, und dennoch ist sein Name zur Signatur des ganzen bis 1848 fortgesetzten und der Zeitströmung zuwiderlaufenden Systems geworden: so sehr identificirte man seine Thätigkeit mit den eigensten Ideen des Königs. Einerseits mochte wol die Unberechenbarkeit Friedrich Wilhelm's in den Staatsgeschäften vieles auf seine Rechnung setzen, was nicht darauf gehörte, zumal er keineswegs die selbständige Stellung eines constitutionellen Ministers einnahm; andererseits riefen seine an sich durchaus berechtigten, aber häufig mit wenig Geschick ins Werk gesetzten Bemühungen um Einführung einer gewissen Lehrzucht in Kirche und Schule einen Sturm der Entrüstung in einer Zeit hervor, die gegen jeden Versuch, ihre Ansichten von oben her zu reformiren, empfindlich wie keine andere war. Die Universität Königsberg erhob sich laut gegen jede Einschränkung der Lehr- und Lernfreiheit und erntete dafür eine geräuschvolle Ovation, und der Philolog A. Böckh sprach es in einer akademischen Festrede unumwunden aus, in der Wissenschaft habe die Obrigkeit nicht mitzureden. Dahlmann wurde von seinen Freunden veranlaßt, seine „Geschichte der englischen Revolution" zu schreiben, ein wissenschaftlich unbedeutendes Buch, aber viel gelesen, weil es mit deutlicher Beziehung auf Preußen an dem Beispiel der Stuarts zeigte, wohin es führe, wenn eine Regierung den ernstesten Mahnungen der Zeit und den berechtigten Forderungen des Volks sich hartnäckig verschließe, und David Strauß zeich-

Digitized by Google

nete in seinem Aufsatze „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren“ mit feiner und darum desto schneidenderer Satire unter der Maske des Kaisers Julian den König Friedrich Wilhelm, um zu beweisen, „daß jeder auch noch so begabte und mächtige Mensch, der eine ausgelebte Geistes- und Lebensgestalt wiederherzustellen oder gewaltsam festzuhalten unternimmt, gegen den Galiläer oder den Genius der Zukunft unterliegen muß“. Die Poesie, damals vorwiegend politisch, stimmte, trauernd oder spottend, immer lauter in den nämlichen Ton ein. „Ihr habt“, fragte Hoffmann von Fallersleben,

Ihr habt gehoffet und vertraut,
Im Neuen sprieß' Euch Heil empor;
Ihr habt das Neue nun erschaut,
Sagt an, was sproß daraus hervor?

Der geschulte Beamte aber schüttelte den Kopf über die Unsicherheit, welche hier durch Verfügungen, dort durch Widerruf derselben in dem Gange der Regierung einriß. Thiers bemerkte schon Ende 1841 spottend gegen Alexander von Humboldt, man rede so viel von dem revolutionären Frankreich; ihm scheine aber Preußen auch hübsch unruhig. In der That, die gehobene Stimmung, die den König bei seiner Thronbesteigung begrüßt hatte, war in Misbehagen und Groll umgeschlagen; das Gewährte wurde ohne Dank als kärgliche Abschlagszahlung hingenommen und der Ueberschwang seiner Gefühlsäußerungen forderte den Sarkasmus heraus. Der König wurde eine Lieblingsfigur für die Caricatur. Ein derartiges Blatt zeigte, mit Anspielung auf die zahlreichen Cabinetsordres, die leicht erkennbare Gestalt in der Rechten die Ordre, in der Linken die Contreordre, an der Stirn Desordre. Als er, was weder sein Vater noch sein Großvater gewagt, die Gemächer Friedrich's des Großen in Sanssouci bezog, geiselte ihn Heine mit dem Epigramm:

Ein König soll nicht hitzig sein,
Ein König soll nicht witzig sein,
Er soll nicht Alten-Fritzisch sein.

Digitized by Google

Und der berliner Volkswitz spottete: der Geist Friedrich's des Großen gehe in Sanssouci um, aber ohne Kopf.

Auch der König empfand die Enttäuschung. Es lag in der Eigenthümlichkeit seines Charakters, daß die Aeußerungen der Presse eine gewisse Anziehung, einen Reiz auf ihn ausübten, sodaß er sie nicht entbehren mochte; sobald ihm aber die Tonart, in welcher sie die gewährten Erleichterungen benutzte, unbequem wurde, suchte er ihr durch Confiscationen und Verbote den Mund zu schließen. Ein solches Verbot traf den gesammten Verlag von Hoffmann und Campe in Hamburg, Hoffmann von Fallersleben bezahlte für seine „Unpolitischen Lieder" mit Entsetzung von seiner Professur, und gegen die Veranstalter eines ihm in Berlin gebrachten Ständchens wurde wie gegen Hochverräther eingeschritten. Ruge's „Hallesche Jahrbücher", das Organ des Junghegelianismus, mußten sich nach Dresden flüchten, wurden aber auch dort von den Verfolgungen der preußischen Regierung erreicht; die „Rheinische Zeitung" wurde unterdrückt, die Instruction für die Censoren wieder verschärft, die Bildercensur wieder eingeführt und das vor kurzem als Schutz gegen Willkür eingesetzte Obercensurgericht verwandelte seine anfängliche Milde in Strenge. Auch dem Hegelianer Bruno Bauer wurde wegen seiner Evangelienkritik die Erlaubniß zu Vorlesungen an der Universität Bonn entzogen, und Hengstenberg's „Kirchenzeitung" verketzerte, unter sichtbarer Billigung von oben, nicht blos den Unglauben der „Hegelinge", sondern auch Schleiermacher und seine ganze Schule. Dann wieder, in einer jener romantischen Launen, wie sie den König bisweilen anwandelten, entbot er den Dichter Herwegh, als er im November 1842 auf seiner einem Triumphzug gleichenden Reise durch Deutschland Berlin berührte, zur Audienz. Das Wort, das er dabei sprach: „Ich liebe eine gesinnungstüchtige Opposition", wurde sofort ein ergiebiges Thema für die Satire; die „Leipziger Allgemeine Zeitung" aber wurde in Preußen verboten, weil sie einen Brief des Dichters an den König veröffentlicht hatte, in welchem sich derselbe über ein an die königsberger Studenten ergangenes Verbot der Theilnahme an einer ihm zu Ehren veranstalteten

Digitized by Google

Feier beschwerte, und abgeschmackt genug die Vergeblichkeit solcher Bemühungen und die Unwandelbarkeit seiner republikanischen Gesinnungen versicherte.

Am 26. April 1844 geschah es, daß auf den König, als er nebst seiner Gemahlin auszufahren im Begriff war, ein Schuß abgefeuert wurde, jedoch ohne ihn zu verwunden. Der Thäter war ein abgesetzter Bürgermeister Namens Tschech, der mehrmals vergeblich um Wiederanstellung eingekommen war. Das Attentat hatte nicht den geringsten politischen Charakter; aber es vermehrte doch die Schwüle einer Zeit, die schon den Sturm von 1848 in ihrem Schose trug. An Bunsen aber schrieb darüber der König: „Ueber das Attentat reden Sie wie ein Freund und ein Christ, das lohne Ihnen Gott. Er wendet, so scheint es, was menschlicher Fluch erdacht, zum wahren himmlischen Segen. Also sei es. Die Rettung würde ich für ein Wunder halten, würdig, denen der Heiligen Schrift an die Seite gesetzt zu werden, wäre ich nicht der Gegenstand. Die Kugel, auf kaum einen Fuß weit losgeschossen, zerriß alle Kleidungsstücke. Ich aber habe auch nicht das Allerleiseste gefühlt und die Kugel ist machtlos von dem Brustbein in den Wagen gerollt!! Verstummen und anbeten, das ist meine Losung.“ Auf den Straßen aber konnte man einen Gassenhauer auf den Vorfall singen hören: wo gab es da eine Verständigung?

Nichts hielt aber doch die allgemeine Erwartung so sehr und so unausgesetzt in Athem wie die Verfassungsfrage. Auch in Bezug auf sie waren, wie erwähnt, des Königs Willensäußerungen einander widersprechend. Von der Nothwendigkeit, in irgendwelcher Form eine Gesammtvertretung des Volks zu schaffen, war Friedrich Wilhelm IV. vom ersten Tage seiner Regierung an überzeugt gewesen; wenn er aber damit nur langsam und zögernd zu Werke ging, so hatte das nicht blos seinen Grund in seinem Mangel an Entschlußkraft, sondern auch in der allgemeinen Weltlage. Das Princip des Constitutionalismus, welches damals die politische Tagesmeinung beherrschte,

Digitized by Google

verabscheute er, und die französische Charte von 1830, in welcher der landläufige Liberalismus sein Ideal sah, durchschaute er in ihrer ganzen Hohlheit; andererseits, das sagte er sich recht wohl, ließ sich die absolute Monarchie, die sich ungestört nur noch in Rußland und Oesterreich erhalten hatte, nicht aufrecht erhalten bei einem Volke, das sich auf der Bildungsstufe des preußischen befand, und doch mußte er befürchten, durch ein Abgehen von derselben die traditionelle Bundesgenossenschaft mit diesen beiden Mächten zu gefährden. Da war es nun ganz seinem Charakter entsprechend, daß er, zwischen so unvereinbare Gegensätze gestellt, sich die Möglichkeit construirte, eine Staatsform ausfindig zu machen, durch welche das von seinem Vater gegebene Wort eingelöst und dem Bedürfniß der Zeit entsprochen, und doch dem ihm mit Revolution gleichbedeutenden constitutionellen Princip nicht der geringste Schritt entgegengethan würde. Als sein Ideal stand ihm nach wie vor das in den königsberger Reden verherrlichte patriarchalische, Gott allein verantwortliche Königthum vor Augen, umgeben von der Gliederung der ebenfalls auf göttlicher Einsetzung ruhenden und die Einheit aller Landschaften darstellenden Stände. In diesem Sinne legte er, allen unerwartet, bereits im Februar 1841 Hand an die Weiterbildung der ständischen Einrichtungen. Aus den Zurufen der Stände bei der Huldigung, sagte er, schöpfe er die Kraft, auch für die ständischen Verhältnisse eine lebendigere Zeit zu begründen. Das Zugeständniß, das er zunächst machen wollte, war ein dreifaches: die zweijährige Periodicität der Provinziallandtage, eine bedingte Oeffentlichkeit, nämlich durch Drucklegung ihrer Protokolle für die Mitglieder sowie Veröffentlichung ihrer Eingaben sammt den Antworten der Regierung, endlich die Ermächtigung zur Bildung von Ausschüssen, um sich ihres Rathes und ihrer Mitwirkung besonders da zu bedienen, wo es sich um die Interessen mehrerer oder aller Provinzen handle. Am 18. October 1842 wurde die Versammlung der aus den Mitgliedern sämmtlicher Provinziallandtage vom Fürsten bis zum Bauer gebildeten Vereinigten Ausschüsse eröffnet, welche die ständischen Institutionen durch

Digitized by Google

ein Element der Einheit ergänzen und der Regierung in wichtigen Verwaltungsangelegenheiten Beirath ertheilen sollten. Der König war mit dem Ausfall ihrer Verhandlungen sehr zufrieden; er habe, sagte er ihnen am Schluß derselben, ihnen bei ihrer Berufung sein Vertrauen nicht mit Worten bezeichnen wollen; die Sache selbst sei der beste Beweis dafür; seine Absicht sei dabei gewesen, einen Centralpunkt zu schaffen und das Beste des Landes, dem Nationalcharakter entsprechend, geräuschlos und nachhaltig zu berathen und zu schaffen. Einmal sehe er in den Ständen die Vertreter wohlerworbener Rechte, zweitens aber Rathgeber der Krone, von einer Unabhängigkeit, wie sie anders nicht gefunden werden könne. Er meinte, die Eintracht zwischen Fürst und Volk durch die neue Einrichtung gesichert zu haben. Aber dieses löffelweise Zumessen von Rechten, die fast alle andern deutschen Staaten bereits vollgemessen besaßen, befriedigte weder die Ansprüche des Volks, noch entsprach es den Bedürfnissen der Regierung; besonders stellte sich heraus, daß der Ausbau der Eisenbahnen, welche die lang hingestreckte Ausdehnung des preußischen Staats nothwendiger als anderwärts machte, nicht durch die bloße Garantie des Staats, mit welcher sich die Ausschüsse einverstanden erklärten, gesichert werden könnte, sondern eine Anleihe nöthig machte, zu der nicht sie befugt waren, sondern nach dem Edict vom 17. Januar 1820 nur die Reichsstände. Auch die im März 1843 neu eröffneten Provinzialstände wollten sich nicht länger in ihre bisherige Beschränkung bannen lassen; allenthalben kamen Anträge zu Tage, die, über das Oertliche und Provinzielle hinausgreifend, sich auf die allgemeinen Angelegenheiten richteten. Da ihre Verhandlungen nicht mehr mit dem alten Geheimniß bedeckt waren, so bemächtigte sich ihrer die Bewegung der öffentlichen Meinung. Ueberall begegnete die Regierung einer Opposition, der sie nicht mehr gewachsen war. Auf politischem Gebiete gehemmt, warf sich die Bewegung auf das kirchliche und durchbrach in beiden Confessionen die Schranken, welche der König ihr gesetzt zu haben meinte.

Digitized by Google

So wenig derselbe bei der beabsichtigten Umwandlung der kirchlichen Verhältnisse an Ausübung eines Gewissenszwangs dachte, so forderte doch sowol sein eigener kirchlicher Standpunkt, als auch der Versuch der begünstigten protestantischen Orthodoxie, die Menschheit von Staats wegen kirchlich und religiös umzuerziehen, den Widerspruch einer Zeit heraus, die noch wesentlich unter der Herrschaft des Rationalismus stand und in deren Charakter Abkehr vom Offenbarungsglauben und Haß gegen alles hierarchische Treiben einen Hauptzug bildeten. Von der Provinz Sachsen ging eine Gegenbewegung aus, welche zur Absonderung einer kirchlichen Gemeinschaft unter dem Namen der Lichtfreunde oder Protestantischen Freunde führte; auch die katholische Kirche erfuhr eine Auflehnung, als der siegberauschte Ultramontanismus den in der kölner Sache erfochtenen Triumph der Kirche über den Staat durch eine große volksthümliche Kundgebung, die Ausstellung des ungenähten Rockes Christi in Trier, zu feiern unternahm. Der durch Johannes Ronge's Brief an den Bischof Arnoldi ins Leben gerufene Deutschkatholicismus begegnete nicht um seines innern Gehalts willen den Sympathien so weiter Kreise, sondern weil er eine Ablagerungsstätte für die allgemeine Unbefriedigung bot. Sogar der Magistrat von Berlin rief in einer Adresse den Schutz und die Gunst des Königs für die Abgefallenen an, wie sich denken läßt, ohne Erfolg. Friedrich Wilhelm beschied denselben am 2. October 1845 vor sich, und setzte ihm in ausführlicher Ansprache seinen Uebereifer und seine falsche Auffassung der kirchlichen Rechtsverhältnisse auseinander. Aber auch sein alter Herzenswunsch, der evangelischen Kirche Selbstregierung zu verleihen, litt auf der im Jahre 1846 berufenen Generalsynode Schiffbruch, da dieselbe nicht ohne weiteres auf seine Lieblingsideen einging. Bunsen hat sich nachher nicht gescheut, ihm ganz offen den Vorwurf zu machen, daß er sich gegen seinen richtigen Instinct von der Reichssynode abgewendet, deren Rathschläge nicht befolgt habe und die Kirche mit Männern der allerbeschränktesten Kirchlichkeit und mit längst unhaltbar gewordenen Formen und Formeln regieren wolle.

Digitized by Google

Diese und ähnliche Zeiterscheinungen bestärkten den König in seinem Entschlusse, seinen ursprünglichen Gedanken durch Schaffung einer ständischen Centralversammlung zu verwirklichen, die, wie er erwartete, ihn der vorliegenden Schwierigkeiten überheben und dem allgemeinen Begehren genugthun sollte. Immer aber lag ihm dabei sehr am Herzen, jede Besorgniß, die sich bei seinen alten Bundesgenossen wegen seines Uebergangs zu einem andern System regen könnte, zu zerstreuen. Dem Fürsten Metternich, der ihn bei einem Besuch auf Stolzenfels vor der Berufung einer Versammlung der Provinzialstände warnte, die doch als Reichsstände heimkehren würden, beruhigte er durch die Versicherung, daß er keine moderne constitutionelle Charte verleihen, keine periodischen Reichstage, keine Reichstagswahlen anordnen wolle. Dem Lord Aberdeen, dem er bei Gelegenheit des Besuchs der Königin Victoria seine Ideen auseinandersetzte, entgegnete er auf dessen Einwurf, ob er auf diese Weise sein Volk zufrieden stellen werde, das würde er freilich nicht; wie sei es möglich, die Völker im 19. Jahrhundert zufrieden zu stellen? Aber er glaube, die Nachwelt werde ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er das Rechte gethan. Uebrigens werde sich wol aus jener Institution im Laufe der Jahrhunderte eine Verfassung entwickeln, ähnlich der englischen; das sei aber eine allmähliche historische Entwickelung, und eine ganz andere als die moderne constitutionelle, welche sich ganz von der Vergangenheit lostrenne und von vorn anfange, als habe bis dahin gar kein rechtlicher Zustand existirt. „Ich habe durchaus keinen klaren Begriff", äußerte der Lord nach diesem Gespräch, „von dem, was der König eigentlich thun oder nicht thun will, nur Eins ist mir klar: er will so wenig wie irgend möglich thun." Den Kernpunkt des von dem Minister des Innern, Graf Arnim-Boitzenburg, ausgearbeiteten, aber des Königs eigenste Ansichten aussprechenden Entwurfs bildete die Vereinigung der acht jetzt für sich bestehenden Provinziallandtage zu einer einzigen Versammlung. Diese sollte die Reichsstände darstellen, mit der Befugniß der Steuerbewilligung, der Zustimmung zu neuen Staatsanleihen, des Petitions- und Beschwerderechts in allge-

Digitized by Google

meinen Angelegenheiten sowie des Beiraths bei den allgemeinen Landesgesetzen; bei jedem neuen Zusammentreten sollte ihnen eine Uebersicht des Staatshaushalts vorgelegt werden. Eine fest bestimmte periodische Wiederkehr ihrer Berufung war er nicht gemeint zuzugestehen, aus Furcht, sich dadurch den constitutionellen Gewohnheiten allzu sehr zu nähern; in den Zwischenzeiten sollte ein ständischer Ausschuß mit der Vertretung der allgemeinen Versammlung beauftragt sein, der dann wenigstens aller vier Jahre zusammenzuberufen sei. Die Abstimmung sollte nach Curien erfolgen, der Beschluß der drei Curien, der Ritterschaft, der Städte und der Bauern, aber erst durch Hinzutritt der vierten Curie, des aus den mediatisirten Fürsten und den Häuptern der großgrundbesitzenden Geschlechter gebildeten Herrenstandes, welcher auch abgesondert von den drei andern zu berathen hatte, zum Reichstagsbeschluß erhoben werden. Da Graf Arnim mit mehrern Einwänden gegen diesen Entwurf kein Gehör fand, so schied er aus dem Ministerium und Bodelschwingh wurde sein Nachfolger. Aus ihm, den Ministern Savigny, Uhden, Canitz und dem Hofmarschall von Rochow wurde eine Commission zur weitern Berathung des Entwurfs gebildet. Auch hier fehlte es nicht an Widerspruch gegen einzelne Punkte wie gegen das ganze Vorhaben. Dennoch bejahte das Staatsministerium in seiner Sitzung vom 11. März 1846 die Bedürfnißfrage mit elf gegen zwei Stimmen; auch der Prinz von Preußen brachte seine schweren Bedenken, ob nicht die neue Einrichtung für den Bestand des Heeres gefährlich werden würde, zum Schweigen. Es war eine Entscheidung von nicht zu übersehender Tragweite. „Se. Majestät", urtheilte von Rochow vollkommen richtig, „meint keine Constitution zu erteilen, sondern nur einen allgemeinen Landtag zu berufen. Doch wer die Zeit, die Ansprüche und die Dreistigkeit kennt, der weiß, was daraus entstehen muß."

Am 3. Februar 1847, als an dem Jahrestage des „Aufrufs an mein Volk", erfolgte die Verkündigung der neuen Verfassung; als Ausfluß persönlicher Entschließung des Königs war das Patent von keinem Minister gegengezeichnet. Wie damals

Digitized by Google

die vereinigte Kraft des mit seinem König innigst verbundenen Volks den gemeinsamen Feind besiegt habe, so möge durch die jetzigen ständischen Gesetze der Anfangspunkt einer neuen, glänzenden Epoche gebildet werden, in welcher das herzlichste Vertrauen zwischen König und Volk die geschäftigen Feinde besiege, die sich zwischen sie einzudrängen versuchten. Ob aber das Land das königliche Geschenk in demselben Sinne aufnehmen würde, in welchem es gegeben wurde, das war vom ersten Augenblick an zweifelhaft. Beim Antritt seiner Regierung würde dem Könige für diese Zugeständnisse allgemeiner Jubel gedankt haben; jetzt behielt in der Hauptsache die Enttäuschung die Oberhand über die Befriedigung, und die Aufnahme der Edicte, in deren Inhalt und Fassung so vieles lag, was dem Geiste der Zeit widersprach, war eine sehr kühle. Am 11. April eröffnete der König den ersten Vereinigten Landtag im Weißen Saale seines Schlosses mit einer seiner glänzendsten Reden. Sie ist zu umfänglich, um hier auch nur ihrem wesentlichen Inhalt nach mitgetheilt zu werden; es muß genügen, einige der bezeichnendsten Stellen daraus auszuheben.

„Der edle Bau ständischer Freiheiten", hob er an, „dessen acht mächtige Pfeiler der hochselige König in die Eigenthümlichkeiten seiner Länder gegründet hat, ist heute durch Ihre Vereinigung vollendet. Er hat sein schützendes Dach erhalten. Als Erbe einer ungeschwächten Krone, die ich meinen Nachfolgern ungeschwächt bewahren muß und will, weiß ich mich zwar vollkommen frei von jeder Verpflichtung gegen Nichtausgeführtes, vor allem gegen das, vor dessen Ausführung meinen erhabenen Vorgänger sein eigenes, wahrhaft landesväterliches Gewissen bewahrt hat. Dies Gesetz ist aber in allen wesentlichen Theilen ausgeführt, und es hat sich, auch unvollendet, durch 27 Jahre bewährt. Darum bin ich getrosten Muthes, aber mit der ganzen Freiheit der königlichen Machtvollkommenheit an seine ergänzende Vollendung gegangen."

„Möchte doch das Beispiel des Einen glücklichen Landes, dessen Verfassung die Jahrhunderte und eine Erbweisheit ohnegleichen, aber kein Stück Papier gemacht haben, für uns

Digitized by Google

unverloren sein. Finden andere Länder auf anderm Wege als jenes Volk und wir, nämlich auf dem Wege «gemachter und gegebener» Constitutionen ihr Glück, so wollen wir ihr Glück aufrichtig und brüderlich mit ihnen preisen. Preußen aber kann diese Zustände nicht ertragen. Ich spreche es aus, meine Herren, wie im Feldlager ohne die allerdringendste Gefahr und größte Thorheit nur Ein Wille gebieten darf, so können dieses Landes Geschicke, soll es nicht augenblicklich von seiner Höhe fallen, nur von Einem Willen geleitet werden. Edle Herren und getreue Stände! Es drängt mich zu der feierlichen Erklärung, daß es keiner Macht der Erde je gelingen soll, mich zu bewegen, das natürliche, gerade bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältniß zwischen Fürst und Volk in ein conventionelles, constitutionelles zu wandeln, und daß ich es nun und nimmermehr zugeben werde, daß sich zwischen unsern Herr Gott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt, gleichsam als eine zweite Vorsehung eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und durch sie die alte heilige Treue zu ersetzen."

„Ein Bekenntniß", fuhr er nach einer Schilderung des innern Zustandes fort, „vermag ich doch heute unmöglich zu unterdrücken, eingedenk des entsetzlichen Beginnens, mein Volk um sein heiligstes Kleinod zu betrügen, um den Glauben an seinen und unser Aller göttlichen Heiland, Herrn und König. Dies Bekenntniß aber lautet" (und hier erhob sich der König und sprach stehend mit erhobener Rechten): „Ich und Mein Haus wir wollen dem Herrn dienen!"

„Ich wende den getrübten Blick von den Verirrungen Weniger auf das Ganze meines Volks. Da verklärt er sich in Freudenthränen. Mein Volk ist noch das alte, christliche Volk, das biedere, treue, tapfere Volk, das die Schlachten meines Vaters geschlagen hat, das sich einst, wie kein anderes je, in den Tagen der Trübsal mit seinem väterlichen König verband und ihn dann gleichsam auf seinen Schultern von Sieg zu Sieg trug. Darum hören Sie es, und möge es durch Sie das ganze Land erfahren: von allen Unwürdigkeiten, denen ich

Digitized by Google

und mein Regiment seit sieben Jahren ausgesetzt gewesen, appellir' ich an mein Volk. Und Ihre Herzen werden mich verstehen und mir zustimmen, wenn ich Sie in dieser großen Stunde auf das eindringlichste auffordere: zeigen Sie sich dieses Volkes werth!

„Noch ein Wort über eine Lebensfrage, ja ich muß sagen, über die Lebensfrage zwischen Thron und Ständen. Der hochselige König hat das ständische Wesen in geschichtlich-deutschem Sinne ins Leben gerufen, und ich habe an seinem Werke allein in diesem Sinne fortgebaut. Durchdringen Sie sich, ich beschwöre Sie, mit dem Geiste dieser uralten Einsetzungen. Meine Stellung und Ihren Beruf klar erkennend und fest entschlossen, unter allen Umständen dieser Erkenntniß treu zu handeln, bin ich in Ihre Mitte getreten und habe mit königlichem Freimuth zu Ihnen geredet. Mit derselben Offenheit gebe ich Ihnen nun hier mein königliches Wort, daß ich Sie nicht hierher gerufen haben würde, wenn ich den geringsten Zweifel hegte, daß Sie Ihren Beruf anders deuten wollten und ein Gelüst hätten nach der Rolle sogenannter Volksrepräsentanten."

„Man muß", sagt Ranke, „diese Rede vollständig lesen; sie hat in ihrer Art etwas Erhabenes. Als Ausdruck der persönlichen Gesinnung ist sie hinreißend. Sie erinnert an die Psalmen des Königs David, welche Friedrich Wilhelm zu lesen und zu studiren liebte. Sie ist noch einmal eine Manifestation des Königthums von Gottes Gnaden in seiner Verbindung mit der religiösen Idee, welche aufs stärkste mit den Worten der Bibel ausgesprochen wird, um so denkwürdiger, da sie in eine Epoche fällt, in der ganz andere Gefühle und Ueberzeugungen vorherrschten. Es war vollkommen der Ernst Friedrich Wilhelm's, daß sich sein Volk, dem er eine ständische Verfassung verleiht, um ihn scharen soll, um der antireligiösen und subversiven Tendenz, welche von allen Seiten vordringe, zu widerstehen."

Der König selbst schreibt darüber an Bunsen: „Ich habe den Vereinigten Landtag eröffnet. Meine Rede wird im Auslande von Freund und Feind misverstanden werden. Ich fühle

Digitized by Google

das. Ich konnte aber nicht anders — denn ich weiß, daß die Sechshundert vor mir mich verstanden haben, und das ist die Hauptsache. Jetzt müssen sich Freund und Feind scheiden, und nur so ist zu regieren. Sie werden bei Lesung der Rede es verstehen, daß ich Muth habe, und daß ich Muth zeigen wollte und mußte unter so exceptionellen Umständen als die unserigen."

Obgleich im einzelnen hinreißend, ließ die Rede im ganzen doch kalt. Die königliche Rhetorik hatte sich schnell abgestumpft; sie legte nur noch die Unversöhnbarkeit dieses absolut theokratischen Königthums mit den Anschauungen der Zeit bloß. Mit Schrecken sah der Prinz-Gemahl Albert „auf diese Verwirrung der Begriffe, diese Kühnheit aus dem Stegreif, als König, in einem solchen Moment und in solcher Lage alle die entsetzlichsten, schwierigsten Punkte zu berühren nicht nur, sondern Knall und Fall abzuthun, Gott zum Zeugen anzurufen, zu versprechen, zu drohen u. s. w.". „Der König", urtheilt derselbe weiter, „läßt sich von Gleichnissen verführen, die seiner Phantasie zusagen, die er nur so weit ausführt, als sie zu seinem Kram passen, und die oft die wahre Lage der Dinge gar nicht wiedergeben, aber, weil sie geistreich sind, ihn befriedigen. Es macht eine scharfe Argumentation unmöglich. Dann läuft er noch Gefahr, daß er subjective Gefühle und Ansichten als Beweggründe seiner Handlungen nimmt und nun nicht nur danach handelt, sondern auch verlangt, daß, da diese Gefühle und Ansichten *ihm* heilig und theuer sind, sie es nun auch allen andern sein müssen. Dahin gehören die Pietätsgefühle gegen den seligen König, die nur der Sohn fühlen kann, oder die aus gewissen Lieblingsstudien und Gedanken *für ihn* entsprungenen Lieblingsmaximen. Der Schlüssel zu seiner Thronrede gehört dahin." In Berlin spottete man, sie sei von einem Drittel der Anwesenden gar nicht, von einem Drittel halb verstanden worden; das letzte Drittel habe sie verstanden, aber nicht gebilligt.

Die Hoffnung des Königs, durch diese freiwillige Verleihung neuer Rechte an die Stände die Entzweiung abzuschneiden, in welcher sonst allenthalben Fürsten und Völker begriffen waren, und so ein Beispiel kraftzeugender Eintracht aufzustellen, ging

Digitized by Google

nicht in Erfüllung; man hörte aus dem Verliehenen mehr die Absage als die Gewährung heraus. Der von dem Krefelder Beckerath verfaßte Entwurf zu einer auf Antrag des Grafen Schwerin zu erlassenden Dankadresse trat der Betonung der unveräußerlichen Kronrechte mit der Berufung auf die Versprechungen des vorigen Königs, an denen das Volk als an dem wohlerworbenen Erbe seiner Kampfestreue hange, gegenüber, und forderte daher für den Vereinigten Landtag als altverbriefte, von den neuen Edicten durchaus unabhängige Rechte namentlich die alljährliche Rechnungsablegung über die Staatsschuldenverwaltung und die Periodicität, und auch in der durch Alfred von Auerswald gemilderten und so von der Versammlung mit großer Mehrheit angenommenen Form behielt die Adresse den Charakter einer Rechtsverwahrung. Damit war der trennende Punkt herausgekehrt. Denn obgleich der König zweifellos ebenfalls von der Verheißung von 1815 ausgegangen war, wollte er doch schlechterdings keinen andern Rechtsboden anerkennen, als sein Februarpatent. Diesen Standpunkt hielt auch seine Botschaft vom 22. April fest, und nur, um womöglich den Streit zu vermeiden, kam er so weit entgegen, daß er das Verliehene für fortbildungsfähig, und mit Bezug auf die Hauptforderung der Stände sich geneigt erklärte, die Periodicität wenigstens für das nächste mal von den Ausschüssen auf die allgemeine Versammlung auszudehnen. Es war wieder nur ein halbes Zugeständniß, und eben darum verfehlte es seinen Zweck, und wenn auch ein weiter gehender Antrag von Vincke's nicht die erforderliche Zweidrittel-Majorität erhielt, so doch der Hansemann's: „Der König wolle mit Bezug auf die frühere Gesetzgebung und aus Nützlichkeits- und innern Nothwendigkeitsgründen die Einberufung des Vereinigten Landtags aller zwei Jahre aussprechen, auch die den Rechten des letztern einträgigen Ausschüsse in Wegfall bringen.“ Auch hier gab der König einiges nach oder versprach es in Erwägung zu ziehen; weil er aber von dem Grundsatze ausging, daß vor jeder Abänderung die Verfassung erst vollständig zur Durchführung gekommen sein müsse, ordnete er in dem nämlichen Augenblicke die Wahlen zu

Digitized by Google

den Ausschüssen an. Die Folge war, daß der Landtag die geforderten Anleihen, so wichtig der Bau der Ostbahn und die Errichtung einer Landrentenbank, für die sie dienen sollten, auch waren, ablehnte, weil er sein bestrittenes Recht nur durch Verweigerung jeder Geldforderung wahren könne. Am meisten verdroß es den König, daß auch Mitglieder der Herrencurie sich dieser Opposition angeschlossen hatten, und in ziemlich kleinlicher Weise ließ er diese seinen Verdruß damit fühlen, daß sie zu dem den Ständen in Potsdam gegebenen Feste keine Einladungen erhielten, dann zwar noch nachträglich berücksichtigt, allein beim Feste selbst von den Majestäten vollständig ignorirt wurden.

Mochte also das Resultat des ersten Landtags weder auf der einen, noch auf der andern Seite befriedigen, das eine große Resultat stand doch fest, daß das patriarchalische System ein für allemal abgethan war. Diesen wichtigen Umschwung angebahnt zu haben, bleibt das unvergängliche Verdienst Friedrich Wilhelm's IV. „Preußen", sagte Lord Palmerston, „hat nunmehr den Würfel geworfen, und es muß vorwärts; denn Umkehr ist unmöglich; aber wenn Preußen vorwärts geht, wird Deutschland ihm nachfolgen." Und auch daß der König dies letztere richtig herausgefühlt und den ersten Anstoß dazu gegeben hat, soll ihm unvergessen sein. Zuerst bei seiner Begegnung mit Metternich zu Stolzenfels hatte er die Bundesreform in Anregung gebracht, natürlich vergeblich. Trotzdem hörte er nicht auf, dieser Angelegenheit seine Aufmerksamkeit zu widmen. Er correspondirte darüber mit dem Prinz-Gemahl Albert, der voller Besorgniß die Convulsionen voraussah, welchen die vom Drange der Zeit auf Irrwege getriebenen deutschen Lebenskräfte verfallen würden, wenn nicht Preußen die Leitung einer besonnenen und planmäßigen Entwickelung übernehme; als aber dieser ihm einen förmlichen Entwurf zur Umbildung des Bundes unter Preußens Führung zusandte mit dem Rathe, sich ja nicht durch Oesterreich vom selbständigen Handeln abhalten zu lassen, schrieb er darüber an Bunsen, der ihn damals am Hofe von St.-James vertrat: „Das hab' ich öfter im Kleinen und Großen bewiesen.

Digitized by Google

Im Großen namentlich anno 40 und 47, und werde es, so Gott will, noch stärker anno 48. Seine Wünsche kommen im wesentlichen ganz mit meinen Absichten überein. Nur nicht in zwei Dingen. Das Aufgeben gewisser Souveränetätsrechte der teutschen Könige, Groß- und Kleinherzoge, Fürsten und Fürstchen und Städte ist rein Erzeugniß des Sitzens am Tisch fern von Teutschland. Das thun nun die Herren einmal nicht. Für den Bund sollten sie es allerdings, für Preußen sollen sie es aber so wenig und noch weniger als für Oesterreich. Enfin c'est une Utopie inréalisable. Das andere Ding ist mein Anziehen des modernen Constitutionalismus. Als ächter Freund teutscher Freiheit und der Freiheit Teutschlands ist das aber unmöglich. In Preußen muß der König Feldhauptmann in Krieg und Frieden sein, er wolle oder wolle nicht, oder er hört auf König von Preußen zu sein." Und auf jene Aufforderung Bezug nehmend, ruft er: „Wahrlich, das will ich im Sinne Teutschlands, das Banner teutscher Unabhängigkeit, Ehre und Macht, das Banner der alten Rechtsinstitutionen unseres teutschen Volks, das Banner teutscher Freiheit, aber nicht das der liberalen Dummheiten, die gar nichts, nichts und noch einmal nichts als ein kurzer Uebergangszustand in den Radikalismus sind." Aber auch hier verfiel er jener unseligen Vermengung richtiger Ziele und unpraktischer Mittel, die so viele seiner Bestrebungen vereitelt hat. Die Denkschrift, welche er von seinem Vertrauten, dem General von Radowitz, ausarbeiten ließ, empfahl die Entwickelung des Bundes nicht blos nach der Richtung der Wehrhaftigkeit und des Rechtsschutzes, sondern auch durch Ausdehnung des Zollvereins auf den Bund. Den Zollverein also, die mühsam errungene Grundlage von Preußens selbständiger Machtstellung in Deutschland, war er unbedenklich bereit, an den Bundestag und Oesterreich auszuliefern. So tief war er von dem der Präsidialmacht gebührenden Vorrang durchdrungen, daß er auch bei diesen Reformen ihr den Vortritt zu lassen wünschte. Von Wien sollte die Berufung eines Fürstencongresses zur Berathung der Grundzüge der Reform ausgehen, und nur, wenn dieses sich schlechter-

Digitized by Google

dings versage, sollte Preußen diese Anträge im eigenen Namen an den Bund bringen. Metternich hielt indessen den Zeitpunkt, wo die Anzeichen des losbrechenden Sturmes sich mehrten, nicht für den rechten, um neue Segel aufzusetzen, und als einige Wochen später der König im Begriff stand, seine Anträge dringlicher zu erneuern, wurden dieselben durch die Gewalt der Ereignisse überholt.

Unter allen Mitlebenden hat vielleicht keiner das Anwachsen des demokratischen Geistes und die Gefahren, durch welche dasselbe die bestehenden Ordnungen bedrohte, so deutlich wahrgenommen wie Friedrich Wilhelm IV. Aber was er darin sah, war nur Bosheit, Abfall und Tücke; daß darin auch eine natürliche und darum berechtigte Entwickelung enthalten sei, ist ihm nie aufgegangen. Diese Empfindung mischte sich ihm schon in die Begeisterung, die ihn, wie damals alle Welt, für den liberalen Papst Pius IX. erfaßt hatte. „Wie schön", schreibt er 22. Januar 1848 an Reumont, „war der Anfang der Bewegung in Italien; wie ganz verschieden von ähnlichen in andern Ländern, wo Gemeinheit, Bosheit, frecher Ungehorsam die ersten Augenblicke bereits schänden! Der Mangel an Gemeinheit in der römischen Bewegung hatte mich völlig bestochen und hingerissen, denn nach dem Mangel an Gemeinheit sehne ich mich in allen Dingen als nach einem Ideal, dessen Verwirklichung in Deutschland leider unsäglich fern zu liegen scheint!! Jetzt bricht die Gemeinheit aber schon in der ewigen Stadt, wenn auch in mäßiger Dosis, hindurch. Das schlägt mich nieder. Und wie muß es den herrlichen Pontifex schmerzen!" Noch viel unmittelbarer berührten den König die Vorgänge in der Schweiz; der Sieg der Radicalen über den Sonderbund der sieben Cantone und die daraus sich ergebende Aenderung der eidgenössischen Verfassung war ihm nichts Geringeres als die Ankündigung des allgemeinen Verderbens. „In der Schweiz", schrieb er an Bunsen, „handelt sich's für uns, für die Großmächte, ganz und gar nicht um Recht oder Unrecht in der Eidgenossenschaft, gar nicht um Jesuiten und Protestanten, gar

Digitized by Google

nicht um die Frage, ob die Verfassung von 15 gefährdet oder falsch interpretirt wird, — sondern allein darum: ob die Seuche des Radicalismus, d. h. einer Sekte, welche wissentlich vom Christenthum, von Gott, von jedem Rechte, das besteht, von göttlichen und menschlichen Gesetzen abgefallen, los und ledig ist, ob diese Sekte die Herrschaft in der Schweiz durch Mord, Blut und Thränen erringen und so ganz Europa gefährden soll." Die einzige Rettung sah er in einem gemeinsamen Einschreiten der Mächte. Daß Bunsen in dieser Frage mehr den Standpunkt des Cabinets Palmerston theilte, welches die Nichtintervention vertrat, und daß er den Glauben des Königs an eine allgemeine Verschwörung des Radicalismus nicht theilte, legte den ersten Grund zur Entfremdung der beiden Freunde. „Sie müssen mir zugeben", schreibt er ihm — und die von jetzt an bemerkbare Vorliebe für bis zum Cynismus gehende Kraftausdrücke ist ein Beweis für die wachsende Erregung vielleicht auch für die schon beginnende Trübung seiner Seele —, „daß es für die Nachbarn ein ander Ding um die Unreinlichkeit eines Ortes ist, wenn diese Unreinlichkeit in den Grenzen der Schweinerei bleibt, oder wenn die Gattung derselben so wird, daß jedermann weiß, das Dulden des qualificirten Schmuzes müsse nothwendigerweise die Pest erzeugen. So viel weiß ich, daß das Verderben aus seinem Herde mit nicht geahnter Schnelligkeit um sich greifen wird, wenn es dem englischen Cabinet gelingt, seine schweizer Majoritätsanbetung den andern Cabineten aufzudrängen. Dieses Cabinets Führer sind moderne Liberale, d. h. mit andern Worten Männer, die unter keiner Bedingung an Verschwörungen in Europa glauben wollen oder können, das wahre und eigenthümliche Kriterion der Liberalen!!!" Persönlich schmerzte es ihn, daß sein Neuenburg, weil es neutral geblieben, ohne jede Rücksicht auf ihn als Landesfürsten, von der neuen Centralgewalt mit einer Geldbuße belegt wurde; denn so wenig Bedeutung das Ländchen für den preußischen Staat hatte, so freute er sich doch seines Besitzes, der durch Erbe auf ihn gekommen, zumal

Digitized by Google

er bei seinem Besuche daselbst im Jahre 1842 mit Begeisterung aufgenommen worden war.

Darin hatte der König allerdings vollkommen recht, daß die Vorgänge in der Schweiz nur das Vorspiel größerer und weiter reichender Erschütterungen waren, und darum konnte auch der Ausbruch der Februarrevolution von 1848 ihn nur in seiner schiefen Auffassung bestärken. Aus diesem Grunde und unter der noch nachwirkenden Verstimmung über die Wahl des liberalen Camphausen zum Präsidenten der seit dem 17. Januar mit der Berathung des neuen Strafgesetzbuchs beschäftigten Vereinigten Ausschüsse war bei ihm wenig Neigung vorhanden, den laut werdenden Volkswünschen freiwillig entgegenzukommen; die dringendsten Vorstellungen seines Bruders Wilhelm gewannen ihm nur so viel ab, daß er die Periodicität für den Vereinigten Landtag zugestand und die Befugnisse der Ausschüsse in der von jenem gewünschten Weise beschränkte. Er schloß die Sitzungen der Ausschüsse mit der Mahnung, sich wie eine eherne Mauer im lebendigen Vertrauen um ihn als ihren besten Freund zu scharen und so den deutschen Stämmen das beste Beispiel der Einheit und Kraft zu geben. Noch richtete sich seine Besorgniß nicht auf die revolutionären Kräfte im Innern, sondern auf die möglichen Versuche der Franzosen, ihre innern Verlegenheiten durch einen Angriff auf die Nachbarn zu erleichtern. Seine Absicht, ein gemeinsames Eintreten der vier Großmächte gegen jede etwaige Bedrohung Belgiens oder der Rheinlande herbeizuführen, scheiterte jedoch an Palmerston's Ablehnung. Dagegen ging am 2. März von Radowitz zum zweiten mal nach Wien, und diesmal mit besserm Erfolge. Ein gemeinschaftliches Manifest beider Regierungen vom 15. verkündete neben ihrem Entschlusse, jede Störung von außen oder von innen nach Kräften zurückzuweisen, die Einladung zu einem Fürstencongreß in Dresden behufs Berathung alles dessen, was unter den gegebenen Umständen das Wohl Deutschlands erheische. Gleichzeitig verständigten sich beide über einen Antrag auf ausgedehnte Revision der Bundesverfassung. Aber diese Bedächtigkeit hielt mit den sich überstürzenden Ereignissen

Digitized by Google

nicht Schritt. An Stelle des Fürstencongresses, welchen der Zusammenbruch der alten Regierungen in den einzelnen Bundesstaaten begrub, einigten sich die neuen liberalen Staatslenker von Nassau und Hessen-Darmstadt zu einer Beschickung der übrigen deutschen Höfe, um eine Verständigung darüber herbeizuführen, daß die vorläufige oberste Bundesgewalt, zu deren Führung das zerrüttete Oesterreich nicht taugte, der Krone Preußen übertragen werde. Allein bevor diese Gesandtschaft Berlin erreichte, hatte sich dort die Lage der Dinge von Grund aus verändert.

Auch der preußischen Hauptstadt hatte sich allmählich eine Aufregung bemächtigt, die von Tag zu Tag heftiger wurde. Volksversammlungen formulirten die dem Könige vorzutragenden Wünsche. Sich auf diese Weise Entschließungen abdringen zu lassen, war jedoch etwas so Unpreußisches, daß niemand im Schlosse an dergleichen dachte. Der König blieb auf dem einmal eingeschlagenen Wege. In der mündlichen Antwort auf eine ihm vom berliner Magistrat überreichte Adresse erkannte er am 14. an, wenn es ringsum koche, dürfe man nicht erwarten, daß in der Hauptstadt allein die Stimmung unter dem Gefrierpunkte stehe. Zu seiner Freude könne er mittheilen, daß die Hauptbitte, die Einberufung des Vereinigten Landtags, bereits gewährt sei. Mit vollster Offenheit und vollstem Vertrauen werde er demselben entgegentreten, seine Losung sei „freie Fürsten, freie Völker"! Nur verwahrte er sich gegen eine schleunige Verfassungsverleihung; es gebe Dinge, die sich nicht übereilen ließen, wenn man nicht Gefahr laufen wolle, sie auf den Kopf zu stellen. Die gute alte deutsche Ordnung dürfe nicht unbeachtet bleiben, auch die Gliederung der Stände und der Besitz als Grundlage der Standschaft seien deutsch. Nur durch festes Zusammenhalten könne das Unheil vom deutschen Vaterlande abgewendet werden; die Verantwortlichkeit eines Zwiespalts möge er nicht über sich nehmen. Deutschlands Schicksal liege nicht in seiner Hand. Alles aber, was seine Kraft vermöge, wolle er redlich und ernstlich anwenden, damit auch diese Krisis zu dessen Einigkeit, Macht und Größe ausschlage. Er ließ

Digitized by Google

bekannt machen, er habe sich an die österreichische Regierung gewandt, um im Verein mit dieser „heilvolle Beschlüsse für den Bund vorzubereiten"; weil er sich aber nur stark fühle in herzlicher Uebereinstimmung mit den Ständen, habe er den Vereinigten Landtag auf den 27. einberufen. Aber gegenüber der Nachricht von dem Siege der Revolution in Wien sowie den aus allen Großstädten mit Kundgebungen der Volkswünsche anlangenden Deputationen blieb dieses Beschwichtigungsmittel unwirksam; schon am folgenden Abend mußten die Truppen von der Schußwaffe Gebrauch machen. Mehr und mehr gewann die Ansicht Boden, man müsse dem Könige unmittelbar, durch einen Volkszug auf den Schloßplatz, den Volkswillen kundthun. Ueberrascht von dieser wachsenden Bewegung, aber doch noch immer nicht die volle Stärke derselben ermessend, that der König einen weitern Schritt vorwärts; er trug dem Grafen Arnim-Boitzenburg den Vorsitz im Ministerrathe an und zeigte sich dem Rathe seines gewesenen Gesandten in Paris, Heinrich von Arnim, zugänglich, der auf stärkere Betonung von Preußens deutschem Berufe drang. Eine große Deputation aus Köln sowie eine zweite der berliner Gemeindebehörde, welche ihm am 18. die Volkswünsche vortrugen, erhielten günstige Zusagen, und wenige Stunden darauf erschien eine Proclamation, welche den Vereinigten Landtag zur Berathung einer constitutionellen Verfassung bereits auf den 2. April einberief und eine Regeneration Deutschlands durch Umwandlung des Staatenbundes in einen Bundesstaat mit Volksvertretung beim Bunde verhieß.

Was weiter geschah, ist bekannt. In der höchsten Wallung der Freude über die königliche Gewährung gestaltete sich der beabsichtigte Zug nach dem Schlosse zu einer Kundgebung des Dankes um. Als der König auf dem Balkon des Schlosses erschien, wurde er von einem unermeßlichen Jubelrufe begrüßt. Aber urplötzlich verwandeln zwei zufällig und, ohne jemand zu verletzen, aus den Reihen der Truppen fallende Schüsse das Bild des Friedens und der Freude in das des Zorns und des Schreckens. Verrath schreiend, wie vom Wahnwitz erfaßt, stiebt die Menge auseinander; windschnell bedeckt sich die Stadt mit

Digitized by Google

Barrikaden; die Bemühungen des aufs schmerzlichste betroffenen Königs, das Misverständniß aufzuklären, klingen den Erhitzten nur wie Hohn, solange nicht als Pfand seiner Aufrichtigkeit die Zurückziehung der Truppen erfolgt sei. Eine Deputation nach der andern bestürmt ihn nachzugeben, aber das verbietet die militärische Ehre, die Erbitterung der Truppen und die Zweifelhaftigkeit des Erfolgs; Angriffe auf einzelne Militärposten geben das Zeichen zu einem sinnlosen, von beiden Seiten mit äußerster Erbitterung geführten Kampfe zwischen dem Volke, welches erhalten hatte, was es wünschte, und dem Könige, der nicht daran dachte, es ihm zu nehmen. Schrittweise vordringend, nahmen die Truppen eine Barrikade nach der andern. Der König verbrachte die folgende Nacht, die schrecklichste seines Lebens, in der heftigsten Gemüthsaufregung, vergebens nach Mitteln suchend, um dem Blutvergießen Einhalt zu thun; selbst die Nachrichten von den Fortschritten der Truppen zerrissen seine Seele; er berief den Bürgermeister, Stadträthe und andere angesehene Bürger zu sich, damit sie sich von seinen friedlichen Gesinnungen überzeugen und ihren Mitbürgern die Versicherung derselben überbringen könnten. Es herrschte im Innern des Schlosses ein wirres Durcheinander, wie es diese Räume noch nie gesehen; man debattirte in Gegenwart des Königs hin und her. Er selbst entwarf eine Proclamation „An meine lieben Berliner", welche eindringlich zur Versöhnung redete; eine Rotte von Bösewichtern nur, meist aus Fremden bestehend, die sich seit einer Woche, obgleich aufgesucht, doch zu verbergen gewußt, habe jene zwei Schüsse im Sinne ihrer argen Pläne verdreht, er verbürgte sich für die sofortige Zurückziehung der Truppen, sobald die Barrikaden weggeräumt seien. Aber erneute Bitten entrissen ihm, ohne daß diese Bedingung aufrecht erhalten worden wäre, den Befehl zum Rückzuge der siegreichen Truppen. Allein durch ein unglückliches Misverständniß erfolgte dieser Rückzug nicht, wie die Absicht gewesen, gegen das Schloß und die wichtigsten Staatsgebäude hin, sondern aus der Stadt hinaus, so daß König und Regierung wehrlos wurden, und bei der Menge sich der völlig grundlose Wahn befestigte, als ob

Digitized by Google

die Revolution Siegerin geblieben sei. Die Proclamation des Königs wurde mit Hohn aufgenommen; seine Bitte, aus Rücksicht auf die Königin die Freudenschüsse in der Nähe des Schlosses zu unterlassen, erfuhr die rauhe Antwort: „Habe die Königin es hören können, wie die Truppen mit Kartätschen auf das Volk geschossen, so werde sie auch die Freudenschüsse ertragen." Die Leichen der gefallenen Märtyrer der Freiheit wurden herbeigetragen und mit entblößten Wunden, blumengeschmückt, im Schloßhofe niedergelegt, und dem wiederholten, drohenden Rufe der Menge gehorsam, erschien der König entblößten Hauptes, seine halb ohnmächtige Gemahlin am Arme. Friedrich Wilhelm's IV. Lebens- und Lieblingswerk der langsam reifenden Reform, das trotz seines zeitwidrigen Festhaltens an unmöglichen Liebhabereien in entschiedener und friedlich fortschreitender Entwickelung begriffene, war gewaltsam abgebrochen; das preußische Königthum, der Hort, auf den die deutschen Patrioten sahen, hatte sich vor der Straßenemeute in den Staub geworfen. Er hat später selbst oft zu Ranke gesagt: „Damals lagen wir alle auf dem Bauche." Welchen Eindruck mußte nach solchen Vorgängen der vom Minister von Arnim am 21. inscenirte Umritt des mit den deutschen Farben geschmückten Königs machen, die Ankündigung, daß Preußens König sich zur Rettung Deutschlands an die Spitze des Gesammtvaterlandes gestellt habe, und dessen eigenes Wort: „Ich übernehme heute die Leitung für die Stunde der Gefahr; mein Volk wird mich nicht verlassen und Deutschland mit Vertrauen sich mir anschließen. Preußen geht fortan in Deutschland auf!" Es fehlte nur noch, daß am folgenden Tage der König, von seinen Prinzen und Ministern umgeben, entblößten Hauptes vom Schloßbalkon aus dem Leichenzuge der gefallenen Freiheitskämpfer seine Ehrfurcht bezeigen mußte, um die Entwürdigung des Königthums voll zu machen.

Seit jenen schrecklichen Stunden war das innerste Wesen des Königs gebrochen; es erlag unter der Unwahrheit, in die es gerathen, Handlungen verrichten und Grundsätze bekennen zu müssen, gegen die er sich in tiefster Seele empörte. Unreine

Digitized by Google

Elemente, das wird sich niemals leugnen lassen, hatten bei jenen beklagenswerthen Vorfällen die Hände im Spiele gehabt; wie völlig er aber die Augen gegen die eigentlichen Triebfedern der entstandenen Bewegung verschloß, bezeugt der Brief, den er am 13. Mai an Bunsen richtete:

„Ich habe etwas auf dem Herzen gegen Sie, mein theurer, treuer Bunsen, und das muß herunter, denn ich bin Ihr wahrer Freund. — Als wir noch glückselig in den scheußlichen Schweizerhändeln schwelgten, schrieben Sie mir: Sie wären zu der festen Ueberzeugung gekommen, daß der Glaube an Verschwörungen ein Gespenst sei, daß es wirklich keine gebe und gegeben habe. Mir fielen die Hände über diesen Köhlerglauben schlaff am Leibe herab. Ich ahnte nicht, daß der Beweis dagegen uns so blutig an die Häuser von Berlin geschrieben werden sollte. — Denn wissen Sie, zu Berlin war seit mehr denn 14 Tagen alles systematisch zur infamsten Revolte, die jemals eine Stadt entehrt hat, vorbereitet. Es waren Steine zum Steinigen meiner treuen Soldaten in allen Häusern gesammelt. Man hat dieselben lange anfahren sehen, wie auch Rasenstücke, um als Brustwehr gegen das Feuer der Truppen zu dienen, und hatte sich dieses sonderbare Bedürfniß nach Stein und Rasen gar nicht erklären können. Ferner waren in den Hauptstraßen alle Böden in Verbindung gesetzt, um von den Dachfenstern aus die Vor- oder Rückbewegungen der Truppen mit Schüssen und Steinwürfen verfolgen zu können. Es war nachgewiesen über 10000 Mann und nicht nachgewiesen wol das Doppelte des allergräßlichsten Gesindels in die Stadt geströmt und verborgen worden, sodaß die Polizei mit ihren schwachen Mitteln sie nicht auffinden konnte, darunter der Abschaum von Franzosen (galériens), Polen und Süddeutschen, aber auch sehr truppirte Leute, angeblich milaneser Grafen, Kaufherren u. s. w. Ein reicher mannheimer Kaufherr hat seinen Tod in der Königsstraße gefunden, nachdem ihm die Mannschaft von meinem göttlichen 1. Gardebataillon das Leben geschenkt und er sie rücklings mit einer Axt wieder anfiel. Unter den zu bestattenden Verbrechern der

Digitized by Google

«großen Tage» waren 30—50, von denen kein Mensch ein Wort, nicht Vaterland, nicht Namen wußte. Aus Paris, Karlsruhe, Mannheim, Bern weiß ich von den Tagen selbst officiell, daß die Häupter der Bewegung am 18. März laut sagten: «Heut' fällt Berlin!!!» Namentlich Hecker, Herwegh und viele andere von der Schuftenschaft.

„Darum also die Frage an Sie, lieber Freund: bleiben Sie noch immer dabei, nie an eine Verschwörung zu glauben? Gebe Gott, nein. Und doch vermag ich nicht die Garantie für dieses Nein zu übernehmen. Das hab' ich auf dem Herzen gegen Sie, das muß ich Ihnen sagen. Warum kann ich die Garantie aber nicht übernehmen? Weil sichere Symptome da sind, daß Sie vom Liberalismus gefangen sind. Der Liberalismus aber ist eine Krankheit, gerade wie die Rückenmarksdürre. Die Symptome der letztern sind auch die des erstern u. s. w."

Welche Einflüsterungen mochten wol diese Wahngebilde in die Seele des Königs gestreut haben? Nicht Falschheit war es, was ihn bei solcher Ueberzeugung doch ganz anders handeln ließ; er ist bei aller Selbstverblendung doch jederzeit der wahrhafteste Mensch gegen sich und andere gewesen, und eben darum zerrüttete ihn die Unlösbarkeit dieses Widerspruchs. Mochte er sich auch überwunden haben, aufrichtig ein constitutioneller Fürst sein zu wollen: auf dem Grunde seiner Seele wohnte doch ein unvertilgbarer Haß gegen alle Liberalen, „diese constitutions- und majoritätsanbetenden Schöpfe", und gegen das ganze constitutionelle Wesen. Ranke hat damals eine Reihe politischer Denkschriften verfaßt, die an den Flügeladjutanten Edwin von Manteuffel gerichtet, aber für den König bestimmt waren, offenbar zu dem Zwecke, ihm den geschichtlichen, genetischen Zusammenhang der jüngsten Revolutionsstürme nachzuweisen; es läßt sich aber nicht sagen, daß die Fingerzeige des großen Geschichtschreibers das Urtheil des Königs auf richtigere Bahnen geleitet hätten.

Für das deutsche Volk aber war es ein allgemeines Unglück, daß in dem Augenblicke, wo es die Hand an die Aufführung eines nationalen Staatenbaues legte, nicht nur der

Digitized by Google

Staat, der allein zum Grundstein desselben getaugt hätte, an innerer Lähmung tief daniederlag, sondern auch der Fürst, der seiner Stellung nach allein zum nationalen Oberhaupt hätte berufen werden können, seiner Persönlichkeit nach dazu vollständig ungeeignet war. Nicht als ob Friedrich Wilhelm's Herz jetzt weniger warm als ehedem für Deutschland geschlagen, als ob er nicht den Ehrgeiz empfunden hätte, für Preußen durch eine engere Verbindung mit dem übrigen Deutschland eine neue glänzendere Bahn zu eröffnen; aber anders als in den schnörkelhaften Formen des alten Reichs vermochte er sich auch das neue nicht und darum auch die Kaiserkrone auf keinem andern als einem österreichischen Haupte vorzustellen. „Für Oesterreich", schreibt er an Metternich, „fühle ich wie anno 40. Was ich vermag, um seinem Erbkaiser die erbliche römische Kaiserwürde zu verschaffen, werde ich redlich thun, und der römische Kaiser muß wieder das Ehrenhaupt deutscher Nation sein." Diesem Kaiser als deutscher König zur Seite zu stehen, in der Bartholomäuskirche zu Frankfurt dazu erkoren von den Königen als Kurfürsten im Conclave, von den Fürsten im Chor, unter Acclamation des hereinströmenden Volks, gekrönt von dem Erzbischof von Magdeburg als Primas Germaniae, das hätte ihn glücklich gemacht. An diesem Traumbilde ließ er sich auch durch Dahlmann's Einwände nicht irremachen. Und doch war er weit entfernt, sein Preußenheer einem römischen Kaiser unterzuordnen; vielmehr nahm er für sich als Reichserzfeldherr auch den militärischen Oberbefehl über die zu errichtenden zehn außerösterreichischen Reichsherzogthümer in Anspruch! Um wie viel weniger dachte er daran, der Anordnung des Reichs-Kriegsministers wegen der dem Reichsverweser von sämmtlichen deutschen Truppen zu leistenden Huldigung nachzukommen. Wie aufrichtig er wünschen mochte, zu der Neugestaltung Deutschlands beizutragen, so war doch zwischen seinem Standpunkte und dem des frankfurter Parlaments ein Ausgleich undenkbar. Selbst in der Etikettenfrage kam dies bei dem kölner Dombaufest am 12. August, zu welchem er den Reichsverweser und eine Deputation des Parlaments geladen

Digitized by Google

hatte, zum Vorschein: der Präsident von Gagern beanspruchte, gleichsam als Vertreter der Volkssouveränetät, bei dem Festmahle im Gürzenich den Sitz neben dem König; aber dieser war weit entfernt, ihm den Vorrang vor den mitanwesenden Prinzen seines Hauses einzuräumen; er erhob zwar sein Glas „auf die Baumeister am großen Werke der deutschen Einheit", aber er rief auch Gagern warnend zu: „Vergessen Sie nicht, daß es in Deutschland Fürsten gibt und daß ich deren einer bin!"

Den ersten Prüfstein für den am 21. März so feierlich verkündeten deutschen Beruf Preußens bot die schleswig-holsteinische Sache. Allein da der König in der Erhebung der Herzogthümer nichts als eine Auflehnung gegen den rechtmäßigen Landesherrn sah, so kostete es ihn schwere Ueberwindung, für das Recht derselben einzutreten. Schickte er doch den Major von Wildenbruch mit der ausdrücklichen Erklärung nach Kopenhagen, er wünsche Dänemark die Herzogthümer zu erhalten, und das Einrücken seiner Truppen in dieselben habe keinen andern Zweck, als die republikanischen Elemente abzuhalten und einen friedlichen Ausgleich herbeizuführen. Als jedoch diese Sendung den gewünschten Erfolg nicht hatte, reute ihn die Theilnahme an dem Kriege um so schneller, je nachdrücklicher die auswärtigen Mächte, besonders Rußland, für Dänemark Partei ergriffen und je lauter die Feudalpartei in seiner Umgebung auf die Knechtsdienste schalt, welche dort das preußische Heer der Revolution leisten müsse, statt dieselbe in der eigenen Hauptstadt bewältigen zu helfen. Bedrängt und unlustig wie er war, schloß er am 26. August den Waffenstillstand zu Malmö, der vor dem ganzen Volke Preußen mit dem Vorwurf belud, die nationale Sache unrühmlich preisgegeben zu haben. In Frankfurt gab derselbe den Anlaß zu dem Pöbeltumult am 5. September, bei welchem die Abgeordneten von Auerswald und Lichnowski auf das scheußlichste ermordet wurden. Von diesem Tage an wurde die deutsche Bewegung rückläufig. „Das ist", schreibt der König an den in Frankfurt weilenden Bunsen, „eins von den Wettern, bei dessen Blitzen man die Wahrheit der Situation weit besser begreift als bei hellem Sonnenschein

Digitized by Google

des teutschen Tages, über dessen Fahlheit ich Sie hier oft habe seufzen hören. Halten Sie dem Dinge die Fackel vor's Antlitz und schaudern Sie nicht zusammen vor dem beleuchteten cadaveröſen Anblick.... Zeigen Sie der Welt, schreien Sie's Teutschland in die Ohren, daß alle gleichmäßig eine längst gerichtete Sünde hegen, die Sünde der Treuloſigkeit, der Eidbrüchigkeit, der allerunteutſcheſten Unteutſchheit." In seiner unbeſtändigen und schwankenden Weiſe verfiel er aber doch nach dem Rücktritt des Miniſteriums Auerswald auf den Gedanken, ſich mit dem frankfurter Parlament durch Berufung eines ſeiner angeſehenſten Mitglieder, Beckerath's, in nähere Beziehung zu ſetzen. Dieſer aber knüpfte seinen Eintritt an ſolche Bedingungen, daß Friedrich Wilhelm, ob auch ſchmerzlich betroffen, daß jener „der Regierung ſeines Königs und Freundes das mildernde, beſchwichtigende Oel ſeines Namens entzogen", dieſelben als eine Ablehnung betrachtete.

An der empfindlichſten Stelle verletzte es den König, als die berliner Nationalverſammlung bei Berathung der Verfaſſung die Formel „von Gottes Gnaden" vor ſeinem Namen ſtrich. „Vergeſſen Sie nicht", rief er der ihn zu ſeinem Geburtstage beglückwünſchenden Deputation zu, „daß wir etwas vor andern voraushaben, eine Macht, die man dort nicht mehr zu kennen ſcheint, eine angeſtammte Obrigkeit von Gottes Gnaden!" Aber die dünkelhafte Demokratie hörte auf keine Mahnung. Erſt die Beauftragung des Grafen Brandenburg mit der Bildung eines neuen Miniſteriums am 2. November ſchreckte ſie aus ihrer Zuverſicht auf. Die Nationalverſammlung ſchickte eine Deputation mit einem Proteſt gegen die Ernennung des Grafen nach Potsdam, und bei dieſer Gelegenheit war es, wo der königsberger Abgeordnete Johann Jacoby dem Könige, der es ablehnte, derſelben weiteres Gehör zu erteilen, die Worte nachrief: „Das eben iſt das Unglück der Könige, daß ſie die Wahrheit nicht hören wollen!" Aber das Maß war voll. Der Vertagung der Nationalverſammlung und ihrer Verlegung nach Brandenburg folgte am 5. December die Octroyirung einer neuen Verfaſſung. Dem greiſen Pfarrer Goßner an der Bethlehemskirche

Digitized by Google

hatte er schon am 9. November darüber geschrieben: „Sie haben vor mehrern Monaten an mich geschrieben, um mich zum Einschreiten wider das gottlose Wesen im Namen des Herrn aufzufordern. Ich habe Ihnen damals nicht geantwortet, in der zwiefachen Hoffnung, daß Sie die Augenscheinlichkeit bald belehren würde, wie das in dem Augenblicke unmöglich sei, und daß der HErr mir wie Ihnen und aller Welt den Moment zeigen würde, in welchem ich in Seinem Namen und unter Seinem Segen die Hand ans Werk zu legen haben würde. Der Moment ist eingetreten. Heute ist der große Wurf geschehen. Die Kugel rollt unter Gottes Fürsehung. Ich habe das Werk im Namen Unsers göttlichen Herrn und Heilands begonnen. Er weiß, daß ich nicht lüge. Das Gebet des Glaubens vermag viel und Sie haben Glauben. Beten Sie für uns alle. Es ist Gottes Sache." — Gegen Bunsen aber meint er jetzt: „Die Verfassung gibt mir ein wenig Bauchweh, weil sie eigentlich schlecht ist. Nun bitten Sie Gott, aber ernstlich, mit und aus dem 5. December die zweite Schlacht von Leuthen zu machen, die an demselben Tage geschlagen wurde. Dann bekommen wir gute Winterquartiere und vieles kann gut werden."

Je näher unterdeß der Abschluß des frankfurter Verfassungswerks heranrückte, desto größer schien die Unschlüssigkeit des Königs in Bezug auf dasselbe zu werden. Gagern, der persönlich deshalb nach Berlin kam, richtete so gut wie nichts bei ihm aus. Der entscheidende Punkt lag in dem Verhältniß zu Oesterreich: die Herstellung einer nationalen Einheit ließ sich nicht denken ohne Ausschluß Oesterreichs von dem zu begründenden Bundesstaate. Trotzdem beschwor der König selbst in seiner romantischen Deferenz gegen das Kaiserhaus dasselbe durch seinen nach Olmütz gesandten Adjutanten Grafen Brühl, nicht aus der deutschen Bundesgenossenschaft auszutreten, und versicherte feierlich, der Versuchung, die Bundesführung zu übernehmen, widerstehen zu wollen. Nichts kann bezeichnender sein als seine Auslassungen gegen Bunsen, der, obgleich ganz einverstanden mit seiner Losung „nichts ohne die Fürsten", aber

Digitized by Google

auch überzeugt, dieſe würden ſchon kommen, ſobald der König Entſchluß zeige, in ihn gedrungen hatte, ſich den Wünſchen der Kaiſerpartei nicht zu verſagen. „Ihre letzten Briefe", ſchreibt er, „beſtätigen mir, daß wir uns in Germaniana nicht verſtehen, oder vielmehr, daß Sie mich nicht begreifen können. Sie ſagen: «Sie wollen die Zuſtimmung der Fürſten; gut und recht, die ſollen Sie haben.» Aber, mein theuerſter Freund, da liegt der Hund begraben: ich will weder der Fürſten Zuſtimmung zu **der Wahl**, noch **die Krone**. Verſtehen Sie die markirten Worte? Ich will Ihnen das Licht darüber ſo kurz und hell als möglich ſchaffen. **Die Krone** iſt erſtlich keine Krone. Die Krone, die ein Hohenzoller nehmen dürfte, **wenn die Umſtände es möglich machen könnten**, iſt keine, die eine, wenn auch mit fürſtlicher Zuſtimmung eingeſetzte, aber in die revolutionäre Saat geſchoſſene Verſammlung **macht** (dans le genre de la couronne des pavés de Louis Philippe), ſondern eine, die den Stempel Gottes trägt, die den, dem ſie aufgeſetzt wird nach der heiligen Oelung, «von Gottes Gnaden» macht, **weil** und **wie** ſie mehr denn 34 Fürſten zu Königen der Deutſchen von Gottes Gnaden gemacht und den letzten immer der alten Reihe geſellt. Die Krone, die die Ottonen, die Hohenſtaufen, die Habsburger getragen, kann natürlich ein Hohenzollern tragen; ſie ehrt ihn überſchwenglich mit tauſendjährigem Glanze. **Die** aber, die Sie — leider, meinen, verunehrt überſchwenglich mit ihrem Ludergeruch der Revolution von 1848, der albernſten, dümmſten, ſchlechteſten, — wenn auch Gottlob nicht böſeſten dieſes Jahrhunderts. Einen ſolchen imaginären Reif, aus Dreck und Letten gebacken, ſoll ein legitimer König von Gottes Gnaden und nun gar der König von Preußen ſich geben laſſen, der den Segen hat, wenn auch nicht die älteſte, doch die edelſte Krone, die niemand geſtohlen worden iſt, zu tragen? ... Ich ſage es Ihnen rundheraus: ſoll die tauſendjährige Krone deutſcher Nation, die 42 Jahre geruht hat, wieder einmal vergeben werden, ſo bin **ich** es und meines gleichen, die ſie vergeben werden. Und wehe Dem, der ſich anmaßt, was ihm nicht zukommt!"

Digitized by Google

Das Nächste, um was es dem Könige zu thun war, bestand in einem geordneten und haltbaren Provisorium, „um dem Verfassungswerke in Frankfurt den ihm völlig mangelnden Anstand und Halt zu geben". Aber die Vorschläge, welche Oesterreich mit Bezug darauf machte, schienen in Berlin doch zu bedenklich. Wiederum ganz in seiner widerspruchsvollen Art verlangte er persönlichen Rath von Dem, dessen Ansichten er eben noch so schroff wie möglich verworfen hatte. Die Unterredung fand am 19. Januar 1849 in Charlottenburg statt. „Welcher Abgrund", berichtet Bunsen selbst, „zwischen meiner Ansicht und der des Königs war, zeigte sich mir erst recht bei dem ersten Vortrage, den ich ihm hielt. Der König erklärte mir, er wolle alles anwenden, um mich für seine Ansicht zu gewinnen; und nun hielt er eine Rede voll begeisterter Aussprüche über die Pflicht, der Revolution entgegenzutreten, und über den Wunsch, gleichzeitig der Nation zu genügen, wobei er Gagern und die mit ihm verlebte Stunde erwähnte mit einem Gemisch von Bewunderung und Abscheu. Zuletzt gerieth er in einen heftigen Ausbruch von Zorn, nicht gegen mich, den er zwar als einen verirrten und verblendeten, aber immer als geliebten Freund behandelte, wohl aber gegen die ganze Bewegung von 1848 in Preußen und in Frankfurt."

Am folgenden Tage hielt ihm Bunsen einen zweiten Vortrag. „Der König war ruhiger und hörte zu. Seine Einwendungen waren immer dieselben; er mußte mir recht geben, daß die österreichischen Vorschläge Deutschland zersplittern und Preußen vernichten wollten; allein er trat deshalb doch nicht unsern Vorschlägen bei. Graf Brandenburg war nämlich in der Hauptsache meiner Ansicht. Es war ziemlich spät, als wir an die praktische Frage kamen: ob die zu eröffnende Berathung eine allgemeine sein müsse und nicht ein Königsrath. Natürlich bestand ich auf jener, leugnete die Befugniß von diesem. «Wir wollen doch einen Augenblick C. (Canitz) hereinrufen», sagte der König. Ich rief ihn ins Cabinet. Der König trug den Punkt vor. C. stimmte ihm bei: man thue besser daran, mit Oesterreich und den Königen anzufangen." — Als Bunsen seinen

Digitized by Google

Vortrag beendigt hatte, fragte der König: „Was denn verlangen Sie?“ — „Nichts, als daß Ew. Maj. genehmigen, daß die Circularnote abgehe; sie ist nothwendig und stört das Verhältniß zu Oesterreich nicht.“ — „Haben Sie sie gelesen?“ — „Natürlich, jedes Wort erwogen.“ — „Billigen Sie sie?“ — „Durchaus.“ — „Nun“, wendete er sich zu Graf Brandenburg, „so lassen Sie sie abgehen. Nur daß deshalb die Verhandlungen mit Oesterreich nicht abgebrochen werden.“ Graf Brandenburg war wie aus den Wolken gefallen. C. machte ein seltsames Gesicht. Der König ging in sein Ankleidezimmer. „Des Herrn Kopf ist anders organisirt als der eines andern Menschen“, sagte der Graf; „weshalb hat er sich so lange gesträubt und weshalb unmittelbar nachher auf einmal nachgegeben?“

Jene Circularnote (vom 23. Januar) hatte nur die Wirkung, den Zwiespalt mit Oesterreich ganz offen zu legen; die Kaiserwahl zu Frankfurt am 28. März, bei der fast die Hälfte der Abgeordneten sich der Abstimmung enthalten hatte, führte unmittelbar zur Katastrophe der ganzen deutschen Einheitsbewegung. Der König von Gottes Gnaden verschmähte nicht etwa die Kaiserkrone, aber er verschmähte sie aus dieser Hand. Beckerath, der ihn beschwor, die Hoffnungen der Nation nicht zu täuschen, erwiderte er, man besiege den Teufel nicht, indem man sich ihm ergebe. Eine ähnliche Antwort erhielt der alte Arndt, der ihn an die Einlösung des ein Jahr vorher gegebenen Wortes mahnte. Dennoch scheint auch hierbei der König nochmals schwankend geworden zu sein. Die ersten Eindrücke, welche die Deputation, die die Anzeige der Wahl überbrachte, in Berlin empfing, ließen dieselbe das Beste hoffen. Um so größer war die Bestürzung, als in der feierlichen Audienz des folgenden Tages die Antwort des Königs ganz entgegengesetzt lautete. „Ich würde“, sprach er nach einigen Worten des Dankes, „Ihr Vertrauen nicht rechtfertigen, ich würde dem Sinne des deutschen Volkes nicht entsprechen, ich würde Deutschlands Einheit nicht aufrichten, wollte ich mit Verletzung heiliger Rechte und meiner frühern Versicherungen

Digitized by Google

ohne das freie Einverständniß der gekrönten Häupter Deutschlands eine Entschließung fassen, welche für sie und die von ihnen regierten Stämme die entschiedensten Folgen haben muß. An den deutschen Regierungen wird es daher jetzt sein, zu prüfen, ob die Verfassung dem Einzelnen wie dem Ganzen frommt, ob die mir zugedachten Rechte mich in den Stand setzen würden, mit starker Hand die Geschicke des großen deutschen Vaterlandes zu leiten und die Hoffnungen seiner Völker zu erfüllen." Es war eine Ablehnung rundweg, nicht blos der Kaiserkrone, sondern auch der Reichsverfassung, und gegen Bunsen erläutert er sie so: „Sie haben dem scheußlichen Bastard von Mensch und Teufel einen ehrlichen Namen, «Teutschland», gegeben. Ich hingegen habe vom 18. März 48 bis heute nichts darin erkannt, als den Abfall von Gott. Nächst der Zerstörung des frommen Baues teutscher Sitten, Gliederungen und Rechte hat das vor allem mein Herz zerrissen, daß die heilige Losung «Teutschland» vielleicht für immer der Verachtung, der Verleugnung, der Entrüstung aller edlen Menschen der künftigen Tage preisgegeben worden ist, daß das Wort, welches mein Gemüth seit 50 Jahren mit den Schauern der Begeisterung durchbohrte, das Stichwort, ja der Vorwand aller Treulosigkeit, jeglichen Eidbruchs, jeder Infamie geworden ist. Und doch liebe ich Teutschland, seine Ehre und Ruhm und Geltung mit der Liebe, mit der man am Namen einer unvergleichlichen Mutter hängt.... Wäre es der Paulskirchlichen Majorität wirklich um die Sache zu thun gewesen, so gebot der gesunde Menschenverstand so gut wie ein Quentchen Rechtsgefühl und ein Löthchen Glauben an die Ehrlichkeit meiner officiellen Aeußerungen, zuvor die Zustimmung der rechtmäßigen Obrigkeiten einzuholen. Ich frage, warum nicht? Haben sie sich denn das nicht gesagt? Die Antwort ist mir nicht zweifelhaft. Weil diese Patrioten(!) die Revolution unwiderruflich dadurch befestigen wollten, daß sie dem Narren, dem Preußenkönig, ein Hundehalsband umschnallten, das ihn unauflöslich an die Volkssouveränetät fesselte, der Revolution von 48 leibeigen machte. P. S. Ich habe jetzt nur zwei Ambitionen: 1) die, jetzt sobald

Digitized by Google

als möglich, durch die Könige und Fürsten gewählt, an Erzherzog Johann's Stelle provisorischer Statthalter von Teutschland zu werden und Ordnung zu machen; 2) dann aber Erzfeldherr Teutschlands zu werden, um Ordnung zu erhalten."

„Ein anderes Kapitel", setzt er im nächsten Briefe hinzu, „ist meine Abwägung der beiden inevitabeln Gefahren. Ich halte die Gefahr, mich wohlfeil zu entehren, indem ich die herrliche Schöpfung Gottes durch die Geschichte, «Preußen», unwiederbringlich auflöse aus Gehorsam gegen eine Versammlung, welche sich als der Revolution verfallen bewährt hat, für moralisch weit größer als die, einen Kampf auf Tod und Leben mit der Revolution von 48 einzugehen. Meine feste Ueberzeugung, daß auch das Materielle dieser Gefahr geringer als das jener Gefahr ist, wiegt auch nicht eines Quentchens Schwere in der Wage meiner Entschlüsse. Da müssen Sie mir schon auf mein Wort glauben, daß ich zu solchem Abwägen zu sehr preußischer Offizier und Hohenzoller bin." Beckerath aber, der ihn an seinen großen Vorfahr erinnerte, erhielt zur Antwort: „Friedrich der Große wäre Ihr Mann gewesen, ich bin kein großer Regent." Doch hatte sich im ganzen sein Muth wieder gehoben. „Sie sehen, ich habe Lust zu raufen", äußerte er gegen Ranke mit Beziehung auf die Unterdrückung der Aufstände in Baden, der Pfalz und Sachsen durch preußische Truppen.

Welchen Ausgang der Versuch des Königs, die Oberleitung der deutschen Dinge durch die freie Anerkennung der deutschen Fürsten zu erhalten, nahm, ist bekannt. Statt jener freien Anerkennung stieß er bei seinen Mitfürsten auf offenen Widerstand oder auf arglistigen Betrug; die Union zerrann, und die schleswig-holsteinische Sache, sowie der Verfassungskampf in Kurhessen wurden die Leiter, auf der Preußen von einer Sprosse der Demüthigung zur andern herabstieg, nicht ohne Schuld des Königs selbst, der auch bei diesen Vorgängen sich in innere Widersprüche verwirrte. Er sträubte sich, die Union aufzugeben, aber zu Zwangsmitteln gegen die Abtrünnigen und die Widersacher derselben konnte er sich nicht entschließen. In Schleswig-

Digitized by Google

Holstein verurtheilte er die Auflehnung gegen den Landesherrn; aber ebenso verhaßt war ihm das demokratische Eiderdänenthum in Kopenhagen; die Bösartigkeit des Kurfürsten von Hessen stieß ihn ab, aber daß der Widerstand des verfassungstreuen Landes gebrochen und die landesherrliche Autorität wiederhergestellt werde, hielt er für unbedingt nothwendig; es entging ihm nicht, daß Fürst Schwarzenberg's ganze Politik auf die Herabdrückung Preußens abzielte; aber ein Krieg gegen Oesterreich erschien ihm nicht blos als eine Gefahr, sondern als eine sittliche Ungeheuerlichkeit. Einzig und allein die Art, wie Oesterreich die Herstellung des alten Bundestags hinter Preußens Rücken ins Werk gesetzt hatte, erfüllte ihn mit ungemischter Entrüstung. An den jungen Kaiser Franz Joseph, der sich zur Begrüßung des Zaren nach Warschau begeben hatte, wandte er sich brieflich in warmen Freundschaftsworten mit der Aufforderung, von dem Bundestage, der nur Zwiespalt schaffe, hinweg, sich dem preußischen Freunde zuzuwenden, der mit ihm in Kurhessen dasselbe Interesse an der Beseitigung des dort von Offizieren und Beamten gegebenen bösen Beispiels habe. Begreiflich, daß Minister Graf Brandenburg, der sich in Warschau persönlich von den Ansichten des Kaisers Nikolaus und des Fürsten Schwarzenberg zu überzeugen Gelegenheit gehabt hatte um eines so untergeordneten Streitpunktes willen, wie der war, ob in Kurhessen im Namen des Bundestags oder in dem Oesterreichs und Preußens eingeschritten werden solle, die Verantwortlichkeit für die Entzündung eines dem ungerüsteten Preußen voraussichtlich höchst gefährlichen Kriegs nicht auf sich nehmen mochte. Den freien Conferenzen zu Dresden, die man dem Könige zugestanden hatte, folgte die Unterwerfung Preußens unter Oesterreich zu Olmütz und der Verzicht auf alle deutschen Verfassungspläne, die der König eine Zeit lang im Verein mit seinem Freunde von Radowitz enthusiastisch betrieben hatte.

Für diese Fehlschläge und Enttäuschungen gewährte auch die Art, wie das preußische Verfassungswerk endlich zum Abschluß kam, keine Entschädigung. Am 6. Februar 1850 fand die

Digitized by Google

feierliche Beschwörung der Verfassung statt; aber der König machte dabei den Vorbehalt, er hoffe, daß man es ihm möglich machen werde, mit derselben zu regieren; denn in Preußen müsse der König regieren; sein Wahlspruch sei: „Ein freies Volk unter einem freien König." An dieser Seite suchte ihn daher die feudale Partei zu fassen, die unter dem Vorwande eines Aus- und Umbaues der Verfassung das constitutionelle System in das altständische zurückzubilden und die Verfassungsurkunde durch einen königlichen Freibrief zu ersetzen trachtete. Anfang 1852 brachte der Cabinetsrath Marcus Niebuhr im Auftrag des Königs den fertigen Plan dazu nach London, um Bunsen's Gutachten zu vernehmen. „Sein Gewissen", versicherte er dem alten Freunde, „lasse keine Deutung seines Gelöbnisses zu, dessenungeachtet und seine Treue nicht antastend, stehe in ihm die volle und feste Ueberzeugung, daß der Ausdruck des modernen Constitutionalismus in der Verfassungsurkunde Preußens Tod werden müsse." Bunsen war tief erschrocken zu sehen, in welche Wege die Umgebung des Königs denselben hineinzuziehen suche. „Ich kann", seufzte er, „den tiefen Schmerz nicht überwinden, den theuern König mit vollen Zügen aus einem Becher trinken zu sehen, der schon so vielen Fürsten und Königen das ganze Leben verbittert, manche aber ihrer eigenen Natur entfremdet hat. Ungestraft trinkt ihn keiner." Doch täuschte er sich nicht in der Zuversicht, daß diese Pläne an der Gewissenhaftigkeit des Königs selbst und dem treuen Rathe des Prinzen von Preußen scheitern würden. Die Verfassung blieb in Kraft und nur die Erste Kammer unterlag der Umgestaltung in ein Herrenhaus. Dessenungeachtet stieg die Unzufriedenheit über die zunehmende politische wie kirchliche Reaction immer höher; von der Volksbegeisterung, die dem König einst von allen Seiten entgegengeschollen, war nicht der geringste Laut mehr zu vernehmen. Zu all den Verunglimpfungen, deren Gegenstand er geworden, kam jetzt auch die der heimlichen Hinneigung zum Katholicismus, und dies gerade in einer Zeit, wo er damit umging, dem einseitigen Fortschritte des Katholicismus in dem durch die britischen Waffen eröffneten China evangelische

Digitized by Google

Missionen entgegenzusetzen, wo ihn aufs lebhafteste der Gedanke beschäftigte, der Verkündigung des neuen römischen Dogmas von der unbefleckten Empfängniß durch eine allgemeine protestantische Manifestation zu begegnen. Auch über diesen Punkt findet sich seine Ansicht in einem Briefe an Bunsen niedergelegt. „Mir haben sich", heißt es dort, „zwei ernsteste Erwägungspunkte für die evangelische Kirchengemeinschaft aufgedrängt.

„1) Ist die evangelische Kirche nicht zur Mumie geworden, so muß sie bei dieser Gelegenheit Zeugniß von ihrem Glauben ablegen, nicht etwa allein als Jüngerin Luther's und Calvin's; sie muß es als die wahrhafte Jüngerin des Herrn, in der Treue gegen die apostolische Lehre, mit Benutzung des Zeugnisses der Väter der Kirche u. s. w.

„2) Muß die evangelische Kirche nicht allein bekennen, sondern auch, soweit es irgend geht, dieser römischen Phantasmagorie gegenüber handelnd auftreten ... Ich sprech' es aus: wir müssen den Moment zu den heiligsten und allerrechtmäßigsten Eroberungen benutzen.

„Hierbei sind gewisse entsetzliche Klippen zu vermeiden. Die erste und entsetzlichste ist die protestantische Vereinzelung. Lieber Schweigen als einzelne Reden. Es muß die Gesammtkirche auf Erden anerkennen und nicht zweifeln, daß es die gesammte evangelische Kirche ist, die spricht und bekennt. Demnächst muß Sorge getragen werden, daß die protestantische Taktlosigkeit, in specie die norddeutsche, die gewöhnlich mit einem Element von Klotzigkeit verbunden ist, (wenn es möglich ist!?!) vermieden werde."

Es schwebte ihm die Möglichkeit vor, wenigstens „die höchsten Autoritäten der Kirche in den Hauptländern zu einem harmonischen Aussprechen zu bringen"; aber auch in dieser Gestalt blieb sein Gedanke ein idealistischer Traum.

Während aber im Innern das Misbehagen immer stärker, die gegenseitige Stellung der Parteien immer gehässiger wurde, ließ sich auch nicht verhehlen, daß in der auswärtigen Politik Preußens Ansehen und Stimme schwere Einbuße gelitten hatte. Dem Könige, der mit dem Namen Napoleon von Jugend auf

Digitized by Google

den Begriff alles Widerrechtlichen und Widergöttlichen zu verbinden gewohnt war, erschien die Erhebung eines neuen Napoleon als eine ernste Gefahr für die legitimen Throne, und namentlich die Anerkennung der Chiffre III als eine Unmöglichkeit für die vier Mächte; mehr als jeder andere empfand er die Herausforderung, die darin lag. Gemeinsame Abwehr schien ihm auch hier unerläßlich, und wie gewöhnlich übersah er die Hindernisse, die sich einem gemeinsamen Handeln entgegenstellten. Nachdem er mit seiner „viereinigen" Erneuerung der Territorialgarantie bei den beiden Kaiserhöfen keinen Anklang gefunden, schmeichelte er sich, wenigstens nach Palmerston's Rücktritt mit England Hand in Hand gehen zu können, „zu dem ihn der echte und rechte Zug seines evangelischen Herzens trieb"; aber statt dessen mußte er erleben, daß dieses nämliche England sich bald darauf mit dem Imperator zum Kriege gegen Rußland verband. Voll Abscheu bezeichnete er diese Verbindung als Inceſt. Er schrieb zwei Briefe an die Königin Victoria, um zur Versöhnung zu reden. Es ist schwer verständlich, wie er, wohlbekannt mit dem englischen Staatsrecht, welches den persönlichen Einfluß der Krone auf die Staatsgeschäfte ausschließt, sich davon einen Erfolg versprechen konnte. Am meisten lag ihm, der „auch das Weltliche in geistlichem Sinne angriff", auch bei dieser Verwickelung die religiöse Seite, das Verhältniß der Christen unter der Herrschaft des Halbmondes, am Herzen. Auch in Bezug hierauf meinte er in dem gemeinsamen Protectorat der fünf Großmächte über diese, gleichviel welches Bekenntnisses, das einzige Mittel entdeckt zu haben, um sowol den Glaubensgenossen zu helfen, als auch der selbstsüchtigen Begehrlichkeit Rußlands Schranken zu ziehen. „Jede directe Hülfe", schreibt er an Bunsen, „die England in Waffen, Munition und Schiffen in unchristlicher Thorheit!!!!!! **dem Islam gegen Christen!** leiht, hat (außer Gottes Strafgericht [hört! hört!]) keinen andern Erfolg, als etwas späteres Ueberliefern der jetzt türkischen Länder unter russische Domination." Er wendete auf Rußland die Fabel von dem Bären an, der aus Liebe zu seinem Herrn die Fliege, welche denselben im Schlafe störte, so

Digitized by Google

tödtete, daß jener selbst zu Grunde ging. Da er auch mit diesem Vorschlage weder in London, noch in Wien durchdrang, so erklärte er, nunmehr in absoluter Neutralität Preußens Heil suchen zu wollen. Es war eine Politik, aus keinerlei Berechnung entsprungen, nur eingegeben durch den Gedanken, das Rechte zu thun nach seinem besten Wissen. „Es ist selten vorgekommen", urtheilt Ranke, „daß ein so reines, gewissenhaftes Verfahren doch nachderhand die größten politischen Vortheile herbeigeführt hat. Jedermann ist heute einverstanden, daß die Neutralitätspolitik Friedrich Wilhelm's die Bedingung der großen Erfolge war, die später errungen worden sind." Er selbst hat freilich damals nicht in diesem Bewußtsein gehandelt und nur den Miserfolg gesehen. Den oberlehnsherrlichen Ton, in welchem sein kaiserlicher Schwager die Allianz Preußens forderte, empfand er als persönliche Beleidigung, und als er den Werbungen der Westmächte gegenüber neben der sehr begründeten Forderung, dieselben sollten zuvor die Unverletzlichkeit des deutschen und preußischen Landbestandes verbürgen, auch noch die zweite, und zwar als conditio sine qua non, aufstellte, daß sie ihm nach, in und durch den Frieden sein treues Neuenburg ohne Bedingungen wiederverschaffen sollten, wurde der sonderbare Einfall kurzweg zurückgewiesen; ja als er bei den Friedensunterhandlungen zu Paris den Versuch erneuerte, widerfuhr ihm die Kränkung, daß keine der übrigen Mächte auch nur mit einem Worte davon Notiz nahm. Und selbst damit nicht genug. Als er, der sich nach wie vor als den wahren Souverän des Fürstenthums betrachtete, nach dem mislungenen Putsche der neuenburger Royalisten die von dem Bundesrathe verweigerte bedingungslose Freilassung der Gefangenen mit den Waffen zu erzwingen Miene machte, mußte er sich zu seinem schweren Herzeleid gefallen lassen, daß Oesterreich, damit sich nicht an einem so nichtigen Anlaß ein großes Kriegsfeuer entzünde, ihm in den Arm fiel und er im Mai 1857 endgültig auf Neuenburg verzichten mußte. Und endlich: wie das Aufgeben der deutschen Politik ihm die Trennung von seinem Vertrauten Radowitz auferlegt hatte, so kostete ihm der Krim-

Digitized by Google

krieg den treuen Bunsen. Der Umstand, daß eine Denkschrift desselben, welche den Anschluß an die Westmächte empfahl, auf verrätherische Weise in den Besitz der russischen Gesandtschaft gerieth, machte seine Abberufung vom englischen Gesandtschaftsposten nothwendig.

Fehlschläge über Fehlschläge, Anläufe ohne Erfolge, lauterste Absichten ohne Anerkennung: ist es zu verwundern, daß durch des Königs ganzes Wesen seit dem März 1848 ein schmerzlicher Zug hindurchgeht?

Ganz anders und ungleich erfreulicher ist das Bild, welches Friedrich Wilhelm's IV. Thätigkeit für die Wissenschaft und Kunst gewährt; sie ist epochemachend geworden für die Entwickelung beider in Deutschland. Eine so ideale Auffassung alles Menschendaseins, eine so vielseitige Empfänglichkeit, wie sie der König, verbunden mit angeborener Begabung für alles Künstlerische, besaß, machten ihm die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft zu einem unentbehrlichen Bedürfniß. Dieser Zug war es denn auch, der ihn mit seinem ihm in dieser Beziehung geistesverwandten Schwager, dem König Johann von Sachsen, fester noch als die Familienbande verknüpfte. Allabendlich pflegte sich um ihn und seine Gemahlin ein kleiner Kreis befreundeter, hochgebildeter und geistreicher Männer ohne alles Ceremoniell zu versammeln. Man saß um einen runden Tisch, eine Tasse Thee, ein einfaches, gewöhnlich kaltes Abendbrot wurde aufgetragen; dann besah und besprach man Literarisches, Kunstblätter, was eben angekommen. Oft, gewöhnlich jeden Sonnabend, wurde, wie es schon am kronprinzlichen Hofe üblich gewesen, vorgelesen. Das Amt des Vorlesers bekleidete seit 1848 der Hofrath Louis Schneider, und diese Unterhaltung wurde dem Könige nachgerade so zum Bedürfniß, daß derselbe ihn selbst auf Reisen begleiten mußte. Während der Vorlesung oder des Gesprächs zeichnete der König gern; denn seine Hand ertrug es nicht, lange unbeschäftigt zu sein; meist waren es landschaftliche oder architektonische Entwürfe, und ohne Unterschied wurden dazu Briefumschläge, der Rand von Actenstücken

Digitized by Google

oder die Rückseiten von Depeschen benutzt. Stehender Gast in diesem Kreise war Alexander von Humboldt. Der König hatte ihn gewissermaßen als ein Erbstück von seinem Vater überkommen, und zwischen beiden bildete sich ein ganz eigenartiges Verhältniß. Der König wußte sehr wohl, daß der große Gelehrte weder in seinen religiösen und politischen Ansichten, noch auch in den Grundzügen des Charakters mit ihm übereinstimmte; derselbe konnte ihm sogar zeitweilig durch seine kleinen Schwächen persönlich unbequem werden; aber, wie er überhaupt das königliche Vorrecht, Männer der verschiedensten Richtung an sich heranzuziehen und jeden von der Seite zu nehmen, die ihn ansprach, im weitesten Umfange übte, so verband ihn mit Humboldt die gleiche Theilnahme an den Fortschritten der Wissenschaft und Cultur. Er fand Wohlgefallen an dem großen Namen des Mannes, der wie die Verkörperung der gesammten Naturerkenntniß erschien; er fühlte sich durch ihn mit der großen Welt geistiger Bestrebungen in Berührung erhalten, und konnte seine immer rege Wißbegierde in den meisten Fällen aus Humboldt's Wissensschatz auf der Stelle befriedigen. Der Umgang, das Gespräch desselben waren ihm unentbehrlich. Unbekümmert um die Zuflüsterung, der ihm gewidmete „Kosmos" sei unchristlich und demagogisch, dankte er dem Verfasser mit den Worten des Alfons im „Tasso": „So halt ich's endlich denn in meinen Händen und nenn' es in gewissem Sinne mein." Seinen strengkirchlichen Vertrauten dagegen war der Atheist ein Dorn im Auge und ein Greuel, keinem wol mehr, als dem Cabinetsrath Marcus Niebuhr, von dem Usedom sagte, er sei immer in Gefahr, mit geschlossenen Augen gegen die Wand zu rennen, einem Manne, der besonders dazu beigetragen hat, den König in seinen spätern Jahren nach einseitigen Richtungen und Tendenzen zu drängen, durch seine eigene nervöse Aufregung die des Königs zu steigern, und der schließlich demselben dunkeln Geschick verfallen ist wie jener. Mit vielseitigstem, besonders historischem Wissen ausgestattet, machte er sich's in dem Hofcirkel förmlich zum Geschäft, den etwas orakelnden Behauptungen Humboldt's zu widersprechen

Digitized by Google

und dem alles Wissenden Irrthümer nachzuweisen. Andererseits konnte auch Humboldt, so wenig Verständniß und Mitgefühl er für den Ideenkreis der Restauration hatte, in welchem der König lebte und webte, und so wenig ihm die demselben am nächsten stehenden Persönlichkeiten zusagten, weder diesen Umgang, noch überhaupt die Hofluft entbehren. Nicht blos, daß er hier die einzige seiner würdige Gelegenheit fand, aus der Fülle seiner Forschungen und Erfahrungen andern als nur Gelehrten mitzutheilen: sie dienten ihm auch dazu, für wissenschaftliche Zwecke zu wirken und des Königs persönliches Interesse für dieselben anzuregen. Nicht selten geschah es, daß er ihm eine Bitte vortrug, aber nie für sich, immer zu allgemeinen Zwecken, und gern gewährte der König um der Sache willen sowie aus Rücksicht auf ihn.

So ist die edle Gastfreundschaft, die Friedrich Wilhelm mit Alexander von Humboldt hielt, zu einer Gastfreundschaft gegen die Wissenschaft und Kunst der Gegenwart geworden. Durch ihn, aber auch ohne ihn, hat der König manchem Gelehrten und Schriftsteller, z. B. dem kranken Gries, dem Uebersetzer der italienischen Epiker und des Calderon, unter den Jüngern Geibel und Freiligrath Antheil gewidmet und ihre Lebensstellung erleichtert; aber was immer er an ihnen in der Stille gethan hat, es verschwindet doch gegenüber der großartigen Förderung, welche die Wissenschaft in ihrer Gesammtausdehnung ihm verdankt. Den Weg dazu fand er bereits geebnet durch die Pflege des geistigen Lebens, mit der sein Vater, trotz der Beschränktheit seiner Mittel, vorangegangen war. Hochsinnig und mit einer ungleich großartigern Auffassung ist er demselben gefolgt. Einen schönen Beweis, wie hoch er Verdienst in Wissenschaft und Kunst ehrte, gab er 1842 durch die Stiftung der Friedensklasse des Ordens pour le mérite, bei dessen Verleihung er durchaus nach seinem eigenen Sinne verfuhr. Arago wurde von ihm ursprünglich genannt; Metternich war sein ausdrücklicher und beharrlicher Wille (dieser vielleicht nur, um der Spottsucht desselben den Mund zu stopfen); Liszt war seine entschiedene Wahl. Gegen Moore erinnerte man, er habe Spott-

Digitized by Google

verse auf Preußen gemacht. „Das geht mich gar nichts an", erwiderte er; auf den Einwand, Melloni sei Carbonaro und Haupt einer revolutionären Junta gewesen: „Ist mir ganz gleichgültig." „Er würde", setzt Humboldt hinzu, „O'Connell ernannt haben, wenn er solche wissenschaftliche Verdienste hätte." Mit der nämlichen Weitherzigkeit antwortete er diesem auf die Anfrage wegen der beabsichtigten Aufnahme des Juden Ries in die Akademie der Wissenschaften, er werde die Wahl ohne alles Bedenken bestätigen. „Ich hoffe doch nicht", fügte er hinzu, „daß Ihr Brüder die Dummheit begangen und in die Statuten die Dummheit gesetzt habt, es dürfe kein Jude in der Akademie sein?" Ihm verdankt die Akademie ihre Blüte. Es war ein herrliches Geschenk, das er ihr und der ganzen Nation machte, als er die Gebrüder Grimm nach Berlin berief. Mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit wurden die verschiedensten Wissenschaften gepflegt. Auf Anregung Karl Ritter's, an dem er außer der umfassenden Beherrschung des gesammten geographisch-geschichtlichen Gebiets das lebendige religiöse Bewußtsein, das Bestreben, die Ergebnisse der Wissenschaft zu Gottes Ehre dienen zu lassen, ebenso wie die plastische Darstellung hochschätzte, sorgte er, daß auf der Naturforscherversammlung zu Cambridge der deutsche Vertreter nicht fehle. Aus Freude an den Fortschritten der Geographie und Ethnographie setzte er die Reise von Peters nach Mozambique, wie die der Gebrüder Schlagintweit in den Himalaja ins Werk; auch den großen Bestrebungen zur Erschließung Centralafrikas, die durch H. Barth's Erfolge gekrönt wurden, war er nicht fremd, obgleich der eigentliche Hebel derselben in England lag. Bei den sich mehrenden Beziehungen Preußens zum Orient nahm er das Beste der Wissenschaft mannichfacher wahr, als es sonst in der Diplomatie üblich war: Wetzstein wurde Consul in Damascus, Georg Rosen, dessen Reise nach dem Kaukasus er im Interesse der Linguistik förderte, in Jerusalem; Blau, der mit Schlottmann Samothrake erforschte, wurde der königlichen Gesandtschaft in Konstantinopel beigegeben. Die Resultate der wahrhaft königlichen Freigebigkeit, mit der er Lepsius und dessen Genossen

Digitized by Google

zu vielseitiger Erforschung des alten Nillandes ausrüstete, liegen in den ägyptischen Räumen des Neuen Museums und in Lepsius' großem Reisewerke vor Augen; auch Brugsch wurde später von ihm zu demselben Zwecke unterstützt, sodaß Lepsius mit Recht sein Königsbuch des alten Aegypten ihm als dem Begründer der ägyptischen Forschung in Deutschland widmen konnte. Nichts wurde gespart, um durch literarische Erwerbungen der Wissenschaft zu nützen. Mitten in wirrer Zeit sorgte er für den Ankauf der seltenen und reichen Schätze für deutsche Sprache und Literatur, welche von Meusebach hinterlassen hatte; aber auch die in Alabama gesammelten fossilen Knochenreste des riesigen Hydrarchus kaufte er um hohen Preis, weil sie Johann Müller's Forschertrieb reizten. Den 1837 von Professor Preuß angeregten Gedanken, zur Säcularfeier von Friedrich's des Großen Thronbesteigung eine würdige Sammlung und Ausgabe seiner Schriften zu veranstalten, hatte er sogleich mit Liebe aufgefaßt und bei seinem Vater befürwortet; aber erst, als er selbst zur Regierung gelangt war, rückte die Sache vorwärts. Durch Cabinetsordre vom 5. October 1840 wurde der Akademie die Herausgabe auf königliche Kosten aufgetragen. Er öffnete zu diesem Behufe das Geheime Staatsarchiv und ließ großherzig die Bedenken fallen, welche sich hier und da der Veröffentlichung von Actenstücken entgegenstellten; er hatte auch die Freude, im Jahre 1857 das Werk mit dem 30. Bande vollendet zu sehen, trotz mancher nicht durch ihn, sondern durch die Ausführung verschuldeter Mängel, ein Geschenk für alle Zeiten an die Geschichtsforschung und Geschichtschreibung, an sein in der Geschichte wurzelndes Volk. In demselben Sinne faßte er die Archive des Landes ins Auge, und sorgte allenthalben für eine gelehrte und einsichtige Leitung derselben; in demselben Sinne stiftete er einen Preis für das beste Werk auf dem Gebiete der deutschen Geschichte. Für die Archäologie stand ihm vorzugsweise Bunsen zur Seite. Dieser war es auch, der ihn während des ersten römischen Aufenthalts für den zuerst von Eduard Gerhard gefaßten Gedanken der Gründung eines archäologischen Instituts in Rom gewann. Der Kronprinz ging mit dem ihm eigenen

Digitized by Google

Feuer auf die Sache ein; er nahm das Protectorat über das Institut an, welches der deutschen Wissenschaft an dem Tiber eine bleibende Stätte bauen sollte; ihm verdankt es seine Erhaltung, und im Jahre 1857 war einer seiner letzten Beschlüsse die Erweiterung und völligere Ausstattung desselben und die sich daran anschließende Gründung archäologischer Stipendien für junge Philologen. Aus dem nämlichen Geiste, der das archäologische Institut pflegte, stammte der Auftrag zu dem Corpus Inscriptionum Latinarum, zu dem ihm der Plan ebenfalls schon vor seiner Thronbesteigung vorgelegen hatte; mit seltener Klarheit ergriff er sofort die volle Wichtigkeit dieser Studien in einer Zeit, wo sie noch durch keinen einzigen deutschen Gelehrten vertreten wurden, und zeitlebens hat er denselben eine unausgesetzte Aufmerksamkeit zugewendet.

Dieses warme und ausdauernde Interesse an der strengen Wissenschaft ist um so bewunderungswürdiger, als der König selbst durchaus kein Gelehrter war. Seine Kenntnisse, obgleich von staunenswerther Vielseitigkeit, gingen doch nicht über das Encyklopädische hinaus. Das Element dagegen, in dem er sich seiner Natur nach heimisch und wohl fühlte, war die Kunst; man hat selbst behaupten wollen, daß er für diese weit mehr beanlagt gewesen sei als für das Amt des Herrschers. Aber auch durch seine künstlerischen Neigungen geht ein Zug zum Absonderlichen, sowol was die Poesie als was die bildenden Künste betrifft. Für das Theater hatte er nicht so viel Zuneigung wie sein Vater, oder wenigstens eine ganz andere; er pflegte nur solche Vorstellungen zu besuchen, die entweder eine Jugenderinnerung in ihm weckten oder die besonderes Glück hatten und viel von sich reden machten; dann aber sah er die „Iphigenie" ebenso gern wie die tollste Posse, beide mit voller Aufmerksamkeit und scheinbar lebhaftester Empfänglichkeit, aber ohne irgendeinen nachhaltigen Eindruck. Dennoch ist auch für das Theater, namentlich durch die Einbürgerung von Meisterwerken ausländischer Literatur, wie sie in dem Ideenkreise der Romantischen Schule lag, eine nicht zu unterschätzende Anregung von ihm ausgegangen. Ludwig Tieck wurde von ihm nach

Digitized by Google

Berlin berufen zu dem dreifachen Zwecke, durch das Talent des einst so gefeierten Dichters, in welchem gewissermaßen jene ganze Literaturepoche noch fortlebte, die Bühne zu heben, sodann die Unterhaltung bei Hofe zu beleben und nebenbei demselben einen sorgenfreien Lebensabend zu bereiten; er trieb die Aufmerksamkeit so weit, daß er ihm für die Sommermonate in Potsdam ein Haus als Wohnung einrichten und es mit einer lesenden Muse verzieren ließ. Einigemal las Tieck bei Hofe seine eigenen Dichtungen, „Prinz Zerbino", den „Gestiefelten Kater" u. a., aber ohne den gehofften Eindruck. Von Dresden her gewohnt, bei seinen Vorlesungen nur bewundernde Andacht und Stille zu finden, war er sehr betroffen, als der König sie erzählend, fragend, anordnend unterbrach. Um so größern Erfolg hatte er dagegen eines Abends mit der „Antigone" in der Uebersetzung von Böckh. Der König, der bis dahin von der griechischen Tragödie so gut wie nichts kannte, war entzückt über die neue und glänzende Entdeckung. Sofort erwachte ihm der Wunsch, auch durch die Wiederbelebung der antiken Tragödie der verflachten modernen Schaubühne einen höhern Schwung zu geben. Felix Mendelssohn wurde veranlaßt, die Chöre dazu zu componiren. Der über alle Erwartung gelungene Versuch, zu dessen Erinnerung er eine Denkmünze mit den Profilbildern Tieck's und Mendelssohn's auf dem Revers prägen ließ, ermunterte zu weitern. Es folgte die Aufführung des „Oedipus auf Kolonos", ebenfalls mit den Chören von Mendelssohn, und auf den Wunsch des Königs zog Professor Franz unter Bunsen's Anleitung des Aeschylos Trilogie unter dem Namen „Oresteia" in Ein Stück zusammen, zu dem Mendelssohn ebenfalls die Musik schreiben sollte; doch kam es nicht dazu. Der Plan dieser Aufführung bildete eine Zeit lang den Hauptgesprächsstoff bei Hofe. Dem Kaiser Nikolaus, dem derselbe ganz fremd war, mußte der König den Inhalt des Stücks erklären. „Das Ende", schloß er launig, „ist dies: die Furien erhalten den Titel Excellenz und freie Wohnung außer der Stadt, und ziehen sich unter diesen Bedingungen vergnügt zurück." Der Kaiser war so klug wie vor-

Digitized by Google

her und mochte wol denken, der Herr Schwager sei doch ein seltsames Wesen.

Was Tieck's Berufung für das Drama, das sollte die Zurückgewinnung des einst durch Mishelligkeiten mit der berliner Musikwelt aus seiner Vaterstadt vertriebenen Mendelssohn-Bartholdy für die Tonkunst werden. In der dramatischen Musik gehörte des Königs Bewunderung in erster Reihe Gluck. Spontini's lärmende Orchestrirung widerstrebte ihm, wie später die Richard Wagner's; man legte ihm als Kronprinzen beim Hinaustreten aus dem Opernhause nach Spontini's „Olympia", während gerade der Zapfenstreich vorüberzog, das Wort in den Mund: „Gott sei Dank, daß man wieder sanfte Musik hört!" In seinem Auftrage schuf Mendelssohn in den Jahren 1841—44 eine Reihe von Werken, welche sämmtlich in der Richtung der Romantik liegen, außer der „Antigone" und dem „Oedipus" die Chöre zu „Athalia", dem „Sommernachtstraum", der ebenfalls unter Tieck's Leitung zur Aufführung kam, u. a. In der Kirchenmusik hatten die italienischen Meister des 16. Jahrhunderts, Palestrina und spätere, wie er sie in der Sixtinischen Kapelle vernommen, unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht; sie schwebten ihm bei der Umbildung des Domchors vor, in welchem namentlich unter Emil Naumann's Leitung der evangelische Chorgesang zu hoher Ausbildung gelangt ist. Nur mit dem Versuche, die gottesdienstliche Musik als Bestandtheil des Cultus in die evangelische Kirche einzuführen, drang er nicht durch.

Die eigentlichen Lieblinge des Königs unter den Künsten waren jedoch die bildenden und unter diesen wiederum die Architektur. Die nach seinem Tode auf Veranlassung der Königin durch Olfers und Stüler getroffene und mittels Lichtdrucks vervielfältigte Auswahl aus seinen zahlreichen Handzeichnungen gibt einen Begriff von dem Reichthum seiner Erfindung, von seinem lebendigen Naturgefühl, namentlich auch von seinem ausgebildeten Sinne für landschaftliche Schönheit und Eigenthümlichkeit. Alles gestaltete sich bei ihm zum Bilde; alles strebte bei ihm nach harmonischer Form; sein Schönheitssinn

Digitized by Google

verlangte danach, von schönen Formen umgeben zu sein. Obgleich drei begeisterte Verehrer des Alterthums: Niebuhr, Schinkel und Wilhelm von Humboldt, ihm gerade in dem Lebensalter nahe gestanden hatten, in welchem sich die Zu- und Abneigungen des Menschen für das ganze Leben bestimmen, obgleich auch sein erster Lehrmeister in der Kunstgeschichte und Kunstwissenschaft, Aloys Hirt, derselben Richtung angehörte, so waren sie doch nicht im Stande gewesen, seine Vorliebe dauernd der antiken Kunst zuzuwenden. So hoch er sie auch schätzte, sein Gemüth ließ sie kalt. Es ist ein eigenthümliches und für die Entwickelung unserer vaterländischen Kunst ausschlaggebendes Zusammentreffen, daß zu derselben Zeit zwei Fürsten mit gleicher Begeisterung, aber in durchaus verschiedener Weise für die Wiederbelebung derselben wirkten: Ludwig von Baiern, ganz und entschieden beherrscht von dem Geiste hellenischer Formenschönheit, und Friedrich Wilhelm IV., dessen Herz der deutschen und insbesondere der christlichen Kunst gehörte. Schwelgen konnte er zumal in den auf der Grenze zweier Weltalter, in der konstantinischen und theodosianischen Zeit entstandenen Formen der Kirchenbaukunst, den altchristlichen Basiliken, die er denn auch für mehrere seiner eigenen Kirchenbauten zum Vorbild genommen hat; denn in demselben Maße, wie sich sein Kunstverständniß erweiterte und vertiefte, steigerte sich auch das innere Bedürfniß des Schaffens in Wechselwirkung mit den Künstlern, denen die Ausführung der seinem Geiste vorschwebenden Aufgaben zufiel. Schinkel, der kurz nach seinem Regierungsantritt starb, ehrte er durch den Befehl, daß alle von demselben begonnenen Kunstwerke vollständig nach des Meisters Entwürfen beendigt werden sollten: so ist es namentlich mit den Fresken in der Säulenhalle des Neuen Museums und den kolossalen Statuengruppen auf der Schloßbrücke geschehen, und in der Bauakademie ließ er ein Schinkel-Museum anlegen. Bedeutenden Einfluß auf die Kunstangelegenheiten im allgemeinen hatte von Olfers; unter seiner Leitung ist das Neue Museum gebaut worden, aber in den schönen, sinnigen Ordnungen, durch die das Innere desselben entzückt, waltet des Königs eigener

Digitized by Google

Geist, jener historische Zug, der auch durch seine Kunstthätigkeit hindurchgeht. Ein großes Feld für neue Kunstschöpfungen verdankt ihm A. Stüler. Während des Königs unvergleichlicher Blick für den Charakter und die Bedingungen einer Oertlichkeit dem ausführenden Baumeister die sicherste Richtschnur an die Hand gab, begegneten beide einander in dem richtigen Ermessen der Detailerfordernisse; von den etwa 300 Kirchen, die in den verschiedensten Stilgattungen unter seiner Regierung gebaut worden sind, ist etwa der dritte Theil nach Stüler's Zeichnungen entstanden. Nächst ihm sind hauptsächlich Persius, Hesse, Gottgetreu, von Arnim und Schadow an der Ausführung der königlichen Bauten beteiligt gewesen.

Ungemein viel ist durch Friedrich Wilhelm für die Verschönerung von Berlin geschehen, das bereits gegen das Ende der vorhergehenden Regierung in Bezug auf die Kunst einen sehr erfreulichen Fortschritt zeigte. Der großartigste seiner Baupläne freilich ist nicht über die Anfänge der Ausführung hinausgekommen: der in Basilikenform gedachte Dom mit der Fürstengruft, die Reichskathedrale, in welcher sich der protestantische Geist ebenso verkörpern sollte, wie es der kölner Dom mit dem katholischen that. Als Verbindung der Basilika mit dem Königsschlosse war eine Säulenhalle gedacht, nach der Seite der heutigen Börse eine Friedhofshalle, eine Nachahmung des Campo santo zu Pisa. Alles, was von dieser großartigen Anlage fertig geworden ist, beschränkt sich auf einige Untermauerungen und beginnende Pilaster an der Rückseite des alten Doms, heute nur noch ein ruinenhaftes Bruchstück und als solches ein Sinnbild von so vielem, was der König begonnen und nicht zu Ende gebracht hat, und so sind denn auch die wundervollen Cartons von Cornelius für den Campo santo, wol das Größte, was der König auf dem Gebiete der zeichnenden Künste veranlaßt hat, unausgeführt geblieben. Anderes dagegen ist trefflich und bis zur Vollendung gelungen. Das königliche Schloß erhielt, abgesehen von umfassenden Verschönerungen im Innern, den architektonischen Abschluß durch die kuppelbedachte Schloßkapelle, wie sie Schlüter ursprünglich beabsichtigt, die aber

Digitized by Google

sein Nachfolger, Cosander von Goethe, beseitigt hatte; auf den Innenwänden derselben umgab er sich mit den Bildern der heiligen Geschichte von den Patriarchen bis zum Erlöser, von den ersten Blutzeugen der christlichen Kirche bis auf August Hermann Francke. Die Terrasse der Lustgartenseite wurde durch die beiden Pferdebändigergruppen belebt, und während Sculptur und Malerei die Ausschmückung der Façade des Schinkel'schen Museums begannen, setzte der Bau des Neuen Museums die Umwandlung eines bis dahin zu den heterogensten Zwecken benutzten Terrains in einen imposanten, durch Colonnaden verbundenen Gebäudecomplex fort. Das 1842 ausgebrannte Opernhaus wurde geschmackvoll wiederhergestellt. Die Plastik fand in der Verherrlichung von Preußens Ruhmesgeschichte die schönste, edelste Aufgabe. Rauch verdankt es dem Könige, daß die Ausführung seines herrlichsten Werkes, des Reiterstandbildes des Großen Friedrich, nach seinem ursprünglichen Entwurfe und nicht, wie es zu geschehen drohte, in verkleinertem Maßstabe erfolgt ist. Als der Künstler der Königin in warmen Worten seine Dankbarkeit dafür äußerte, erwiderte diese: „Haben Sie an das Gegentheil glauben können?" Die Schloßbrücke erhielt den erwähnten Schmuck durch die Victoria-Gruppen; dem nahen Blücher-Standbilde reihten sich die Gneisenau's und York's an, denen später das des Grafen Brandenburg auf dem Potsdamer Platze folgte, und wie die Friedenssäule auf dem Bellealliance-platze den siegreichen Abschluß der Befreiungskriege feierte, so ehrte das National-Kriegerdenkmal, gegenüber dem Invalidenhause, die Treue der in den Kämpfen von 1848—49 Gefallenen.

Nächst der Hauptstadt selbst ist es vornehmlich die Umgebung Potsdams, welche die umgestaltende Hand des Königs erfahren hat. Hier sind von ihm Schöpfungen ausgegangen, welche, Architektur und Sculptur mit der Benutzung des Landschaftlichen verbindend, ein Gesammtbild geben, wie es sich in so vollendeter, künstlerisch durchdachter Schönheit vielleicht nirgends wiederfindet. Als Baumeister stand ihm hierbei der geniale Persius zur Seite, von allen Künstlern vielleicht der-

Digitized by Google

jenige, der sich am besten in die Ideen des königlichen Bauherrn hineinzufinden und sie zur Ausführung zu bringen gewußt hat. Die Kuppel, welche er dem von Schinkel geleiteten Umbau der Nikolaikirche hinzugefügt hat, ist zwar nur eine Nachahmung der auf der pariser St.-Genovevakirche, aber für die Fernsicht auf die Stadt auf das glücklichste berechnet. Sein schönstes und in sich vollendetstes Werk aber, und zugleich dasjenige, in welchem er des Königs eigensten Ideen am vollkommensten Leben gegeben hat, ist die 1845 begonnene Friedenskirche, mit der nur die zu Sakrow in Vergleich treten kann. Vollkommener ist die Nachbildung der altchristlichen Basilika nie erreicht worden; auch das von der Insel Murano stammende Musiv der Apsis harmonirt mit dem modernen Schmuckwerk, darunter Rietschel's Pietas und Rauch's betender Moses, auf das beste. Alsbald nach seiner Thronbesteigung machte sich Friedrich Wilhelm an die Erweiterung und Verschönerung des Schlosses von Sanssouci, deren dasselbe, um wohnlich zu werden, nothwendig bedurfte. Zugleich aber begann mit Hülfe Lenné's, des berühmtesten Gartenkünstlers seiner Zeit, die kunstgemäße Ausgestaltung der ganzen Umgegend, deren Vorzüge der König zuerst in vollem Umfange gewürdigt hat. Die große Terrasse wurde in das prachtvolle, durch Marmorbassins und Springbrunnen belebte, mit Blumen und Sculpturen geschmückte Parterre umgeschaffen, über welches hinweg von den hohen Fenstern des Schlosses aus der entzückte Blick weit in die Parkanlagen und die Flußniederung schweift. Der westlich anstoßende Theil wurde in den großen Wildpark umgewandelt, in dessen Mitte das bairische Häuschen die Königin an ihre Heimat erinnern sollte. Manches, wie das große Schloß auf dem Brauhausberge, ist auch hier nur Entwurf geblieben; eine der bedeutendsten der dortigen Bauten, die neue Orangerie, hat der König wenigstens nicht mehr vollendet gesehen. Auch andere königliche Schlösser, wie Brühl und Erdmannsdorf, haben durch ihn vielfache Verschönerungen erfahren.

In welchem Maße sich sein Augenmerk auf die Erhaltung und Wiederherstellung mittelalterlicher Kunstwerke richtete, dafür

Digitized by Google

sind der kölner Dom und das Schloß der Deutschordensmeister in Marienburg, für deren beider Wiederauferstehung aus Schutt und Verwüstung er schon als Kronprinz nach Kräften gewirkt hatte, die beredtesten und bekanntesten, aber keineswegs die einzigen Zeugen. Seine Förderung genoß, wie die Restauration des größten karolingischen Bauwerks, des Münsters zu Aachen, zu der er unter anderm Säulen und Glasgemälde schenkte, so auch die der Dome zu Magdeburg, Naumburg, Halberstadt, der Wiesenkirche zu Soest, der Basilika zu Trier. Kein sinnigeres Hochzeitsgeschenk hätte daher die Stadt Koblenz ihm machen können, als mit der Ruine Stolzenfels, die durch ihn, äußerlich und innerlich aufs zierlichste ausgebaut, zu einem der reizendsten Kleinode des Rheinthals geworden ist. Ebenfalls noch als Kronprinz bereitete er den vielgewanderten Gebeinen des Königs Johann von Böhmen auf der Klause, einer dichtbewaldeten Anhöhe an der untern Saar, eine würdige Ruhestätte, und kaum war im Jahre 1848 durch den Verzicht seiner schwäbischen Vettern das hohenzollernsche Ländchen in seinen Besitz gekommen, als er auch die verfallene Stammburg seines Geschlechts in Gestalt eines stolzen Königsschlosses wiedererstehen ließ. Am 23. August 1851 nahm er daselbst die Huldigung ein. Als er durch Zufall von einem aus dem 12. Jahrhundert stammenden Kirchlein in dem norwegischen Kirchspiel Wang hörte, welches abgebrochen werden sollte, um einem Neubau Platz zu machen, kaufte er das „alte Brennholz" für 50 Thlr. und verpflanzte es auf die Stelle am Fuße der Schneekoppe, von welcher der anmuthige Bau auf das Krumhübeler Thal herabschaut.

Plastik und Malerei, so hoch er sie auch schätzte, galten ihm doch vorzugsweise nur als Gehülfinnen der Architektur; so steht die Gründung der Anstalt für Glasmalerei in Berlin im engsten Zusammenhange mit seinen Kirchenbauten. Doch hat er deshalb keineswegs die Bereicherung der Kunstsammlungen verabsäumt, namentlich wenn dabei sein historisches Interesse mit ins Spiel kam. Noch als Jüngling, im Jahre 1814, bewog er zu Paris seinen Vater zum Ankauf der daselbst ausgestellten

Digitized by Google

Galerie Giuſtiniani; auch ſpäter wußte er durch Rumohr und andere Kunſtfreunde in Italien und den Niederlanden manches Unſchätzbare zu erwerben, z. B. die durch die Tafeln des genter Altarwerks ſo wichtige Sammlung Solly. Bunſen beſorgte in England den Ankauf der Rafael'ſchen Teppiche. Nur franzöſiſche Gemälde hat er nie gekauft. Die von Begas und andern gemalten Bildniſſe der berühmten gelehrten Zeitgenoſſen, Hildebrand's paläſtinenſiſche Landſchaften gehören zu ſeinen Erwerbungen. Mächtig ergriff ihn die Großartigkeit und Genialität der Kaulbach'ſchen Wandgemälde, mit denen er das Treppenhaus des Neuen Muſeums auf das Würdigſte zierte. Nicht immer dagegen befriedigte ihn, wie wenigſtens Reumont verſichert, Leſſing; in dem „Huß vor dem Concil" ſchienen ihm gewiſſe Figuren unwürdig; vor dem geſpreizten Theaterkönige, zu welchem in der Gefangennehmung des Papſtes Paſchalis II. Kaiſer Heinrich V. degradirt wird, gerieth er in hellen Zorn.

Ohne Uebertreibung läßt es ſich ausſprechen, daß es innerhalb des preußiſchen Staats kein irgendwie bemerkenswerthes Kunſtwerk gegeben hat, um das er ſich nicht verdient gemacht, oder das er nicht wenigſtens der Beachtung gewürdigt hätte.

Schmerzlich wie der Verlauf dieſes Lebens geweſen, ſollte auch der Ausgang deſſelben ſein. Hatte ſchon des Königs Erregtheit bei der neuenburger Angelegenheit etwas geſteigert Krankhaftes gehabt, ſo zeigte ſich je länger je mehr ein bedenkliches Ergriffenſein ſeines ganzen körperlichen und geiſtigen Organismus. Verhängnißvoll wurde eine im Juli 1857 von Marienbad aus nach Wien unternommene Reiſe, bei der es ſich darum handelte, womöglich durch mündliche Beſprechung einen friedlichen Ausgleich der ſich immer drohender geſtaltenden politiſchen Verhältniſſe herbeizuführen. Die drückende Hitze unterwegs, wol auch die Gemüthsbewegungen, welche infolge ſeiner wenig befriedigenden Bemühungen auf ihn einſtürmten, beſchleunigten die Kataſtrophe. Auf der Rückreiſe traf ihn bei einem Beſuche des dresdener Hofes in Pillnitz ein Schlaganfall; doch ſchien er denſelben zu überwinden, ſodaß er im

Digitized by Google

Herbst die Versammlung der Evangelischen Allianz bei sich in Sanssouci empfangen konnte. Ganz in dem alten Tone herzlicher Freundschaft lud er Bunsen dazu ein, obgleich er den theologischen Standpunkt in dessen spätern Schriften keineswegs mehr zu theilen vermochte. „Sie müssen", schrieb er ihm, „frische Lebensluft athmen, Luft von dem Leben, das allein Leben ist, weil es das einzige Leben ist, indem es vom einigen Quell des Lebens ausgeht. Sie müssen dieses Leben da athmen, wo eine noch unerhört große Masse freudigster Bekenner zusammenkommen, da, wo es fast sicher scheint, daß sich eine neue Zukunft der ganzen Kirche vorbereitet. Sie müssen schon allein durch Ihr Erscheinen den bösen Leumund tödten, der sich in echt deutscher (in specie norddeutscher) Beschränktheit gegen Sie zu erheben und der heiligen Sache der Kirche zu schaden beginnt. Tausende erwarten Ihr Nichterscheinen, um Ihnen den Stein zu werfen. Das kann ich dann nicht ertragen, wenn Sie durch einen Fehler die Veranlassung dazu geben. Ich beschwöre Sie um der Sache des Herrn willen, nehmen Sie mein Anerbieten an und nehmen Sie von mir als von einem alten treuen Freunde an, daß er selbst Ihre Herreise bestreite und Ihnen im berliner Schloß Wohnung und Unterhalt als Gastfreund gebe! Daß ich nebenbei hoffe, bei dieser Gelegenheit mit Ihnen Wichtigstes zu besprechen, werden Sie mir nicht übel nehmen. Und jetzt in Christi Namen ans Werk! Vale!" Kaum war er zur Begrüßung der aus aller Herren Ländern Erschienenen in den Empfangssaal getreten, als er auf Bunsen zuging und, statt ihm wie sonst die Hand zu reichen, ihn zum allgemeinen Erstaunen herzlich umarmte und ihm beide Wangen zum Kuß reichend, ihm laut für die Erfüllung seiner Bitte dankte. Erschüttert, fast in Thränen über den tausendstimmigen Zuruf in den verschiedensten Zungen, der ihn empfing, sprach er, sich ermannend: „Meine Herren und christlichen Freunde! Ich bin tief gerührt über diese Theilnahme. Ich habe das nicht erwartet. Ich habe Ihnen nichts zu antworten, als daß mein innigstes Gebet zum Herrn ist: mögen wir alle von hier scheiden wie Christi Jünger nach dem ersten Pfingstfest!"

Digitized by Google

„Ach", seufzt Bunsen wehmüthig, „es ist ganz das liebe königliche Antlitz und das edle überwallende Herz; der Lebenskern ist nicht angegriffen, aber die Zeichen des Alters stellen sich ein." Aufs tiefste ergriff es den König, als zum Schluß die Deutschen einen Kreis bildeten und den Choral „Ein' feste Burg ist unser Gott!" anstimmten. Bei Tafel war seine Unterhaltung glänzend wie in seinen besten Jahren, und sein Gedächtniß für jede denkbare Einzelheit von bewundernswerther Genauigkeit, nur daß ihm hie und da ein Name oder Ausdruck zu fehlen schien. Als Bunsen, mit dem er ans Fenster getreten war, seinem Entzücken über die ausnehmende Schönheit des vor ihnen sich ausbreitenden Landschaftsbildes Worte lieh, erwiderte er nachdenkend: „Ja, das ist schön in der That, und diese Aussicht ist mir und meiner Elise lieber als jede andere, und doch! auch dieses müssen wir verlassen!" Acht Tage später, am 3. October, traf ihn ein Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr erholte, den aber sein Körper noch drei Jahre überlebte. Außer Stande, die Regierungsgeschäfte zu versehen, mußte der König seinen Bruder, den Prinzen von Preußen, mit seiner Stellvertretung beauftragen. Wechselnde Stimmungen traten ein; auf größere Klarheit folgte bald wieder ein Sinken der Geisteskräfte; das Gedächtniß für Namen und Zahlen schwand mehr und mehr; das quälende Bewußtsein seines Zustandes steigerte die Behinderung des Ausdrucks und versenkte ihn in tiefe Traurigkeit. Am meisten erleichterte ihm noch die die Anschauung belebende Vorlegung von Kunstblättern das Finden des Wortes, aber die alte Lust am Zeichnen blieb trotz aller Versuche, sie wieder zu erwecken, verschwunden. Die Unterhaltung mit ihm glich dadurch zuweilen einem Räthselspiel; am besten wußte immer die Königin seine Meinung zu errathen. Sie war es auch, welche ihrem Gemahl die Eröffnung von der Nothwendigkeit einer Regentschaft machte. Die Einsetzung derselben, gegen welche sich die Umgebungen des Königs, die Träger der herrschenden Reaction, aus begründeter Furcht vor einem dann eintretenden Systemwechsel solange wie möglich gesträubt hatten, erfolgte am 7. October 1858. Der nächste

Digitized by Google

Herbst wurde in Meran zugebracht, der Winter in Italien. In Rom bewohnte er den Palast Caffarelli, den er als Eigenthum des preußischen Staats für die dortige Gesandtschaft erworben hatte. Es war rührend, daß er, obgleich die herrliche Aussicht von dort kaum mehr in dem Bereiche seines abnehmenden Augenlichts war, dennoch den zweiten Stock, Bunsen's einstige Wohnung, bezog und dort lieber abgeschlossen in seiner Ortskenntniß blieb, als in dem ihm fremden palastähnlichen ersten Stockwerke. Die Erweckung der alten lieben Erinnerungen von vor dreißig Jahren schien auf seinen Zustand den vortheilhaftesten Eindruck zu üben. Auch Neapel und seine Umgebungen wurden besucht. Allein die Besserung war nur vorübergehend; die Lähmung, welche ihm mehr und mehr die Fähigkeit des Sprechens raubte, befiel auch andere Glieder. Sein Engel des Friedens und des Trostes war in diesem traurigen Zustande die Königin; nur vor ihr lag sein Innerstes offen da. Sie wich nicht von seiner Seite, und wußte inmitten der Trübsal mit sinniger Heiterkeit die Wolken der Schwermuth, die ihn umschatteten, zu verscheuchen; immer hatte sie für ihn ein beschwichtigendes, belebendes, tröstendes Wort. Sie war die Einzige, die noch seinen Lippen ein Wort zu entlocken vermochte. Als sie eines Tages, berichtet Hofprediger Snethlage, im Begriff auszufahren, sich von ihm verabschiedete, fragte sie ihn bewegt: „Hast du denn kein Wort, kein Zeichen für mich?" Er antwortete nicht, auch auf die wiederholte Frage nicht. Schon will die Königin betrübt sich wegwenden. Da ist's, als ob er noch einmal alle seine Kräfte zusammennähme; die Muskeln seines Gesichts bewegen sich, er erhebt sich vom Stuhle, und laut und voll ruft er: „Meine theure, heißgeliebte Frau!" Es war fast sein letztes deutlich gesprochenes Wort. In den ersten Morgenstunden des 2. Januar 1861 wurde er von seinen Leiden erlöst.

Als im Jahre 1869 König Wilhelm von Preußen Wilhelmshaven einweihte, bekannte er, indem er das Glück rühmte, besonders tüchtige Mitarbeiter gefunden zu haben: „Nicht jeder ist so glücklich; mein verstorbener Bruder hatte dieselben Ideen

Digitized by Google

wie ich, ohne daß er sie hätte verwirklichen können", und bei dem Diner, welches Kaiser Wilhelm seinen Generalen in Versailles gab, erinnerte der Großherzog von Baden an das Wort Friedrich Wilhelm's IV., daß eine Kaiserkrone nur auf dem Schlachtfelde erworben werden könne. Dieses Wort hatte der Nachfolger desselben soeben verwirklicht.

„Friedrich Wilhelm IV.", urtheilt Ranke in dieser Beziehung, „hat doch das deutsche Kaiserthum vorbereitet. Indem er die Krone zurückwies, weil sie nicht von denen, die dazu berechtigt seien, übertragen werde, hat er veranlaßt, daß man dieselbe seinem Nachfolger, nachdem Oesterreich besiegt und die Napoleoniden über den Haufen geworfen worden waren, wirklich zuerkannte." „Darin", setzt der große Kenner alter und neuer Zeiten hinzu, „lag das eigenthümliche Geschick Friedrich Wilhelm's IV., daß seine Handlungen in weite Ferne gewirkt haben, ohne ihm selbst Genugthuung zu verschaffen."

Digitized by Google

Johann Wolfgang von Goethe.

Von

Adolf Stern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Wie ein mächtiger Baum, der frei im vollen Licht steht, Geäst und Gezweig, jeden Jahresring seines Stammes, jedes Blatt seiner Krone erkennen läßt, die Narben in seiner Rinde nicht verbirgt und selbst die mächtigen Wurzeln zeigt, die ihn am Boden halten: so offenkundig, weithin sichtbar liegt das Leben des größten deutschen Dichters vor dem betrachtenden Blicke. Kaum ein zweites der Geschichte angehörendes Dasein kann in ähnlicher Weise wie dasjenige Goethe's Jahr um Jahr, zuletzt beinahe Tag um Tag, ja Stunde um Stunde geschildert werden; ernste Theilnahme und edle Verehrung, wie müßige Liebhaberei und feindlicher Haß haben sich um die Wette bemüht, jede Thatsache dieses einzigen Lebens, jeden Zug dieser großen Entwickelung an das Licht zu bringen. Doch wie der Baum mit tausend unsichtbaren Fasern in die Tiefe hinabgreift und in seinem Mark verborgenes Leben hegt, so entziehen sich auch in dem unabläßig betrachteten, scheinbar bis in die letzte Einzelheit durchspähten Dasein des Dichters innere und äußere Erlebnisse, von deren Walten nur ihre poetischen Wirkungen zeugen, der Forschung und der Neugier. Gestalt und Gehalt der großen und edeln Menschenerscheinung bleiben darum nicht weniger klar erkennbar und wirken mit unwiderstehlicher Anziehungskraft weit über das deutsche Volk hinaus, wenn auch vor allem im deutschen Volke.

Johann Wolfgang Goethe ward am 28. August 1749, „mittags mit dem Glockenschlage zwölf", als der Sohn und

Digitized by Google

das erste Kind des Dr. juris und kaiserlichen Rathes Johann Kaspar Goethe und seiner 1748 erheiratheten jungen Gattin Katharina Elisabeth Textor geboren. Goethe selbst, wie er aller Darstellung seines Lebens und Wirkens die Pfade gezeigt hat, ist auch der erste gewesen, welcher sowol in dem kleinen Gedicht:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren.
Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder;
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wol durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Complex zu trennen —
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

als in vielen Blättern seiner Selbstbiographie auf den Zusammenhang seiner eigenen Natur mit gewissen ererbten Eigenschaften hingewiesen hat. So hat es nicht fehlen können, daß sich die Forschung auch den Vorfahren Goethe's zugewendet. Die Familiengeschichte zeigt einige interessante Gestalten und bestätigt jedenfalls, daß es keine altfrankfurtische Familie war, welcher der Dichter entsproß. Erst Goethe's Großvater väterlicherseits, Friedrich Georg Goethe, war, aus Artern im kursächsischen Antheil der Grafschaft Mansfeld gebürtig, als gewandter und weitgereister Schneider, der unter anderm auch $3^1/_2$ Jahre in Frankreich zugebracht hatte, im Jahre 1680 in Frankfurt a. M. eingewandert, hatte 1686 in der Reichsstadt das Meister- und Bürgerrecht erworben und sich mit der Tochter des Schneidermeisters Sebastian Lutz in erster Ehe verbunden. Aus dieser Ehe stammte ein Oheim des Dichters, der Zinngießermeister und Rathsherr Hermann Jakob Goethe, dessen „Dichtung und Wahrheit" nicht gedenkt. Im Jahre 1705 verheirathete sich der Schneidermeister Goethe, der seit 1700 Witwer war, zum zweiten mal mit Frau Cornelia Schelhorn, geborenen Walter,

Digitized by Google

einer im 37. Lebensjahre stehenden, noch sehr hübschen Witwe, welche als Erbin ihres ersten Gatten die Besitzerin des wohlangesehenen Gasthofs „Zum Weidenhof" auf der Zeil war. Friedrich Georg Goethe gab infolge dieser Heirath das erlernte Handwerk auf, ward Gasthalter „Zum Weidenhof" und lebte als solcher bis 1730. Wenn der hochverdiente, aber morose Arzt Johann Christian Senckenberg in seinen „Tagebüchern" dem Großvater des Dichters nachrühmt, „daß er die Musik wohlverstanden und ein artiger, aber hochmüthiger Kerl gewesen, der über seinem Hochmuth von Sinnen gekommen", so geht daraus wenigstens unzweifelhaft hervor, daß der Schneidermeister und Gastwirth eine weit über den damaligen Gesichtskreis seines Standes hinausgehende Bildung besaß. Der „Hochmuth" oder das erhöhte Selbstgefühl des Mannes macht es vollkommen verständlich, daß er seinem 1710 geborenen Sohne Johann Kaspar eine bedeutende und ehrenreiche Zukunft zu sichern strebte. Er sandte denselben 1725 nach einer der besten Bildungsanstalten jener Zeit, dem akademischen Gymnasium Casimirianum zu Koburg, das unter Director Verpoorten einen bedeutenden Aufschwung genommen hatte. Fünf Jahre besuchte der junge Johann Kaspar diese Anstalt und befand sich noch bei dem am 13. Februar 1730 erfolgten Tode seines Vaters daselbst, kehrte jedoch nach diesem Tode und bevor er die Universität bezog, nochmals nach Frankfurt zurück. In Leipzig und Gießen studirte dann Johann Kaspar die Rechte, trat als Praktikant beim Reichskammergericht zu Wetzlar ein und schloß seine Studien mit der im October 1738 zu Gießen erfolgenden Promotion zum Doctor beider Rechte äußerlich ab. Während der Studienjahre des Sohnes hatte Frau Cornelia Goethe den Gasthof „Zum Weidenhof" noch fortgeführt; 1735 verkaufte sie denselben, nachdem sie schon früher jenes Haus am Hirschgraben erworben hatte, in welchem danach der Dichter geboren wurde. Sie bewohnte dieses Haus in Gemeinschaft mit dem neuen Doctor juris, ihrem einzigen überlebenden Kinde. Aus diesem Hause trat Dr. Johann Kaspar auch die für sein und seines spätern Sohnes Leben so hochbedeutende Bildungsreise

Digitized by Google

an, welche damals nur wenigen besonders Glückbegünstigten und Lernbegierigen zutheil wurde. Ueber Wien und Venedig reiste der frankfurter Jurist nach Rom und Neapel, und die Monate, welche er in Italien verlebte, wurden die glücklichsten und unvergeßlichsten seines Lebens; die Erinnerungen aus Italien gaben dem Wesen des verständigen, etwas trockenen und steifen Reichsstädters einen Hauch und Schmelz, welche von seinen nächsten Umgebungen wohl empfunden wurden. Die Heimkehr Dr. Goethe's über Frankreich und Holland nach Frankfurt erfolgte, als eben das alte Deutsche Reich durch den Tod des letzten Habsburgers und den ersten Kriegszug Friedrich's II. in allen Fugen krachte. In der Zeit unmittelbar nach der Rückkunft versuchte der junge Rechtsgelehrte, ein städtisches Amt zu erhalten, und faßte, als ihm dasselbe abgeschlagen wurde, den Vorsatz, von jeder fernern Bewerbung abzustehen. Die Erzählung des Dichters ist umsonst unter Berufung auf die frankfurter Verfassungsverhältnisse angezweifelt worden: 1741 war weder Dr. Goethe's Stiefbruder Mitglied des Rathes, noch von einer Verwandtschaft mit den Textor's die Rede. Der wohlhabende Jurist konnte sich leicht unter die Zurückgezogenen, welche niemals unter sich eine „Societät machen" und „so isolirt gegen einander wie gegen das Ganze stehen", begeben. Er hoffte durch private Studien, durch die zahlreichen Liebhabereien eines vielseitig gebildeten Mannes seine Zeit wohl ausfüllen zu können. Um sich unter seinen Mitbürgern in dem erforderlichen Ansehen zu behaupten, verschaffte er sich (am 16. Mai 1742) von dem neuerwählten Kaiser Karl VII. (Karl Albrecht von Baiern) den Titel eines kaiserlichen Rathes. Derselbe pflegte hergebrachtermaßen an die Häupter der Republik Frankfurt, Schultheißen, Schöffen, regierende Bürgermeister, ertheilt zu werden, und der privatisirende Rechtsgelehrte war durch die erhaltene Würde „zum Gleichen der Obersten" geworden und konnte nicht mehr von unten anfangen. Als er sich fünf Jahre später zur Verheirathung entschloß, fiel seine Wahl auf die älteste Tochter des Reichs-, Stadt- und Gerichtsschultheißen, auch kaiserlichen Rathes Johann Wolfgang

Digitized by Google

Textor, die siebzehnjährige Katharina Elisabeth. Von einer Herzensneigung des jugendlich schönen, durch besondere Frische und Munterkeit ausgezeichneten Mädchens zu dem zwanzig Jahre ältern Manne konnte kaum die Rede sein; aber ebenso wenig lag es in der Empfindung und den Sitten bürgerlicher Lebenskreise jener Tage, die ernstgemeinte Bewerbung eines geachteten und vermögenden Mannes, wie der kaiserliche Rath Goethe war, auszuschlagen. Katharina Elisabeth ward die Braut und Dienstag den 20. August 1748 die Frau des Rechtsgelehrten, der sie in das mütterliche Haus am Hirschgraben einführte.

Nicht länger als die Goethe's waren auch des Dichters mütterliche Vorfahren, die Textors, in Frankfurt heimisch. Aus einer alten Gelehrtenfamilie stammend, welche den deutschen Namen Weber mit dem lateinischen Textor vertauscht hatte, war der Großvater des nachmaligen Reichs- und Stadtschultheißen, der berühmte heidelberger Jurist und kurpfälzische Hofrichter Dr. Johann Wolfgang Textor, erst in seinem 53. Lebensjahre (1691) von der Reichsstadt zu ihrem ersten Syndikus erwählt worden und hatte sich in Frankfurt niedergelassen, wo er 1702 starb. Der Vater des Stadtschultheißen, der mütterliche Urgroßvater des Dichters, stand nicht in Diensten der Stadt Frankfurt, und das nachmalige Stadthaupt selbst hatte sich, obschon 1693 in Frankfurt geboren, nach beendigten Rechtsstudien nicht in der Vaterstadt, sondern in Wetzlar seßhaft gemacht, wo er als Advocat beim Reichskammergericht wirkte, sich auch mit einer Tochter des Dr. juris und Kammergerichtsprocurators Cornelius Lindheimer, Anna Margarethe, verheirathete. Am 16. December 1727 wurde er, trotz des Widerspruchs der bürgerlichen Collegien, in Frankfurt zum Mitglied des Rathes erwählt, nahm schon am 18. December die Wahl an, leistete den Bürgereid und war von 1728 an eins der hervorragendsten und wichtigsten Glieder des reichsstädtischen Magistrats. Schon 1731 rückte er auf die Schöffenbank vor, vom 10. August 1747 bis zum 3. Juni 1770 waltete er als Schultheiß über der Stadt, und hatte nach dem Zeugniß seines leidenschaftlichen Feindes, des Arztes Dr. Johann Christian

Digitized by Google

Senckenberg (des Begründers der seinen Namen tragenden segensreichen Stiftungen), einen so unbeschränkten Einfluß, daß „die Esel im Rath ihm nachvotirten". Wie man auch sein politisches Verhalten beurtheilen mag, so hielt er sich trotz hoher Würden, kaiserlicher Rathstitel und goldener Gnadenketten mit seiner Familie streng innerhalb gewisser bürgerlicher Schranken; die Heirathen seiner jüngern Töchter mit dem Materialwaarenhändler Melber und dem Pfarrer Starck bezeugen, daß ihm der Gedanke, sich in das kastenmäßig geschlossene frankfurter Patriciat eindrängen zu wollen, vollkommen fern lag.

Aus diesen Andeutungen ergibt sich zur Genüge, welchem Familienkreise Wolfgang Goethe entstammte. Die Folge sollte zeigen, daß von den Elementen, deren er im eingangs angeführten kleinen Scherzgedichte erwähnt, hauptsächlich jene von Vater und Mutter empfangenen in des Dichters eigenem Wesen in geradezu einziger Mischung und Steigerung wiederkehrten, daß die glückliche und tief ursprüngliche Natur der jugendlichen, lebensfrohen Mutter in ihm überwog. Zur überraschenden Entwickelung seiner eigenthümlichen Anlagen trug von vornherein die besondere Erziehung bei, welche dem Knaben Wolfgang zutheil ward. Von fünf zwischen 1750 und 1760 nachgeborenen Geschwistern, zwei Brüdern und drei Schwestern, blieb nur eine, die erste Schwester Cornelia Friederike Christiane, am Leben; alle übrigen erlagen Kinderkrankheiten, unter denen auch die dem Leben erhaltenen Kinder, Wolfgang und Cornelia, nicht wenig zu leiden hatten. Das große Ereigniß der ersten Jugend des Knaben war nach seinem eigenen anmuthig anschaulichen Bericht der Um- und Neubau des väterlichen Hauses, welchen Rath Goethe alsbald nach dem 1754 erfolgten Tode seiner Mutter vornahm. Zur Umgehung der Bauordnung, welche die sogenannten Ueberhänge, das Hervortreten der obern Geschosse über die untern bis auf einen untersagte, „um den vorspringenden Raum im zweiten Stock auch nicht aufzugeben", entschloß sich Dr. Johann Kaspar, den Bau so durchzuführen, daß die neuen Theile seines Hauses gleichsam eingeschaltet wurden. Um den

Digitized by Google

Charakter einer Reparatur aufrecht zu erhalten, blieb er mit seiner Familie in dem zerstörten Hause wohnen und entschloß sich erst, als der Regen in die Betten der Kinder rann, dieselben bis zur Vollendung des Hauses guten Freunden und einer öffentlichen Schule anzuvertrauen. Die frankfurter sogenannten Quartierschulen befanden sich jedoch im schlechtesten Zustande; die Abneigung des Rathes Goethe gegen dieselben war völlig gerechtfertigt und der Entschluß, die Erziehung und den Unterricht seiner Kinder so fest als möglich in seiner Hand oder unter seiner Aufsicht zu behalten, durchaus verständig. Ein lehrhafter Zug seiner Natur unterstützte den Vater des Dichters in seinen pädagogischen Bemühungen; die vielen Stunden, welche ihm sein privates Rechtsstudium und seine mäßigen Liebhabereien übrigließen, sollten den Kindern zugute kommen. Dr. Johann Kaspar ertheilte die meisten Lehrstunden selbst und überwachte die übrigen. Ein Heft Goethe'scher Schönschriften auf der frankfurter Stadtbibliothek (herausgegeben von Dr. Heinrich Weißmann) zeigt, welche Uebungen in deutscher, französischer, lateinischer und griechischer Sprache Wolfgang in den Jahren 1757—59 unter Anleitung des Vaters vornahm, und wie früh sich der Trieb zur geschlossenen Form in dem Knaben regte. Die Dictate des Vaters, wie die Ausarbeitungen des Sohnes belegen, daß der erstere vor einer gewissen Mannichfaltigkeit nicht zurückschrak und Phantasie, Urtheilskraft und moralische Gesinnung zugleich zu wecken versuchte, daß der letztere schon jetzt eine Vorliebe für die dialogische und die poetische Form bekundete. Der Bericht, den Goethe über die Lektüre seiner Knabenjahre gibt, bestätigt vollkommen, daß sein junges Gehirn „schnell genug mit einer Masse von Bildern und Begebenheiten, von bedeutenden und wunderbaren Gestalten und Ereignissen angefüllt" wurde, und daß er nie Langeweile haben konnte. Im Gegentheil erscheint es begreiflich, daß die Buntheit des Lehrstoffs, den er von Gottfried's „Chronik" und Anson's „Reise um die Welt" bis zur „Insel Felsenburg" und den Löschpapierdrucken der alten Volksbücher in sich aufnahm, eine gewisse Frühreife fördern mußte. Und obschon es dem Knaben an

Digitized by Google

Jugendgespielen nicht fehlte und er mit der Schwester Cornelia in einem viel innigern Verhältniß stand, als Bruder und jüngere Schwester im gewöhnlichen Laufe der Dinge zu stehen pflegen, so gesellte sich dem Einfluß über sein Alter hinausreichender Bücher der eines höchst lebendigen Verkehrs mit zahlreichen Erwachsenen hinzu, welche an dem aufgeweckten und eigenthümlichen Knaben Interesse bezeigten. Schon in gewöhnlichen Zeiten würde dieser Verkehr Fähigkeiten und Selbstgefühl des Begabten rasch gesteigert haben; um wie viel mehr mußte dies in den bewegten Jahren geschehen, die mit Wolfgang's achtem Geburtstag begannen.

War es an sich eine Begünstigung, in der zugleich alterthümlichen, tausend bedeutende Erinnerungen anregenden und vom mannichfaltigsten Leben der Gegenwart erfüllten Reichsstadt emporzuwachsen, hatte sich diesen Eindrücken die Besonderheit des väterlichen Hauses mit seinen Bücher- und Bilderschätzen, seinen römischen Prospecten und andern Andenken aus Italien, seiner Naturaliensammlung hinzugesellt, welche den Knaben mit lebendigen Anschauungen nährte, so traten mit der Rückwirkung des Siebenjährigen Kriegs auf Vaterstadt und Familie Goethe's Erlebnisse und Erfahrungen anderer Art ein, als sie das reichsstädtische Leben im Frieden gewährt hätte. In die allzu weiche, warm-behagliche Luft reichsstädtischer Gewohnheit drang mit einem mal ein scharfer Hauch; durch die Kriegswetter hindurch that sich eine neue Welt auf für Deutschland und auch für den Knaben Goethe. Bedeutungsvoll war es schon, daß er bei dem Ausbruch des Kriegs die eigenen Umgebungen in tiefgehendem, ernstem Zwiespalt sah. Der Vater Wolfgang's war, wie beinahe alle bürgerlich strebsamen, unabhängigen Männer jener Zeit, von Enthusiasmus für den Preußenkönig erfüllt, der einer Welt in Waffen zu widerstehen vermochte. Der Großvater Textor und die Oheime standen auf der österreichischen Seite und freuten sich des Reichskriegs, der gegen Friedrich II. beschlossen war. Es kam zu unliebsamen Erörterungen, zu heftigen, leidenschaftlichen Zerwürfnissen unter den nahen Verwandten; sie konnten bald, nach Goethe's Bericht, „einander

Digitized by Google

nicht auf der Straße begegnen, ohne daß es Händel setzte, wie in «Romeo und Julia»". Wolfgang stand natürlich bei der Partei des Vaters, war „auch preußisch oder, um es richtiger zu sagen, Fritzisch gesinnt: denn was ging uns Preußen an? Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte". So freute sich der Knabe mit dem Vater gemeinschaftlich der glänzenden Siege Friedrich's, schrieb gern die Kriegslieder und „fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei ab, so platt die Reime auch sein mochten". Die Verbreitung der preußenfreundlichen Gelegenheitspoesie und Publicistik scheint in Frankfurt sehr stark gewesen zu sein, alle Maßregeln, welche der österreichisch gesinnte Magistrat dagegen ergriff, halfen bis zum Eintritt der Katastrophe von 1759 nichts oder wenig.

Diese Katastrophe bestand bekanntlich in der Ueberrumpelung und gewaltsamen Besetzung der Reichsstadt Frankfurt durch die französischen Bundesgenossen des Reiches und der Kaiserin. Die französische Armee, welche gegen den König von Preußen focht, glaubte der wohlbefestigten, an Hülfsmitteln aller Art reichen Stadt als Stützpunkt ihrer Operationen nicht länger entrathen zu können und ergriff am 2. Januar 1759 Besitz von derselben, um sie erst im December 1762 und Februar 1763 vollständig wieder zu räumen. Die überwältigte Stadt mußte schon in den nächsten Tagen in eine Convention willigen, laut deren acht Regimenter Franzosen in Frankfurt selbst stehen blieben, hatte fortan jahrelang schwere Einquartierungslasten zu tragen und sah sich, trotz der feierlichen Gewährleistung ihrer Verfassung und Verwaltung, ihres Handels und ihrer Rechtspflege, so ziemlich in die Willkür der französischen Commandanten gegeben. Im Goethe'schen Hause ward gleich vom Beginn der Occupation an ein höherer Offizier einquartiert, der im Namen des Königs Streitigkeiten zwischen Soldaten und Bürgern, Ehrenhändel und Schuldensachen zu schlichten hatte. Dies war Herr du Thoranc aus Grasse in der Provence, als der „Königslieutenant" Graf Thorane in Goethe's Schilderung zu einer

Digitized by Google

Unsterblichkeit gelangt, von der er sich beim Einzuge in das Haus auf dem Hirschgraben nichts träumen ließ.

Goethe's Vater, durch die Vergewaltigung der Stadt und die Anwesenheit einer Armee, die ihm recht eigentlich als eine feindliche galt, schmerzlich erregt, ja erbittert, grollte allen Franzosen viel zu tief, um sich durch die persönliche Liebenswürdigkeit seines militärischen Hausgenossen versöhnen zu lassen. Schlimmer als die Last der Einquartierung selbst drückte den Hausherrn die Ueberzeugung, daß die gesammte Besetzung Frankfurts im Einverständniß mit den höchsten städtischen Behörden erfolgt sei, daß sein Schwiegervater, Schultheiß Textor, zu denen gehöre, welche die Unabhängigkeit Frankfurts verrathen hatten. Das Tagebuch des galligen, Textor durchaus feindlich gesinnten Arztes Senckenberg weiß von einer Scene zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn aus dem Frühjahr 1760 bei Gelegenheit einer Kindtaufe im Hause des Pfarrers Starck zu berichten, welche alles hinter sich läßt, was Goethe von den Familienzerwürfnissen selbst erzählt. Infolge der ingrimmigen, jedenfalls unberechtigten Anschuldigungen des Rathes Goethe gegen den Schwiegervater, die Stadt den Franzosen für Geld überliefert zu haben, warf der Schultheiß ein Messer nach dem zürnenden Schwiegersohne, und dieser zog den Degen — die Frauen hatten nur zu gute Gelegenheit, ihre Kunst des Vertuschens und Beschwichtigens zu üben. Auch blieb es nicht bei solchen immerhin aufregenden und bedenkliche Blicke in das Weltwesen eröffnenden Vorfällen. Am Charfreitag 1759 ward in der Nähe Frankfurts die Schlacht von Bergen geschlagen, in welcher die Franzosen einen der wenigen Siege davontrugen, die sie im Siebenjährigen Kriege zu verzeichnen hatten. Goethe's Vater, welchem eine Niederlage derselben nur zu gewiß gewesen war, ließ sich im Unmuth der Enttäuschung hinreißen, dem Herrn von Thoranc zu sagen: „Ich wollte, sie hätten euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren sollen", und hatte es danach nur der Rücksichtnahme des Franzosen auf Frau und Kinder des Hauses zu danken, daß er nicht

Digitized by Google

auf die Hauptwache geschickt und als Wortführer der preußischen Partei streng bestraft ward.

Mit alledem und trotz alledem war die unruhige Zeit seit 1759 für die Entwickelung des jugendlichen Goethe von bedeutendem und wesentlich günstigem Einfluß. Da sein Vater die Neigung hatte, zu viel zu erziehen, sich gleichsam jedes Augenblicks seiner Kinder zu bemächtigen, sie auch in ihren Spielen und Erholungen seinen Zwecken anzubilden, war es für Wolfgang und seine Schwester nicht blos behaglich, sondern geradezu vortheilhaft, „von strenger Zucht einigermaßen entbunden zu sein". So wirkten die buntern Scenen des Außenlebens, die Anregungen des französischen Theaters, das während der Occupation bestand, und das der Knabe mit der Freikarte des Großvaters an vielen Abenden besuchen durfte, der eigenthümliche Verkehr mit dem Königslieutenant, mit den frankfurter Künstlern, die dieser während seines Aufenthalts im Goethe'schen Hause beschäftigte, das ganze bewegtere Leben im Hause selbst auf eine rasch empfängliche Phantasie und einen regsamen Geist, der kaum Nahrung genug empfangen konnte. Als Herr von Thoranc endlich das Vaterhaus Wolfgang's verließ und größere Ruhe in demselben einkehrte, hatte der Dichter inzwischen das 13. Lebensjahr erreicht, und so viel ihm der Vater auch ansann und obschon mit dem wieder erwachenden Lebensbehagen desselben auch die gelockerten Zügel wieder schärfer angezogen wurden, Wolfgang behielt etwas von der in diesen Jahren gewonnenen frühen Selbständigkeit. Bezeichnend für das innerste Wesen und die ganze spätere Entwickelung Goethe's ist es, daß er um diese Zeit die zerstörende Ueberfülle der Bildungsmittel empfand, welche ihm unablässig zugeführt wurden, und durch Erfindung einer Art Romans, eines Familienbriefwechsels in verschiedenen Sprachen, Sammlung suchte; daß er sich gleichzeitig in die ersten Bücher des Alten Testaments hineinlas, ja hineinlebte, um seinen Geist, seine Gefühle auf einen Punkt zu einer stillen Wirkung zu versammeln. „Wenn eine stets geschäftige Einbildungskraft mich bald da, bald dorthin führte, wenn das Gemisch von Fabel und Geschichte, Mythologie und

Digitized by Google

Religion mich zu verwirren drohte, so flüchtete ich gern nach jenen morgenländischen Gegenden; ich versenkte mich in die ersten Bücher Mosis und fand mich dort unter den ausgebreiteten Hirtenstämmen zugleich in der größten Einsamkeit und in der größten Gesellschaft." Gewiß waren es unreife, völlig unselbständige, mehr erlesene als erlebte Versuche, in denen sich der Knabe Goethe damals erging; das Epos „Joseph" in biblischer Prosa blieb durchaus eine Schülerarbeit; aber in dem Drange, seine Eindrücke und Stimmungen auf einem Punkt zu einigen, in der Zuversicht, vermittels poetischer Gestaltung das innere Gleichgewicht jederzeit wiederzugewinnen, lag ein Stück Zukunft. Natürlich äußerte sich dies alles bei dem Jugendlichen mehr unbewußt, als es in „Dichtung und Wahrheit" dargestellt erscheint.

Der Friede, welcher im Frühling 1763 über dem alten Reiche und der alten Stadt Frankfurt aufging, fand Wolfgang Goethe bereits in voller Vorbereitung auf das Universitätsstudium. Der Vater hatte ihm zu dieser Zeit den Gang seines künftigen Lebens so oft und so deutlich vorgezeichnet, daß sich der Knabe in seinen Träumen schon auf der Schöffenbank der Reichsstadt hätte erblicken können. Am Sohne wünschte der kaiserliche Rath die Erfolge zu erleben, die ihm selbst versagt geblieben waren, und da er die ungewöhnliche Begabung Wolfgang's im stillen vollkommen würdigte, so zweifelte er am wenigsten daran, daß derselbe einst alle seine Wünsche und Hoffnungen erfüllen werde. Der Knabe hatte sich lange an dem Märchen ergötzt, daß er in Leipzig die Rechte studiren, an einer zweiten Universität promoviren, nach Wetzlar, Regensburg, Wien und Italien gehen sollte; er hatte sich das Ziel stecken lassen, als frankfurter Advocat, Rathsherr und womöglich Stadthaupt den Namen Goethe zu Ehren zu bringen. Wenn nebenbei aus den sauber geschriebenen und gebundenen Quartanten poetischer Versuche, mit denen er schon jetzt die Zufriedenheit des viel fordernden Vaters errang, eine literarische Berühmtheit hervorwuchs, so hatte Dr. Johann Kaspar, welcher die römischen und italienischen Classiker, die besten deutschen Dichter der vor-Klopstock'schen Periode nicht blos auf seinem Bücherbord hielt,

Digitized by Google

sondern in seiner Weise ein Kenner und Schätzer der Literatur war, nicht das mindeste dagegen einzuwenden. Von dem tief selbständigen Triebe und dem weit abweichenden geistigen Bedürfniß des Sohnes scheint er weder damals, noch viel später eine Ahnung gehabt zu haben; er wußte nicht, daß Wolfgang bereits jetzt, zwischen 1763 und 1765, eine ausgeprägte Abneigung gegen den künftigen Lebensplan empfand, daß er dringend wünschte, sich dem Studium der Alterthumswissenschaft zu widmen und damit zu einer spätern akademischen Lehrstelle zu befähigen, daß er vorgezogen haben würde, seine Studien in Göttingen, statt in Leipzig zu beginnen. Indeß, auch wenn er es gewußt hätte, würde Goethe's Vater nicht daran gedacht haben, auch nur einen Theil der Pläne und Lieblingsvorstellungen so vieler Jahre fahren zu lassen; nach Rath Goethe's oder vielmehr nach der Anschauung der ganzen Zeit war es am Sohne, sich zu fügen.

Während nun Goethe zwischen den bezeichneten beiden Jahren die Vorstudien für die Hochschule beständig weiter ausdehnte, sich tiefer in die römischen Dichter und Prosaiker hineinlas, den ungeduldigen Wünschen des Vaters entsprechend, sich einige juristische Prolegomena in dem „Kleinen Hopp" und dem „Kleinen Struve" gefallen ließ, auch den unerläßlichen Reit- und Fechtunterricht nahm, entspann sich aus zufälligen Verbindungen und der jugendlichen Eitelkeit, mit welcher er sich der leichten Ausübung seines poetischen Talents erfreute, ein Schicksal bedenklicher Art. Einzig und allein Goethe's Erzählung im fünften Buch seiner Selbstbiographie hat der Welt die Kenntniß von Vorgängen vermittelt, welche der Dichter leicht hätte verschweigen können und welche hinterdrein so wenig actenmäßig zu belegen und aufzuhellen sind, daß gewisse Forscher die ganze Erzählung für ein Stück Dichtung zu halten geneigt sind. Warum Goethe, wenn er einen frühen persönlichen Liebesroman erfinden wollte, denselben mit so wunderlichem Beiwerk ausgestattet hätte, ist schwer zu verstehen; viel glaubhafter erscheint es, daß Goethe in der Hauptsache durchaus wirkliche Vorgänge berichtet hat. Die früh erweckte Neigung, selbständig außer dem

Digitized by Google

väterlichen Hause Unterhaltung und Verkehr zu suchen, hatte den jugendlichen Wolfgang, durch Vermittelung eines Jugendgespielen, in engere Verbindung mit einigen jungen Gesellen niedern Standes geführt, die, weil sie durch die Schule gelaufen, manche Kenntniß und eine gewisse Bildung hatten, als Advocatenschreiber, Hauslehrer der geringern Klassen, Mäklergehülfen mancherlei Erwerb betrieben. Sie schmeichelten Wolfgang durch Bewunderung seiner poetischen Begabung, beuteten die letztere für ihr Vergnügen aus, insofern sie die Erträge von Gelegenheitsgedichten, die bei ihnen bestellt wurden und die der junge Goethe anfertigte, gemeinsam verschmausten, und bedienten sich der Fürsprache des Knaben bei seinem Großvater Textor, um einen der Ihrigen in eine gute städtische Subaltern-Beamtenstelle einzuschieben. Goethe würde in Gesellschaft dieser Vettern, die er als zwar nicht gemeine, aber doch gewöhnliche Menschen bezeichnet, trotz ihrer Ausflüge nach Niederrad und ihrer abendlichen Weingelage, schwerlich längere Zeit ausgehalten haben, wenn nicht ein erster Liebeszauber sein Herz gerührt und sein ganzes Wesen befangen hätte. Eine junge Verwandte der Vettern, Gretchen, „ein Mädchen von ungemeiner und, wenn man sie in ihrer Umgebung sah, von unglaublicher Schönheit", Gehülfin in einem Putzladen, versetzte durch natürliche Feinheit und lebendige Theilnahme an Goethe's Welt den werdenden Jüngling in einen Liebestraum, der ihm um so beseligender dünkte, als dieser Traum der Zeit nach mit dem Getümmel und den bunten Schauspielen der Wahl und Krönung Joseph's II. zum römischen König und Nachfolger im Reiche zusammenfiel. Es war die letzte Krönung, die im Vollgefühl von des ewigen Reiches Dauer mit allem Pomp und mit den zum Mummenschanz gewordenen mittelalterlichen Bräuchen vor sich ging, und in Goethe's farbenfrischer Schilderung ein unsterbliches Leben gewann. Wolfgang erfreute sich in den bewegten Vorwochen und noch am eigentlichen Krönungstage selbst des Doppelgenusses der glänzenden Aufzüge, der bewegten Stadt und seiner heimlichen Neigung, welche natürlich eine völlig kindlich-unschuldige war und blieb. Noch mitten in den Festen sah sich der

Digitized by Google

Träumer unsanft aufgeschreckt: eine vom Magistrat angeordnete Privatuntersuchung (deren Acten jedenfalls vernichtet sind) enthüllte ihm, daß er bedenkliche Gesellschaft, der allerhand Vergehen, Verbrechen und böse Händel vorgeworfen wurden, wenigstens gestreift habe. Seine unmittelbaren Bekannten, deren Familie auch Gretchen angehörte, kamen freilich mit einem leichten Verweis davon; das junge Mädchen kehrte, ohne daß Wolfgang sie wiedersah, in ihre uns unbekannte Heimat zurück; aber das ganze Erlebniß knickte die Blüte harmlosen jugendlichen Vertrauens in Goethe's Seele, wirkte lange nach, und die Schmerzen, die der leidenschaftliche Knabe damals empfunden, durchzitterten noch nach einem halben Jahrhundert die Erinnerung Goethe's an jene schlimmen Tage.

Uebrigens brachten die eigene elastische, lebensvolle Natur, die zärtliche Theilnahme von Mutter und Schwester, die kluge Selbstbeherrschung des Vaters, der dem ganzen Vorfall keinen größern Werth beilegte und die freie Bewegung Wolfgang's nicht mehr beschränkte, als nothwendig war, den innerlich Erschütterten bald wieder ins Gleichgewicht. Immerhin ist es zu glauben, daß dem Jugendlichen nach dieser frühen bittern Erfahrung die Vaterstadt verleidet war, daß er sich hinwegsehnte, und weder beim Zeichnen nach der Natur, welches er in den Sommern von 1764 und 1765 eifrig betrieb, noch im geselligen, halbgalanten Verkehr mit den Freundinnen Cornelia's (Charitas Meixner, den drei Schwestern Gerok, den beiden Schwestern Crespel) sein wachsendes Verlangen, sich auf eigene Füße zu stellen, besiegen konnte. Die Vorstellung, welche ihn dabei beherrschte, war die, daß er in Leipzig, wohin er nach dem Machtgebot des Vaters zunächst gehen mußte, sich sofort philologischen und literarischen Studien zuwenden wolle. Schon jetzt betrieb er eifrig die Geschichte der alten Literatur und „verwirrte sich eher als er sich bildete durch anhaltenden, hastigen, Tag und Nacht fortgesetzten Fleiß".

Anfang October 1765 verließ Goethe, nicht viel über sechzehnjährig, Frankfurt und das Vaterhaus, und fuhr auf

Digitized by Google

der alten frankfurt-leipziger Straße seinem Bestimmungsorte entgegen. Die schlimmen Reiseabenteuer der Zeit blieben auch ihm nicht erspart; von der Anstrengung, den bei Auerstädt stecken gebliebenen Wagen freimachen zu helfen, trug er einen körperlichen Schmerz davon, der zu schlimmern Uebeln den Grund legte. Doch kam er im ganzen, wie der Schüler im „Faust", „mit allem guten Muth, leiblichem Geld und frischem Blut" in Leipzig an, wo er im Hause „Zur großen Feuerkugel" (zwischen der jetzigen Universitätsstraße und dem Neumarkt gelegen) Quartier fand und am 19. October als Mitglied der „bairischen Nation" inscribirt ward. Schon am nächstfolgenden Tage versicherte er seinem frankfurter Freunde Riese brieflich, daß es ihm wunderbar gut ergehe, und rief ihm zu: „Stellt euch ein Vögelein auf einem grünen Aestelein in allen seinen Freuden für, so leb' ich!" Das Gefühl der neuen Freiheit machte sich übermüthig geltend und ließ ihn vergessen, daß er seine neue Laufbahn mit einer Niederlage seiner geheimen Hoffnungen, Pläne und Vorsätze begann. Gleich in den ersten Tagen seiner Anwesenheit hatte er dem Hofrath Professor Böhme, dem Historiker, an den er besonders empfohlen war, seine Abneigung gegen die Jurisprudenz und sein Verlangen nach den Alterthumswissenschaften offen bekannt, sich aber alsbald dem pflichtmäßigen Einspruch desselben gefügt, die nöthigen juristischen Vorlesungen belegt, und lediglich durchgesetzt, einige philologische und literarische Collegia (bei Ernesti, Gellert u. a.) hören zu dürfen. Goethe bewährte hier zum ersten mal jene Fügsamkeit in zwingende äußere Verhältnisse, welche sein Leben hindurch mit dem stärksten Unabhängigkeitssinne, dem unbedingten Festhalten alles dessen, was ihm innerlich nothwendig und unentbehrlich dünkte, gepaart blieb.

Im übrigen wiederholte sich in Goethe's leipziger Universitätsjahren genau das, was sich fast zwei Jahrzehnte früher in den Studienjahren Lessing's ereignet hatte. Wie grundverschieden der jugendliche Lessing und der jugendliche Goethe auch waren: sie trafen in dem Einen Punkte zusammen, daß sie mit Vorkenntnissen und geistigen Regungen zur Universität kamen,

Digitized by Google

für welche sie in den üblichen Vorlesungen weder Befriedigung noch Förderung finden konnten. Der junge Goethe hatte schon in Frankfurt von den Anfängen der Rechtswissenschaft zu viel vorausgenommen, um jetzt im Hörsaale, wo er „gerade so viel wußte, als der Lehrer zu überliefern für gut fand", lange aushalten zu können. Aber auch Gellert, an dessen weinerlich-sanftem Tone der kräftige Jüngling Anstoß nahm, dessen Lehren er wol der Schwester gegenüber in französischen Briefen wiederholte, doch für sich selbst nicht befolgte, auch die Winckler'schen Vorlesungen über Philosophie und Physik, die er auf Böhme's Rath belegte: sie alle ließen den Durst nach Leben, tiefer Erkenntniß und sichern Grundanschauungen, von welchen der Siebzehnjährige erfüllt war, vollkommen ungestillt.

Zu dem Misbehagen, welches ihm die Collegien verursachten, gesellte sich rasch genug die Demüthigung des Selbstgefühls, das er als angehender Poet von Frankfurt mit sich gebracht. Neben andern Plänen sollte ein Trauerspiel „Belsazar" ausgeführt und vollendet werden: in den Briefen an die Schwester wird eine Probe desselben in Alexandrinern mitgetheilt, die verdient hätte, in Gottsched's „Deutscher Schaubühne" zu prangen. Allein schon im ersten Winter von 1765 zu 1766 drang genug von der leipziger Kritik auf ihn ein, um seinen naiven Glauben an die gepriesenen Poeten des Tages zu zerstören, um ihm seine eigenen poetischen Versuche in sehr bedenklichem Lichte erscheinen zu lassen. Bereits in einem Briefe vom 28. April 1766 an Riese gestand er ein, er habe sich ehedem eingebildet, daß die Götter sich zu ihm herabließen, und nunmehr komme er sich vor wie der Wurm, den ein Wirbelwind zugleich mit dem Staube emporgetragen habe, der wieder herabgesunken sei und jetzt wie zuvor krieche. Er tröstet sich allerdings mit der Betrachtung, daß er von seinem zehnten Jahre an Verse geschrieben und geglaubt habe, sie seien gut; jetzt, da er in seinem siebzehnten Jahre sehe, daß sie schlecht seien, sei er doch sieben Jahre älter und mache sie um sieben Jahre besser. Indeß konnten ihm diese wiederholten Aufwallungen des jugendlichen Selbstgefühls

Digitized by Google

die Kämpfe nicht ersparen, denen er um so gewisser entgegenging, je echter und unzerstörbarer der poetische Antrieb in ihm war. Wenn er „Poesie und Prosa, Pläne, Skizzen und Entwürfe zugleich auf dem Küchenherde verbrannte", so war er damit allein noch wenig gefördert. Das unruhige Suchen und Streben nach eigenem lebendigen Gehalt und vollendeter Form lebte in allen deutschen Talenten jener Zeit und also auch in Goethe. „Er suchte nach einem Muster, dem er sich vertrauensvoll anschließen, nach einer Lehre, die ihn über sich selbst und sein Wollen sowie über das Wesen der Kunst aufklären konnte" (Bernays), er empfand es bitter, daß weder Gellert, noch Clodius, noch einer der Freunde, welche mit ihm gemeinsam Theilnahme für die deutsche Literatur hegten, einen sichern Führer abzugeben vermochten.

Nur natürlich war es, daß diese Zweifel und Misempfindungen auf einzelne Stunden beschränkt blieben, während die Tage und Wochen zunächst im Vollgenuß des Lebens verrauschten. Zur tonangebenden Gesellschaft Leipzigs vermochte der Student, trotz guter Empfehlungen, die er mitbrachte, und der frühen Gewöhnung an die Bedingungen des geselligen Verkehrs, kein dauerndes Verhältniß zu gewinnen. Man spielte ihm, sächsisch rechthaberisch und kleinlich, wie man in den Kreisen von Klein-Paris damals war, eben zu übel mit, verargte ihm seine wenig modische Kleidung, seine oberdeutsche, mit Sprichwörtern, glücklichen Gleichnissen und anschaulich-sinnlichen Ausdrücken durchsetzte Mundart, nahm Anstoß an seiner Lebhaftigkeit und raschen Beweglichkeit, sann ihm an, „zugleich Denkweise, Einbildungskraft, Gefühl, vaterländischen Charakter" aufzuopfern, und quälte ihn derart, daß er kaum mehr wußte, wie er sich über die gemeinsten Dinge zu äußern hatte. Schon im ersten Jahre begann sich Goethe daher aus dem Hause der Hofräthin Böhme und ähnlichen Kreisen zurückzuziehen; im Sommer 1766 vertauschte er (zuerst aus Anlaß des Besuchs seines Landsmanns Johann Georg Schlosser) den Mittagstisch bei Hofraths Ludwig mit einem solchen im Hause des Weinhändlers Schönkopf, dessen Frau eine geborene Frankfurterin war, und

Digitized by Google

schränkte seinen Umgang vorzugsweise auf den Kreis ein, welcher sich mittags in diesem (am Brühl gelegenen) Hause vereinigte. Unter den Tischgenossen Goethe's befanden sich, neben einigen ältern Männern, wohlgestellten Junggesellen, auch sein frankfurter Freund, der Rechtsstudent Johann Adam Horn, der inzwischen in Leipzig angelangt war, der junge Advocat Dr. Kanne, der nachmalige Oberhofgerichtsassessor und spätere Bürgermeister von Leipzig Hermann, die livländer Brüder von Olderogge, ein von Lieven und ein von Reutern. Andere gingen während der Messen ab und zu, wo sich das Schönkopf'sche Weinhaus gleichsam erweiterte. Der engere Kreis lebte mit dem Hausherrn und seiner Familie in so traulichem Verkehr, daß Goethe 1768 von Frankfurt aus an Papa Schönkopf schreiben konnte: „Ich brauche Sie nicht zu bitten, sich meiner zu erinnern; tausend Gelegenheiten werden kommen, bei denen Sie an einen Menschen gedenken müssen, der dritthalb Jahre ein Stück Ihrer Familie ausmachte; der Ihnen wol oft Gelegenheit zum Unwillen gab, aber doch immer ein guter Junge war, und den Sie hoffentlich manchmal vermissen werden." Das Leben der Tischgesellschaft im Schönkopf'schen Hause, die eigenthümlichen Beziehungen der jüngern Männer zu den Hauswirthen und der Tochter des Hauses Anna Katharina, die Mischung von Rückhaltung und Vertraulichkeit, die Gesellschaftsspiele, die musikalischen und theatralischen Aufführungen, welche man im Hause veranstaltete: alles beschwört das Bild einer Zeit und gesellschaftlicher Verhältnisse herauf, denen wir völlig entrückt sind. Für Goethe wurde die kleine Welt, in der er trotz seiner Jugend, wenn nicht der Mittelpunkt, doch ein besonders geschätztes Glied war, durch die Neigung, welche er für Käthchen Schönkopf faßte, eine Neigung, die sich im Verlauf der Zeit zur Leidenschaft steigerte, zu einer Lebensschule. Die Liebe, welche ihm das anmuthige, muntere und in ihrer Art gebildete Wirthstöchterlein einflößte, der er sich überließ, während er nicht aus dem Auge verlor, daß man am frankfurter Hirschgraben zu diesem Jugendglück schwerlich Ja und Amen sagen werde, und daher nur einige wenige Freunde, wie Horn, Moors und den

Digitized by Google

gleich zu erwähnenden Behrisch, ins Vertrauen zog, war anfänglich kaum mehr als ein unschuldiges Spiel, wie es in jener Zeit für erlaubt galt. Freilich empfand Goethe bald, daß das kluge, drei Jahre ältere Mädchen, welches von gar vielen Verehrern umworben wurde, das bedenkliche Geschick besaß, es mit keinem ihrer Anbeter zu verderben und „ihre Verehrer mit Freundschaft einzusalzen". Und während das Treiben in dem kleinen Hause am Brühl bunt und belebt genug war, zur Mittagsgesellschaft sich literarisch gefeierte Männer, wie Zachariä und Engel, einfanden, der Abendkreis sich um Behrisch vereinigte, während man Sonntags bei der Punschbowle Lieder sang und Studiosus Wolfgang seine Stimme neben dem frischen Sopran Käthchen Schönkopf's hören ließ, während man Krüger's „Herzog Michel" aufführte, fühlte Goethe seine Liebe zu dem Mädchen wachsen und begann sie mit Eifersüchteleien zu plagen. Er erkannte die Aussichtslosigkeit seiner Liebe, mußte an seinen Freund Moors schreiben: „Ich liebe ein Mädchen ohne Stand und ohne Vermögen, und jetzo fühle ich zum allererſten mal das Glück, das eine wahre Liebe macht. — Das fürtreffliche Herz meiner S. ist mir Bürge, daß sie mich nie verlassen wird, als dann, wenn es uns Pflicht und Nothwendigkeit gebieten werden, uns zu trennen", begehrte aber von seinem Mädchen das gleiche starke Gefühl des Augenblicks, das ihn selbst erfüllte, hatte darunter zu leiden und trübte, wie er selbst zugestand, auch Käthchen nicht wenige Stunden. Erst die Briefe an Behrisch haben es erschlossen, bis zu welcher Stärke, ja Wildheit, Goethe's Eifersucht gestiegen war, als er inne werden mußte, daß Demoiselle Schönkopf ihr Herz einem andern geschenkt habe, der auch ihre Hand verlangte. Einstweilen ward das Auf und Ab dieser Jugendliebe Anlaß, daß Goethe in Liedern und dem kleinen lyrischen Spiel „Die Laune des Verliebten" zum ersten mal Erlebtes, innerlich Erfahrenes poetisch zu gestalten begann. Sehr früh ward er in diejenige Richtung geführt, von der er sein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, „nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder

Digitized by Google

sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen".

Nicht geringen Antheil an der frühen Fähigkeit, sich kurz zu fassen, an dem sichtlichen Bestreben, der Breite und dem Wortreichthum der seitherigen deutschen Poesie zu entrinnen, hatte der erwähnte Genosse seiner leipziger Studententage, Ernst Wolfgang Behrisch, damals Hofmeister eines in Leipzig studirenden Grafen von Lindenau aus Dresden, später durch Gellert's Verwendung Erzieher am Hofe zu Dessau, welcher, dank dieser Stellung, zeitlebens mit Goethe in freundschaftlichem Verkehr blieb. Schon in jungen Jahren ein Sonderling, ein geborener Hageſtolz, besaß Behrisch eine treffliche Bildung, und die Mißachtung, welche er gegen Gelehrte, Schöngeister und Künstler seiner Umgebung empfand, kam Wolfgang Goethe in mehr als Einem Sinne zugute. Die Forderungen, die Behrisch stellte, und die in der Warnung vor allem zu frühen Druckenlassen gipfelten, und selbst die wunderliche Reinschrift der Goethe'schen Gedichte, von welcher „Dichtung und Wahrheit" so ergötzlich erzählt, waren eindringliche Mahnungen zur Kürze und Bestimmtheit. Die Zeitvergeudung, deren er und seine jüngern Freunde sich schuldig machten, wollte wenig bedeuten gegenüber dem Gewinn an Einsichten, Urtheilen und der größern Reife, welche der junge Goethe aus diesem Umgange davontrug. Freilich währte derselbe nur bis zum Herbst 1767, wo Behrisch Leipzig verließ. Als im October 1766 das alte Theater in Leipzig geschlossen, das neue eröffnet worden war, hatte Professor Clodius einen Epilog und Prolog verfaßt, der den Spott der jugendlichen Gesellen herausforderte, und den Goethe in einem bombastischen Gedicht „An den Kuchenbäcker Hendel in Reudnitz" parodirte. Da das betreffende Gedicht im Kuchengarten mit Bleistift an die Wand geschrieben stand und die jungen Freunde Goethe's dafür sorgten, ihm soviel als möglich Verbreitung zu geben, so ward Goethe's Name in Leipzig zuerst mit jener Misbilligung genannt, die würdiger Localpatriotismus allezeit übermüthiger Kritik entgegenzusetzen pflegt. Kurze Zeit darauf ließ Clodius sein redneriſches Rührschauspiel „Medon

Digitized by Google

oder die Rache des Weisen" aufführen, und Goethe verfaßte unmittelbar nach der Aufführung einen „Prolog in Knittelversen, in welchem Arlekin mit zwei großen Säcken auftritt, sie an beide Seiten des Prosceniums stellt und den Zuschauern vertraut, daß in den beiden Säcken moralisch-ästhetischer Sand befindlich sei, den ihnen die Schauspieler sehr häufig in die Augen werfen würden. Der eine sei nämlich mit Wohlthaten gefüllt, die nichts kosteten, der andere mit prächtig ausgedrückten Gesinnungen, die nichts hinter sich hätten". Die Kunde von diesem erneuten Angriff gegen den geschätzten Dichter verbreitete sich mit dem Kuchengartengedicht zugleich oder erinnerte wenigstens an die erste kecke Verspottung, und in gewissen Kreisen galt der achtzehnjährige frankfurter Student, der sich wenig von solcher Ehre träumen ließ, als eine Art Gottseibeiuns. Jedenfalls drang die Kunde dieser Verwegenheiten nach Dresden, und der Graf Lindenau, welcher komisch genug den ihm unbekannten Goethe als den Verführer des Hofmeisters seines Sohnes betrachtete, kündigte Behrisch die „dumme Stelle", wodurch der Weggang des letztern aus Leipzig veranlaßt wurde. Behrisch reiste am 13. October 1767 abends nach Dessau und verließ Goethe in einer ziemlich gespannten und bedenklichen Lage. Denn es war just die Zeit, in welcher sich das Verhältniß zu Käthchen (oder Annette) Schönkopf am leidenschaftlichsten gestaltet hatte, in welcher Goethe von allen Qualen wilder Eifersucht gefoltert und durch glückliche Viertelstunden, durch Küsse und Liebesbetheuerungen des Mädchens immer wieder beschwichtigt ward. Spottend schrieb er an Behrisch, ihm habe geträumt, daß ihn sein Mädchen in einen Sack gesteckt habe, „ein rechter Taschenspielerstreich. Meerschweinchen hext man wol vor'm Petersthore hinein, aber einen Menschen wie mich, das ist unerhört"; erbittert rief er ihm zu: „Kennst Du einen unglücklichern Menschen, bei solchem Vermögen, bei solchen Aussichten, bei solchen Vorzügen, als mich, so nenne mir ihn, und ich will schweigen", und heiß aufwallend setzte er sich vor, an der Jünglingsleidenschaft um jeden Preis festzuhalten. Noch im März 1768 hieß es: „Höre, Behrisch, ich kann, ich will das Mädchen

Digitized by Google

nie verlassen, und doch muß ich fort, doch will ich fort. Aber sie soll nicht unglücklich sein. Kann sie einen rechtschaffenen Mann kriegen, kann sie ohne mich glücklich leben, wie fröhlich will ich sein. Fluch sei auf dem, der sich versorgt, ehe das Mädchen versorgt ist, das er elend gemacht hat. Sie soll nie die Schmerzen fühlen, mich in den Armen einer andern zu sehen, bis ich die Schmerzen gefühlt habe, sie in den Armen eines andern zu sehen, und vielleicht will ich sie auch da mit dieser schrecklichen Empfindung verschonen!" Es klang schier wie ein widerwilliger Abschied von den Träumen und Wallungen der vergangenen Jahre; wenige Wochen später mußte Wolfgang sich und dem Freunde gestehen, der rechtschaffene Mann sei schon gefunden, „Nette und ich wir haben uns getrennt, wir sind glücklich. Es war Arbeit, aber nun sitz' ich wie Hercules, der alles gethan hat, und betrachte die glorreiche Beute umher. Es war ein schrecklicher Zeitpunkt bis zur Erklärung, aber sie kam, die Erklärung, und nun — nun kenn' ich erst das Leben". Es waren viel kindische Nöthe und Schmerzen, die Goethe in diesem Winter von 1767 zu 1768 sich und dem geliebten Mädchen bereitet hatte, und doch lag ihnen so tiefes und warmes Gefühl, eine so reine Empfindung für menschlichen, für weiblichen Werth zu Grunde. Während der Kämpfe, auf welche die zuletzt angeführten Briefstellen anspielen, hatte er gegen sich selbst gewüthet, hatte versucht, im leichtfertigen Verkehr mit Schönen, deren zweifelhafte Bekanntschaft er Behrisch verdankte, im tollen Dreinstürmen, wobei er einmal vom Pferde stürzte und ein andermal sich berauschte, sein Leid zu besiegen, hatte in erregter Thorheit seiner physischen Natur mehr angesonnen, als dieselbe zu ertragen vermochte. Ein heftiger Blutsturz, welcher ihn im Juli 1768 befiel und in dessen Folge er einige Tage zwischen Tod und Leben schwebte, bezeichnete das Ende dieser unerfreulichen Monate. Nach dieser Krankheit blieben Goethe in Leipzig nur noch einige Genesungswochen übrig, die ihm durch die Theilnahme und Pflege älterer und jüngerer Freunde, der befreundeten Familien, angenehm verstrichen.

Denn so entschieden er sich dem Zuge seiner Empfindung

Digitized by Google

überlassen und zwischen ausgelassener Lustigkeit und melancholischem Unbehagen hin- und hergeschwankt hatte, so war er doch geistig viel zu regsam und empfänglich geblieben, um ganz in den Kümmernissen und seligen Augenblicken seiner Jugendleidenschaft aufzugehen. Der Umgangskreis des Jünglings hatte sich seit dem zweiten Jahre seines leipziger Aufenthalts wesentlich und zum Vortheil für Goethe verändert. Er hatte vor allem Eingang in das Haus des Buchdruckers Breitkopf gewonnen und war zu dessen Kindern Bernhard Theodor, Christoph Gottlob und Sophie Constanze in freundschaftliche Beziehungen getreten. Wurde in diesem Hause wesentlich die Musik gepflegt, für welche Goethe nie mehr als ein allgemeines, sozusagen poetisches Interesse gewann, so war nach anderer Richtung hin der Verkehr mit dem bedeutendsten Maler Leipzigs, dem Director der kurfürstlichen Kunstakademie, Adam Friedrich Oeser, bei dem er seit dem Herbst 1766 Zeichenunterricht hatte, im höchsten Maße anregend. Am erwähnten Unterricht nahmen unter andern der Livländer Georg Friedrich von Lieven und der Hannoveraner Karl Friedrich August Freiherr von Hardenberg, der nachmals als preußischer Staatskanzler gefürstet ward, regen Antheil. Oeser, welcher bei Schülern dieser Art mehr die allgemeine Einsicht und den Geschmack als die Kunstfertigkeit im engern Sinne zu bilden suchte, war seinen ganzen Anlagen nach nicht fähig, Goethe's dilettirende Art, „die an den Gegenständen der Natur und Kunst nur hindämmerte", gründlich zu beseitigen. Aber indem er alle seine Zöglinge auf die einfache Größe und Stille der antiken Statuen als das höchste künstlerische Ideal hinwies, indem er den Blick für die Bedeutung und innere Wahrheit aller einzelnen künstlerischen Arbeiten zu schärfen trachtete, indem er endlich während und außer seinen Unterrichtsstunden durch Gespräch und Vermittelung von Lektüre die Kunstkenntniß erweiterte, ward er dem Studenten mannichfach, ja sogar in tieferm Sinne förderlich. Dazu gesellte sich Oeser's literarische Bildung, seine Freundschaft mit Winckelmann, seine Bewunderung für Wieland, dessen „Musarion" und andere poetische Erzählungen Goethe in der Pleißenburg, damals der

Digitized by Google

Amtswohnung Oeser's, kennen lernte. Noch von Frankfurt aus hatte Goethe dankbar zu bezeugen, daß „die Werkstatt des großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörsaal des Weltweisen und des Kritikers". Auch zum Verleger Wieland's, dem Buchhändler Reich, dem Geschäftsführer und Procuristen der Mademoiselle Weidmann, der in den Kohlgärten (in Sellerhausen) bei Leipzig ein Landgut besaß, trat der junge Frankfurter in Beziehung; seit dem Sommer 1767 lud ihn Oeser öfter nach seinem ländlichen Sitze in Dölitz ein, wo seine muntere, geistreiche und vielseitig gebildete Tochter Friederike die angenehme Wirthin abgab. Sie alle wollten dem unfertigen, aber warmherzigen poetischen Jünglinge wohl: Bernhard Theodor Breitkopf setzte zwanzig der Jugendlieder Goethe's in Musik (die 1770 im Breitkopf'schen Verlag erschienen); Reich versorgte ihn mit den zahlreichen Neuigkeiten des Buchhandels, Oeser empfahl ihn den Inhabern der leipziger Kunstsammlungen und vermittelte dem Lern- und Ausbreitungsbegierigen den Unterricht des in Leipzig wohnenden Kupferstechers Stock, mit dessen damals noch in den ersten Kinderjahren stehenden Töchtern Goethe in viel späterer Lebenszeit in freundschaftliche Verbindung treten sollte. Einen Nachklang all dieser Eindrücke und der mit ihnen verknüpften geselligen Freuden enthält die poetische Epistel, welche Goethe im November 1768 aus seinem Vaterhause an Friederike Oeser richtete. Die Wiesenufer der Pleiße, der sonnebestrahlte Fluß, die Gehölze und Felder der ebenen Landschaft tauchen aus den leichten Versen empor und verrathen, daß Goethe die stillen Reize der kargen Natur um Leipzig empfinden gelernt hatte. Wenn er schon vor seiner Krankheit im Mai 1768 an den nahen Abschied nur mit Kummer gedacht hatte („Ich gehe nun täglich mehr bergunter. Drei Monate, Behrisch, und danach ist's aus"), so hatten ihn die Aufmerksamkeiten und Liebenswürdigkeiten, mit denen man in den letzten Wochen den Genesenden überschüttet, vollends gefesselt. Er riß sich schwer von Leipzig los, als er die Universitätsstadt am 28. August 1768, seinem 19. Geburtstage, verließ. Am 2. September traf er in Frankfurt und im

Digitized by Google

Vaterhause wieder ein, nach den schlimmen Nachrichten, die über seine Krankheit und kümmerliche Genesung in das Haus am Hirschgraben gelangt waren, mit leidenschaftlicher Liebe, besonders von Mutter und Schwester, begrüßt und empfangen. Der Vater, welcher den Sohn in frischer Jugendkraft, männlicher und von energischem Vorwärtsstreben gleichsam getragen wiederzusehen erwartet hatte, „verhehlte so gut er konnte den Verdruß, anstatt eines rüstigen, thätigen Sohnes einen Kränkling zu finden, der noch mehr an der Seele als am Körper zu leiden schien". Er mochte hoffen, daß ein Winter in der Pflege des Aelternhauses genügen werde, Wolfgang die volle Gesundheit zurückzugeben.

Der durch drei Jahre allzufrüher Freiheit und durch die Nachsicht, welche ihm in seinen leipziger Kreisen zutheil geworden war, Verwöhnte fand es nicht leicht, sich in die alt-neuen Verhältnisse zu schicken. Zwar „befand sich der Vater in ziemlicher Behaglichkeit, brachte einen großen Theil des Tages mit dem Unterricht der Schwester zu, schrieb an seiner Reisebeschreibung und stimmte seine Laute länger, als er darauf spielte". Aber Goethe's Mutter hatte seit dem Weggang des Sohnes für ihr unbeschäftigtes Gemüth und ihren regen Geist Nahrung im Kreise der Stillen im Lande gesucht, denen sie namentlich durch ihre Freundin Susanne von Klettenberg angenähert worden war, und Cornelia fand Goethe in einer bedenklich er- und verbitterten Stimmung: die Strenge und pädagogische Grillenhaftigkeit des Vaters hatte sie zu völliger Lieblosigkeit gegen denselben verhärtet; sie gehorchte seinen Befehlen, stand ihm aber nicht töchterlich, sondern wie eine Unterworfene gegenüber, und schloß sich jetzt mit aller Innigkeit und Liebebedürftigkeit ihres Wesens an den heimgekehrten Bruder an. Dieser lebte einstweilen in Gedanken noch vollständig in Leipzig und suchte durch fleißigen Briefwechsel mit allen, von denen er dort Abschied genommen, sein Unbehagen einigermaßen zu zerstreuen. Er erinnerte sich mit dem Gefühl der gegenwärtigen Entbehrung nicht nur an die heitern und guten Gesellen, mit denen er in Schönkopf's Weinhause seine Mittage und Abende verbracht, nicht

Digitized by Google

nur der reichen Anregungen, die er im geistig bewegten Klein-Paris empfangen, an das Theater, in welchem ihn gute Darsteller und vor allen die bezaubernde Schulz begeistert, an die vortrefflichen Concerte, in denen er Gertrud Schmehling, die nachherige Mara, und die eben sechzehnjährige Corona Schröter bewundert hatte. Er empfand auch, daß ihm bei der entschlossenen Losreißung von Käthchen Schönkopf doch noch ein Widerhaken im Herzen saß; seine Briefe an die leipziger Freundin verrathen deutlich, daß er sich nur schwer an den Gedanken gewöhnte, sie als Frau Dr. Kanne zu begrüßen, und noch im letzten Briefe vom Januar 1770 rief er ihr zu: „Sie sind ewig das liebenswürdige Mädchen und werden auch die liebenswürdige Frau sein. Und ich, ich werde Goethe bleiben. Sie wissen, was das heißt. Wenn ich meinen Namen nenne, nenne ich mich ganz, und Sie wissen, daß ich, solange als ich Sie kenne, nur als ein Theil von Ihnen gelebt habe.“ Und so fand er die Verhältnisse wie die Menschen in der Vaterstadt wenig nach seinen augenblicklichen Wünschen, die Männer pedantisch und langweilig, die Mädchen sittenrichterlich sträflich, und „erhielt sich in der frankfurter Hungersnoth des guten Geschmacks mit Resten seiner leipziger Genüsse am Leben“. Wiederholte Krankheitsanfälle und ein langwieriges Siechthum dehnten die Zeit dieser Unterbrechung seiner Universitätsstudien, welche er anfänglich auf wenige Monate geschätzt hatte, auf volle anderthalb Jahre aus.

Die trüben und krankhaften Stimmungen, welche Goethe infolge seines körperlichen Zustandes überkamen, ließen sich um so weniger immer mit den Erinnerungen an Leipzig und der Correspondenz nach dort verscheuchen, als die Einwirkungen des augenblicklichen Lebenskreises der Mutter sich allmählich geltend zu machen anfingen. Zunächst ließ sich Wolfgang von der Klettenberg in ihre alchemistisch-chemischen Studien hineinziehen, versenkte sich mit Interesse in die Schriften des Theophrastus Paracelsus und seiner Nachfahren, und lernte seine Ungeduld an den eigenthümlichen Ton der Gottseligen gewöhnen, von denen sein Arzt Dr. Metz, der Legationsrath Moritz und andere

Digitized by Google

lebhafte und warme Theilnahme für ihn hegten, aber ihn freilich nach ihrer Vorstellungsweise unmöglich als einen Christen betrachten konnten. Das Studium von Arnold's „Kirchen- und Ketzerhistorie" rückte ihn den Sektirern und Separatisten noch näher. „Ich studirte", bekennt er selbst, „fleißig die verschiedenen Meinungen, und da ich oft hatte sagen hören, jeder Mensch habe am Ende doch seine eigene Religion, so kam mir nichts natürlicher vor, als daß ich mir auch eine eigene bilden könne, und dieses that ich mit vieler Behaglichkeit." Aber einmal in diese Richtung getrieben, von der Milde und dem tiefen Gottvertrauen der Klettenberg und mancher ihrer Freunde und Freundinnen ergriffen und gerührt, des Gegensatzes der eigenen Natur zu all diesen Naturen in der matten Kränklichkeit jener Tage nicht mehr klar bewußt, lenkte Goethe im Sommer und Herbst immer weiter in die Wege ein, auf denen auch andere der herrnhutisch Gesinnten zu ihren Anschauungen und Lebensgrundsätzen gelangt waren. Selbst zur Theilnahme einer Synode der isenburgischen Herrnhuter auf dem Schlosse Marienborn ließ sich Goethe (September 1769) bestimmen. Aber wenn er auch das Erquickliche und Seelenerhebende der erbaulichen Schriften empfand, und im April 1770 seinem frommen leipziger Stubennachbar, dem Theologen Johann Christian Limprecht, schreiben durfte: „Wie ich war, so bin ich noch, nur daß ich mit unserm Herr Gott etwas besser stehe und mit seinem lieben Sohne Jesu Christo", so blieb er doch weit entfernt, sein Leben und Fühlen in die Schranken zu bannen, welche die Stillen im Lande als die unerläßlichsten ansahen. Was ihn an Zinzendorf und den Seinen vor allen Dingen anzog, war die Gewißheit, daß er es hier mit selbständigen, eigenthümlichen Naturen zu thun habe, welche die gewohnten Wege verließen. Und wie achtsam er die Eigenart seiner neuen Freunde und Freundinnen erlauschte, wie tief er sie nachempfand sollte die Welt späterhin aus den Bekenntnissen der schönen Seele in „Wilhelm Meister's Lehrjahren" erfahren.

Die Zeit zwischen September 1768 und März 1770 war den poetischen Bestrebungen Goethe's, die er niemals völlig

Digitized by Google

aufgeben mochte oder auch nur konnte, wenig günstig. Die scharfe Kritik, welche man anfänglich in Leipzig an ihm und seinen jugendlichen Versuchen geübt, die Selbstkritik, die ihr gefolgt war, hatten die Lust zur poetischen Hervorbringung zu keiner Zeit ertödten können. Im Mai 1767 hatte er seiner Schwester Cornelia geschrieben: er habe seit November höchstens funfzehn Gedichte gemacht, die alle nicht groß oder wichtig seien und von denen er keins Gellert zeigen dürfe, „denn ich kenne seine jetzigen Sentiments über die Poesie. Man lasse doch mich gehen; habe ich Genie, so werde ich Poete werden und wenn mich kein Mensch verbessert; habe ich keins, so helfen alle Kritiken nichts". Aber mit entschiedener Lust hatte er sowol „Die Laune des Verliebten" als die erste Bearbeitung des Lustspiels „Die Mitschuldigen" noch in Leipzig beendet. Jetzt entschloß er sich, dies letztere Stück, welches eine gewisse frühe Welterfahrung, Einsicht in die bedenklichen Dinge verräth, die innerhalb der bürgerlichen Ehrbarkeit sich fortwährend ereignen, um- und weiter auszuarbeiten. Er wandelte es zu einem Stück in drei Acten um und beendete diese Arbeit (deren Manuscript sich erhielt) im Verlaufe des Jahres 1769.

Mit der Wiederherstellung und der rasch zurückkehrenden jugendlichen Kraft kehrte um so mehr das Verlangen nach freierer Bewegung und neuem, frischem Genuß seiner Jugend wieder, als sich die Laune des Vaters angesichts der Beschäftigungen und Verbindungen Goethe's während des letzten Jahres und einer von Leipzig mitgebrachten Tadelsucht des Sohnes nicht eben verbessert hatte. Es war schon längst zwischen Vater und Sohn verabredet und festgesetzt, daß Goethe als zweite Universität Straßburg besuchen und bei dieser Gelegenheit der französischen Sprache vollkommen mächtig werden solle. Der Abgang nach Straßburg ward schließlich durch eine heftige Scene zwischen Vater und Sohn beschleunigt, einen Zwist, welcher freilich nur aus der verschiedenen Meinung über die frankfurter und leipziger Bauart der Haustreppen hervorging, aber im Grunde das Resultat der ganzen gequälten, gepreßten und unerfreulichen Existenz des letzten Jahres war. Sobald

Digitized by Google

der kaiserliche Rath Wolfgang wieder auf dem Wege, den er ihm vorgezeichnet, kräftig ausschreiten und vorschreiten sah, stellte sich das naturgemäße gute Verhältniß zu dem Sohne rasch wieder her.

Goethe selbst eilte zwar nicht mit der Lust und Ungeduld dem Elsaß entgegen, die ihn auf der Reise nach Leipzig begleitet hatten; er fühlte sich Charfreitag den 13. April 1770, acht Tage nach seiner Ankunft in Straßburg, im Sinne seiner neuen Freunde gedrungen, dem bedürftigen leipziger Studiengenossen Limprecht eine Geldsendung zu machen, und so seine neue Laufbahn mit einem guten Werke zu eröffnen; aber der erste Blick von der Plattform des Münsters in das schöne Land am Fuße der Vogesen hauchte ihm Muth und Behagen in die Seele. Er brachte von Frankfurt verschiedene Empfehlungsschreiben, auch oder namentlich an Gesinnungsgenossen des Fräuleins von Klettenberg mit, mußte derselben indeß zwei Tage vor seinem Geburtstage gestehen: „Mein Umgang mit denen frommen Leuten hier ist nicht gar stark; ich hatte mich im Anfange sehr stark an sie gewendet, aber es ist, als wenn es nicht sein sollte. Sie sind so von Herzen langweilig, wenn sie anfangen, daß es meine Lebhaftigkeit nicht aushalten konnte. Lauter Leute von mäßigem Verstande, die mit der ersten Religionsempfindung auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten und nun meinen, das wäre alles, weil sie sonst von nichts wissen!"

Goethe kam nach Straßburg mit dem Vorsatz, sich der Rechtswissenschaft gründlicher als seither zu befleißigen und einen akademischen Grad zu erwerben. Ein „Repetent", den er zur Vorbereitung annahm, setzte ihn rasch ins Klare, daß man hier „dem Verhältniß zu Frankreich gemäß ganz aufs Praktische gerichtet sei, ohne Umweg auf die Prüfung losgehe und nicht mehr Kenntnisse erwerbe, als für diese unmittelbar nöthig sei". So durfte er sich freilich nach wenigen Studien für einen wohlqualificirten Candidaten erachten und konnte sich, ohne seinen nächsten Zweck zu gefährden, Lieblingsbeschäftigungen und den starken Eindrücken des neuen Lebens überlassen. Der Zufall fügte es, daß dem Mittagstische, welchen er, nachdem er

Digitized by Google

sein Quartier am Fischmarkt bezogen, bei den Jungfern Lauth in der Krämergasse nahm, außer dem vortrefflichen Präsidenten Dr. Johann Daniel Salzmann, Actuar des Vormundschaftscollegiums, hauptsächlich Mediciner angehörten. Die Neigung Goethe's zu naturwissenschaftlichen Studien, schon in Leipzig und neuerlich wieder in Frankfurt im Kreise des Fräuleins von Klettenberg angeregt, ward durch die straßburger Umgebung so gestärkt, daß er die Vorträge über Chemie und Anatomie besuchte und sich schließlich ein Collegium über Entbindungskunst nicht versagte. Die Früchte dieser Bemühungen sollten später reifen; einstweilen hielten sie Goethe's Geist in einer frischen Erregung, schärften seinen Blick für das Wirkliche und das Ursächliche der Dinge, gaben ihm im Kreise seiner jungen Genossen nicht nur „einiges Ansehen und Zutrauen", sondern geradezu ein Uebergewicht. Man erstaunte über die geistige Beweglichkeit, die Vielseitigkeit des Jünglings; man ward von der Lebhaftigkeit seines Wesens, dem Blicke der großen schönen Augen hingerissen; der Zauber seines Wesens, den wenige Jahre später Hunderte und aber Hunderte an sich erfuhren, machte sich in dem Hause der Jungfern Lauth und an allen Orten geltend, wo der jugendlich-schöne Student mit guten Gesellen oder ältern Personen verkehrte. Selten entzog eine der letztern Goethe die einmal erweckte Sympathie; auch die Kurzsichtigen, die ihn um seines Freimuths, seines schnellen Urtheils willen hochmüthig oder übermüthig schalten, fühlten sich doch wieder zu ihm hingezogen und von der Fülle gesunden Lebens, theilnehmender Güte, unersättlicher Wißbegier gefesselt. In den Kreis seiner Tischgenossen trat im Herbst 1770 der schon dreißigjährige Jung-Stilling, welcher seine Jugend als Schneider und Schulmeister unter den Gottseligen verlebt hatte und im Vertrauen auf himmlische Hülfe jetzt noch, mittellos wie er war, in Straßburg Medicin studiren wollte, um sich der Augenheilkunde widmen zu können. Jung hat in seinem besten autobiographischen Buche: „Heinrich Stilling's Jugend", den ersten Mittag im straßburger Kosthause und die erste Begegnung mit Goethe lebendig anschaulich geschildert: „Es speisten ungefähr zwanzig

Digitized by Google

Personen an diesem Tische, und sie sahen einen nach dem andern hereintreten. Besonders kam einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs muthig ins Zimmer. Dieser zog Herrn Troost's und Stilling's Augen auf sich; ersterer sagte gegen letztern: «Das muß ein vortrefflicher Mann sein.» Stilling bejahte das; doch glaubte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem freien Wesen, das sich der Student herausnahm; allein Stilling irrte sehr. Sie wurden indessen gewahr, daß man diesen ausgezeichneten Menschen Herr Goethe nannte." Troost und Stilling verhielten sich zunächst schweigend; „es kehrte sich auch niemand sonderlich an sie, außer daß Goethe zuweilen seine Augen herüberwälzte; er saß Stilling gegenüber, und er hatte die Regierung am Tische, ohne daß er sie suchte". Als einzelne der medicinischen Studenten sich über den frommen ältern Commilitonen lustig machen wollten und ihn mit spöttischen Fragen im Stil Voltaire's heimsuchten, nahm sich Goethe seiner kräftig an, schützte ihn und tauschte das brüderliche Du mit ihm, um ihm einen kräftigen Rückhalt zu geben. Als er späterhin bei dem pietistischen Arzt die poetische Ader wahrnahm, theilte er ihm aus den Schätzen seiner Bildung mit, und Jung-Stilling konnte sich rühmen, Ossian und Shakespeare, Fielding und Sterne durch Goethe kennen gelernt zu haben. Ohne sich selbst zu verleugnen, verstand eben schon der junge Goethe zu gleicher Zeit vielen und grundverschiedenen Menschen etwas zu sein — ein Kern und Keim, die sich gewaltig entfalten sollten.

Die Freundschaft für Jung-Stilling und die Billigkeit, mit welcher Goethe Naturen gleich ihm zu beurtheilen und zu schätzen wußte, führten ihn keineswegs zu den trüben Stimmungen der frankfurter Tage und zu den Stillen im Lande zurück. Begierig sog er vielmehr die Herrlichkeiten der Welt in sich, welche ihm jetzt zunächst lag. Schon im Juni 1770 unternahm er mit einem befreundeten Studiengenossen Weyland einen Ritt durch das schöne überrheinische Land, besuchte Saarbrücken und die Berggegend umher und kehrte über Bitsch und

Digitized by Google

Niederbronn nach Straßburg zurück. Während des Sommers fing ihm die Jurisprudenz an zu gefallen, und er traf allmählich Vorbereitungen zu seiner Doctordissertation.

Die Monate September und October 1770 sollten für Goethe noch in ganz anderer Weise bedeutungsvoll werden. Während er am 10. September scherzhaft an M. J. Engelbach schrieb: „Alle Jungen verfertigen Drachen und ich possele par compagnie an meiner Disputation", stand ihm die folgenwichtige Bekanntschaft mit Herder und an der Pforte des Winters ein Liebesfrühling voll Lust und Leid bevor, wie er nur Auserwählten zu leben vergönnt ist. Ahnungslos, welche Fülle des Lebens, welche Erweiterung seines geistigen Gesichtskreises, aber auch welcher Wechsel von Anregung und Unbehagen heranzog, begegnete der Student dem Hofreiseprediger des Prinzen von Eutin im Gasthof „Zum Geist", erbat sich, sobald er wußte, daß er in dem abbémäßig gekleideten, noch jugendlichen, aber ernsten Manne den Verfasser der „Fragmente" und der „Kritischen Wälder" vor sich habe, die Erlaubniß, ihn besuchen zu dürfen, und nahm nach seiner Weise raschen Antheil am persönlichen Geschick des im Verhältniß zu Goethe schon berühmten Ankömmlings. Herder stand eben in einer Krisis seines Lebens; er hatte vor wenigen Wochen seine nachmalige Gattin Karoline Flachsland in Darmstadt kennen gelernt, hatte sich überzeugt, daß er auf eine erquickliche und seinen Zwecken förderliche Reise im Gefolge des Prinzen nicht rechnen dürfe, und deshalb den Entschluß gefaßt, unter gewissen Bedingungen die ihm vom regierenden Grafen Wilhelm zur Lippe angetragene Stellung als Consistorialrath und Hofprediger in Bückeburg anzunehmen. In die Tage, wo Herder ungeduldig seine endgültige Vocation aus Bückeburg erwartete, wo er vom eutinischen Hofe seine Entlassung begehrt und erhalten und wo er außerdem sich entschieden hatte, einer schmerzlich langwierigen Operation zur Beseitigung der von Jugend auf sein Gesicht entstellenden Thränenfistel sich zu unterwerfen, fiel Goethe's erster Verkehr mit einem der bedeutendsten seiner bleibenden Lebensgenossen. Während Herder in Goethe zunächst nichts als einen lern-

Digitized by Google

begierigen und begabten guten Jungen, „etwas leicht und spatzenmäßig" erblickte, war der jüngere Mann vom Geiste, von der Originalität, den großen Eigenschaften, den ausgebreiteten Kenntnissen und tiefen Einsichten Herder's hingerissen und entzückt. Und da Herder in den ersten Wochen nur die gewinnende Liebenswürdigkeit, nicht den verbitterten, grämlichen, launischen Humor seines Wesens hervorkehrte, so fesselte er Goethe durchaus und dauernd an sich, und ein halbes Jahr (Herder verließ Straßburg erst Anfang April 1771 wieder) voll der reichsten und mannichfaltigsten Eindrücke ging für den Strebenden, Wißbegierigen auf. „Da seine Gespräche jederzeit bedeutend waren, er mochte fragen, antworten oder sich sonst auf eine Weise mittheilen, so mußte er mich zu neuen Ansichten täglich, ja stündlich befördern." Indem Herder Goethe in seine Forschungs- und Arbeitsabsichten hineinzog, eröffnete er ihm berauschende Blicke in den Begriff der Urpoesie als einer Welt- und Völkergabe, der Volkspoesie, der hebräischen biblischen Dichtung; er lehrte ihn Homer, Shakespeare, Ossian wenn nicht kennen, doch anders lesen als seither; er wies ihn auf die originellen Gestalten der zeitgenössischen englischen Literatur, auf Swift, Fielding, Goldsmith und Sterne hin, vernichtete mit seiner Kritik den Rest von Verehrung für Gellert und die Sachsen, für die französischen Schriftsteller der Aufklärung, den Goethe noch mit nach Straßburg gebracht hatte; er zwang ihn in seine Bewunderung Hamann's, des Magus im Norden, in seine Untersuchungen über den Ursprung der Sprache, in die Fülle seiner Ideen hinein und versetzte den heftig Empfangenden in einen geistigen Wirbel, aus dem nur die Jugendkraft Goethe's und das geheime Gefühl des Vertrauens auf seine schöpferische Begabung rasch wieder aufzutauchen vermochten. Denn wie rasch auch Herder seine Härten und Herbheiten gegen Goethe hervorkehrte, wie ungerecht er die Mislaune über die sich peinlich hinzögernde und endlich mislingende Augencur an dem jugendlichen Verehrer ausließ, wie oft er Goethe's guten Muth und naive Zuversicht spottend zu Boden schlug: der Gewinn, den Goethe aus diesen Wochen und Monaten davontrug, lag

Digitized by Google

nicht blos in dem tiefern Verständniß des Ewigen und Echten in der Poesie, sondern vor allem in der freudigen Erkenntniß, daß er persönlich nichts verliere, wenn das Wahre wahr sei. Wie mit freudigem Schreck muß es Goethe bei Herder's Offenbarungen durchzuckt haben, daß ihn der Zug seiner Natur, der innere geheime Trieb seiner Phantasie, seines Gestaltungsvermögens just zu der lebendigen Erfassung und kräftig unmittelbaren Empfindung des Wirklichen im höchsten Sinne führe, welche Herder unabläßig pries, ohne sie selbst als Poet erreichen zu können.

Ein wunderbares Gegengewicht, von dem Goethe Herder schwerlich etwas verrathen hat, war der Ueberfülle und Macht dieser geistigen Anregungen und der aus ihnen erwachsenden Kämpfe durch das Idyll bereitet, welches Goethe gleichzeitig durchlebte und das mit leuchtenden Farben unvergänglich, eine Dichtung in sich selbst, in den Blättern von „Dichtung und Wahrheit" festgehalten ist. Anfang October ritt er mit Freund Weyland zu Verwandten desselben, der Pfarrerfamilie Brion in Sessenheim bei Drusenheim. Sein Gefährte hatte ihm einen anmuthigen Ausflug und die beste Aufnahme in dem gastfreien alten Pfarrhause verheißen, Goethe für den ersten Besuch, mit einer in seinem Leben noch oft hervortretenden Grille, eine Art Verhüllung in Kleid und Haltung eines armen Theologen bedungen. Der erste Eintritt in die sessenheimer Pfarre zeigte Goethe die Gestalten aus Goldsmith's „Landprediger", die er im Sinne trug, lebendig, und ehe eine Stunde vorüber war, ging an diesem ländlichen Himmel ein allerliebster Stern auf; denn die zweite Tochter des Hauses, Friederike, erschien vor den entzückten Blicken des jungen Mannes. Wie sie Goethe an jenem Abend geschaut, steht sie vor dem innern Auge der Nachlebenden: „in der deutschen Tracht, den Strohhut am Arme hängend, schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte; beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heitern blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in der Luft, als wenn es in der Welt

Digitized by Google

keine Sorge geben könnte." Die erste Begegnung entschied im Grunde alles Folgende. Goethe, von der Lieblichkeit und Anmuth des Mädchens ergriffen, bereute auf der Stelle die Rolle, zu der er sich selbst verurtheilt, und wußte am folgenden Tage in einer glücklichern Verkleidung seine wahre Gestalt zu zeigen; der kleine Roman hatte die ohnehin nach Landessitte Entgegenkommenden dem straßburger Studiengenossen ihres Verwandten rasch genähert. Schon am folgenden Sonntag war Goethe wieder in Sessenheim und am 15. October schrieb er der lieben neuen Freundin: „Sie, zärtlich und gut, wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so lieb habe, nicht wieder ein bischen günstig sein?" Der Brauch der Zeit, die Grenzen von Freundschaft und Liebe beständig zu verwischen, kam ihm zu Hülfe, die heiße Leidenschaft, in der er für die reizende Pfarrerstochter entlodert war, halb zu zeigen, halb zu verbergen. So oft es möglich war, saß Goethe jetzt „geschwind zu Pferde" und ritt nach dem Dorfe und dem Pfarrhause, das unter seinem ländlichen Dache einen so seltenen Schatz barg. Ganz in der Seligkeit des Tages lebend, überwältigt von seinem Gefühl, im Innersten von der lieblichen Erscheinung und der jugendlichen Liebestrunkenheit auch des Mädchens beglückt, dachte er im Beginn dieser Liebe nicht an das Morgen, nicht an die fernere Zukunft. Ein Winter, ein Frühling, ein Sommer voll seliger Unbekümmertheit, voll heitern Lebens, voll inniger, unvergeßlicher Stunden gingen dem jugendlichen Paare vorüber. Dem Zuge seiner Natur folgend, riß Goethe das Mädchen, das er im Herzen trug, auch an sein Herz; erst als es zu spät war, kam ihm die Erkenntniß, daß diese Liebe Leid im Gefolge haben müsse. Dem augenblicklichen Glückstraume kam alles zu Hülfe; die ländliche Umgebung und Freiheit, ein behaglich geschäftiger Müßiggang, Vorlesungen und Hausmusik, gesellschaftliche Spiele und Lustfahrten nährten die jugendlichen Empfindungen. Als der Lenz 1771 anbrach, verweilte Goethe wochenlang in Sessenheim; der Widerschein der ätherischen Morgen, wo der Himmel sich in seiner ganzen Pracht wies, der Klarheit des reinen Himmels, des Glanzes der reichen Erde, der lauen

Digitized by Google

Abende, der warmen Nächte an der Seite der Geliebten verklärte noch ein halbes Jahrhundert später die Erinnerungen an jenen Liebesfrühling und Sommer in dem herrlichen Lande. Dazwischen gab es freilich Anwandlungen trüber Stimmung; ein kurzer Aufenthalt der Schwestern Brion in Straßburg im Kreise ihrer städtischen Verwandten hatte Göethe aufgeschreckt, ihm die Gebundenheit so warmen Lebens, so vieler Reize an die ländliche Umgebung, an das idyllische Pfarrhaus vor Augen gestellt. Wie sehr er sich dagegen wehren mochte, die Ahnung überkam ihn, daß sein Glück vergänglich sei; schon drückte ihn „die Zugabe, die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit dreinwiegt", und mitten in den Freuden seiner sessenheimer Tage rief er Freund Salzmann in Straßburg zu: „Die Welt ist so schön — so schön! Wer's genießen könnte. Ich bin manchmal ärgerlich darüber und manchmal halte ich mir erbauliche Erbauungsstunden über das Heute, über diese Lehre, die unserer Glückseligkeit so unentbehrlich ist."

Im Winter von 1770 zu 1771 hatte ihn die Liebesneigung und der Verkehr mit Sessenheim noch nicht so ganz überwältigt, daß er Herder untreu geworden wäre. Geduldig hielt Goethe neben dem Ungeduldigen aus, half ihm die Langeweile des Krankenzimmers kürzen und stand ihm schließlich bei seiner Abreise noch freundschaftlich durch ein Darlehn bei, das er für ihn vermittelte. Da Goethe tapfer allen Mislaunen und Herder in der Gesinnung gegenüberstand, ihn nicht loszulassen und mit ihm zu ringen wie Jakob mit dem Engel des Herrn und sollte er lahm darüber werden, so erfuhr er dazwischen auch wieder die ganze Liebenswürdigkeit des Mannes. Und in finsterer oder sonniger Stimmung strömte der Quell der Herder'schen Rede, der allseitigen geistvollen Belehrung. Goethe vermochte schon vor und noch mehr in den Monaten nach Herder's Abreise die neuen Anschauungen, welche ihm rasch in Fleisch und Blut übergegangen waren, in einem Kreise jugendlicher Genossen zu verwerthen und selbständig weiter zu bilden. An den Grenzen und politisch auf dem Boden Frankreichs, hatten sich Goethe und einige seiner Landsleute in die

Digitized by Google

entschiedenste Abneigung gegen alles französische Wesen hineingelebt. „Ihre Lebensweise fanden wir zu bestimmt und zu vornehm, ihre Dichtung kalt, ihre Kritik vernichtend, ihre Philosophie abstrus und doch unzulänglich" — im denkbar größten Gegensatz zur französischen Literatur vertieften sich die jungen Gesellen in Shakespeare. Zu Goethe's Freunden gesellte sich im letzten Halbjahr des straßburger Aufenthalts noch Reinhold Michael Lenz, der Livländer, während Franz Christian Lerse, Meyer von Lindau und andere die alten Tischgenossen waren, welche er immer auch in seine geistigen Wege nachzuziehen wußte.

Ueber all diesem Leben und Erleben, über Ausflügen nach dem obern Elsaß bis Colmar und Schlettstadt, rückte die Zeit der Promotion immer näher heran. Goethe hatte sich entschlossen, ein bedenkliches Thema: „von der Zulässigkeit und Nothwendigkeit einer Staatsreligion, bei völliger Freiheit des Denkens, Fühlens und Sinnens", in einer lateinischen Dissertation zu behandeln, weil er sich mit dieser Frage wenigstens viel beschäftigt hatte und seine in den frankfurter Krankheitstagen erworbene Kenntniß der Kirchengeschichte bei derselben ins Spiel setzen konnte. Goethe's Vater war mit der kühnen Auseinandersetzung wohl zufrieden; der Dekan der straßburger juristischen Facultät hingegen verhehlte die Bedenken nicht, die sich der Veröffentlichung dieser Arbeit in den Weg stellten, erbot sich aber im Namen der Facultät, den Candidaten, der sich als denkenden jungen Mann bewiesen, über Thesen disputiren zu lassen und danach die Würde eines Licentiaten der Rechte zu ertheilen. So wenig erbaut der kaiserliche Rath davon war, so froh war der Rechtscandidat; er ließ beim Universitätsbuchdrucker Johann Heinrich Heitz rasch eine Anzahl von Sätzen drucken, welche er am 6. August 1771 öffentlich vertheidigte und unter lebhafter Opposition und Theilnahme seiner Tischgenossen im üblichen Latein durchfocht. Ein guter herkömmlicher Schmaus beschloß die Feierlichkeit.

Der neue Licentiat beider Rechte, den übrigens alle Welt, um den geringen Unterschied des akademischen Grades unbe-

Digitized by Google

kümmert, fortan „Doctor Goethe“ nannte, war kaum in der Lage, sich dieses glücklichen vorläufigen Abschlusses seiner Fachstudien aufrichtig und rein zu freuen. Denn je weiter der Sommer vorgerückt war, um so gewisser war es für den jungen Mann geworden, daß der Abschied in Sessenheim ein Abschied fürs Leben sein müsse; er hatte Friederike keine Versprechungen gemacht, die er nun brechen mußte, aber er hatte Hoffnungen und Wünsche in der Brust des Mädchens erweckt, und mit stummem Gram spürte sie jetzt, daß er kein werbendes, zukunftverheißendes Wort sprach. Das Gewirr der letzten Tage in Straßburg, das er noch durch Studien über die Originalrisse des herrlichen Münsters vermehrte, welcher vom ersten Tage an seine ganze Bewunderung erregt hatte, half ihm einigermaßen über die Empfindung des Schmerzes und der Reue hinweg. Der letzte Abschied in Sessenheim war schwer und peinlich; als er Friederike vom Pferde die Hand reichte, standen ihr die Thränen in den Augen; ihre unbefangene Sicherheit war schon seit Wochen verloren, und wenn sie dem Geliebten kein Wort des Vorwurfs sagte, so blieb ihm ihr Anblick Vorwurf genug.

Am 23. August 1771 verließ Goethe Straßburg, ein anderer als er gekommen war. Nicht nur „gesunder und froher als das erste mal“, da er von einer Akademie heimkehrte, durfte er dem Vaterhause entgegengehen, nicht nur für die vom Vater in Aussicht genommene bürgerliche Laufbahn hatte er einen guten Schritt vorwärts gethan, sondern für jenen Lebenszweck, der in seinem Innern fort und fort der wahre und wünschenswerthe blieb, unendlichen Gewinn davongetragen. Sein Gesichtskreis in poetischen Dingen war unendlich erweitert, die naive Kraft seines Dichtens und Bildens unendlich gesteigert. Die Lieder, welche er in den Tagen, die nur einmal und nicht wieder blühen, an Friederike gerichtet, erklangen im einfach innigen Tone des echten sangbaren Volksliedes und spiegelten die Bewegungen seines Innern rein und lebendig wieder. Größere Gestalten, welche Leben von ihm heischten, trug er in seiner Seele; Faust, Götz von Berlichingen, Cäsar waren Schatten, die er schon mit seinem Blute nährte; freudige Hoff-

Digitized by Google

nung und Zuversicht hätte ihn durchaus erfüllen dürfen, wäre nur das Pfarrhaus zu Sessenheim nicht gewesen.

An seinem 23. Geburtstage, 28. August 1771, suchte Goethe um Einreihung in die Zahl der frankfurter Advocaten nach, schwur am 31. August den Bürgereid und zeigte den besten Willen, die juristischen Geschäfte zu führen, die man ihm etwa anvertrauen möchte. Auf eine größere Praxis konnte zunächst auch in den Plänen und Wünschen des Vaters nicht gerechnet sein, weil für den folgenden Lenz und Sommer der Aufenthalt in Wetzlar, am Sitze des Reichskammergerichts, in Aussicht genommen war. Goethe hatte voraussichtlich Muße genug, um literarische Pläne auszuführen; auch dazu trieb ihn der Vater an, welcher seit der Rückkehr des Sohnes von Straßburg eine immer günstigere Meinung von Wolfgang's Kräften und Aussichten faßte. Wäre er freiern Gemüths gewesen, so hätte er in der Aufmerksamkeit, die ihm von allen Seiten gewidmet ward, eine Wirkung seiner einzigen Erscheinung, seines Wesens erkennen mögen. So aber ging er noch wochen- und monatelang unter den Menschen mit dem Gefühl einer geheimen Schuld umher; die Antwort Friederikens auf einen schriftlichen Abschied zerriß ihm das Herz; er fühlte, daß er „das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet hatte", und war in seiner Reue ungewöhnlich mild und nachgiebig.

In die Herbstwochen des Jahres 1771 fielen zunächst manche lyrische Gedichte, Anläufe zu Aufsätzen, unter denen der über den straßburger Münster und zur Erinnerung an Erwin von Steinbach Goethe besonders am Herzen lag. Im Kreise der frankfurter Jugendgenossen Horn, Riese, Crespel, der beiden Schlosser suchte er den Enthusiasmus für Shakespeare zu wecken, welcher ihn selbst erfüllte, und verfaßte für den 14. October, Shakespeare's Namenstag, eine Rede, in welcher der Muth und Uebermuth der heraufziehenden Sturm- und Drangperiode zuerst zu Worte kam, in der er die Franzosen verhöhnte, denen die griechische Rüstung zu schwer und deren Trauerspiele Parodien von sich selbst seien. In Shakespeare's Theater erblickte er einen „Schönraritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor

Digitized by Google

unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeiwallt". Im Sinne dieser Rede schwebten ihm denn auch Shakespeare's Historien als Muster vor Augen, als er im November, wesentlich auf Anregung seiner Schwester Cornelia, begann, den einen seiner dramatischen Pläne, den des „Götz von Berlichingen", zu gestalten. Als er einmal damit begonnen, ergriff ihn eine Leidenschaft, daß er, wie er am 28. November an Actuar Salzmann in Straßburg schrieb, Sonne, Mond und die lieben Sterne darüber vergaß. „Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer, Shakespeare und alles vergessen werden. Ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit, die mich's kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib." Noch vor Jahresschluß war die erste Niederschrift, welche sich als „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand" erhalten hat und die Goethe selbst nur als ein „Skizzo" des Ganzen ansah, beendet, ward in Abschriften an Salzmann, Herder und den neugewonnenen darmstädter Freund Johann Heinrich Merck gesendet, den er durch Georg Schlosser kennen gelernt hatte. Der darmstädter Kriegszahlmeister, ein ungewöhnlicher, allseitig gebildeter Mann von glänzendem kritischen Talent, der, ohne schöpferisch begabt zu sein, Forderung und Ahnung einer neuen, lebenathmenden, herzergreifenden Poesie in sich trug, bei aller durch schlimme Schicksale herbeigeführten Schärfe, Verbitterung und Menschenverachtung im Grunde wohlwollend und liebebedürftig, erkannte sofort das Ungewöhnliche in Goethe's Natur und Geist und faßte lebhafte Theilnahme für den jugendlichen Dichter. Er war Ende 1771 nach Frankfurt gekommen, um die Herausgabe einer kritischen Zeitschrift, der „Frankfurter gelehrten Anzeigen", vorzubereiten, zu deren Begründern Schlosser mit gehörte und deren Direction Merck von der Deinet'schen Buchhandlung anvertraut wurde. Goethe, dem an kritischer Bethätigung bei weitem weniger lag als an poetischer schöpferischer, gehörte nicht von vornherein zu den Mitarbeitern, ließ sich aber schon im Februar und März 1772 für das Fach der schönen Wissenschaften gewinnen, und da die neue Zeitschrift

Digitized by Google

überall einen seither kaum vernommenen Ton der Entschiedenheit, der erhöhten Forderung an alle Leistung anschlug, so bekämpfte auch er alle erkünstelte, nur auf dem Papier entstandene Dichtung, alle poetisch gehaltlose schöne Literatur, die „Göttern und Menschen verhaßte Mittelmäßigkeit", forderte „die Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt", „reinen Dichtergeist ohne Autorgeist"; er verfocht das Recht der sinnlich lebendigen Anschauung und wünschte die Zeiten zurück, wo „das Auge und nicht die Seele des Liebhabers auf dem Mädchen haftete". Die Aussprache seiner Ueberzeugungen und Urtheile gewann ihm allmählich doch mehr Interesse ab, als er anfänglich vorausgesetzt hatte, und er fuhr durch die Jahre 1772 und 1773 fort, den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" kritische Beiträge zu liefern.

Herder ließ auf die Sendung des „Götz" lange Zeit nichts von sich vernehmen, man möchte sagen glücklicherweise, weil der Brief, den er Goethe endlich im nächstfolgenden Sommer schrieb, neben warmer überraschter Anerkennung den Trumpf ausspielte, daß ihn Shakespeare ganz verdorben. In der ersten Freude der Vollendung, in der ihm der Enthusiasmus Salzmann's und Merck's wohlthat, hätte den jugendlichen Dichter die Herder'sche Kritik vielleicht gekränkt; im darauffolgenden Juli war er schon so weit, daß er über seinen „Berlichingen" äußern konnte: „Ich setzte ihn weiter schon herunter als Ihr. Er muß eingeschmolzen, von Schlacken gereinigt, mit neuem, edlerem Stoff versetzt und umgegossen werden." Ueberraschend schnell gedieh Goethe zu dieser Objectivität; inzwischen aber wollte keiner der weitern Pläne, welche er in sich trug, Gestalt gewinnen. Er spürte den Drang zum unruhigen Umherschweifen, den er aus dem Elsaß mit heimgebracht. In Wahrheit drückte die reichsstädtische Luft viel mehr auf ihn, als er sich gegen die Aeltern und andern Angehörigen merken lassen durfte. „Frankfurt bleibt das Nest. Nidus, wenn Sie wollen. Wol um Vögel auszubrüteln, sonst auch figürlich spelunca, ein leidig Loch. Gott helf uns aus diesem Elend. Amen!" rief er seufzend dem alten straßburger Vertrauten in diesem Winter zu, und diese Grundempfindung

Digitized by Google

blieb, nur vom guten Augenblick zurückgescheucht, jahrelang in seiner Seele. Goethe war öfter in Darmstadt, wo er Herder's Braut (Lila) nahe trat, in Homburg mit deren Freundinnen Luise von Ziegler, Hofdame am landgräflichen Hofe, und Fräulein von Roussillon (Urania) nach seiner Weise in vertrauten Verkehr kam. Von Darmstadt aus fanden Ausflüge in die Berge und in den nahegelegenen Bessunger Wald statt; Goethe erstreckte seine Fußwanderungen, auf denen er leidenschaftliche Dithyramben, wie „Wanderers Sturmlied", vor sich hinsang, am liebsten nach der benachbarten Residenz und gewöhnte sich „überhaupt auf der Straße zu leben und wie ein Bote zwischen dem Gebirge und dem flachen Lande hin- und herzuwandern".

Jede Ortsveränderung war dem unruhig Suchenden, Sehnenden, von dunkelm Drange Erfüllten willkommen. So wenig er sich von der juristischen Praxis am Reichskammergericht versprach, so ging er Mitte Mai 1772 nicht ungern nach Wetzlar ab, wo ihm vermuthlich seine Großtante in der engen düstern Gewandsgasse Zimmer ermiethet hatte. Zu dieser Verwandten, Frau Geheimräthin Lange geb. Lindheimer, der jüngsten Schwester seiner Großmutter Textor, trat Goethe nur in die allerunerlaßlichsten Beziehungen; sein Hauptquartier nahm er von vornherein in dem beim Dom gelegenen Gasthof „Zum Kronprinzen", dem größten der übel gebauten, winkeligen, von einem wunderlich zwiespältigen Leben erfüllten kleinen Reichsstadt. Wie das Heilige Römische Reich selbst, war auch sein höchster Gerichtshof, das Reichskammergericht, in entschiedenem Verfall; eben saß neben den alten Präsidenten, Assessoren und Procuratoren, denen der kaiserliche Kammerrichter Graf Spaur vorstand, die vielgliederige auf Kaiser Joseph's II. eifrigen Betrieb eingesetzte Visitationscommission, „ein richtendes und ein gerichtetes Gericht" nach Goethe's Ausdruck. Die jungen Legationssecretäre und die wohlgestellten Praktikanten vereinigten sich an der Mittagstafel des „Kronprinzen", und unvermuthet sprang hier dem Dichter „ein drittes akademisches Leben entgegen". Unter den jungen Männern waren einige gleich ihm

Digitized by Google

selbst literarisch thätig; in Persönlichkeiten, wie dem phantastisch originellen Siegfried August von Goué und dem Gothaer F. W. Gotter, erschienen die Extreme verkörpert, zwischen denen die strebsame Jugend der Zeit hin- und hergeworfen war. Der erstere jeder Seltsamkeit, jedem Wahne, der sich einigermaßen aufputzen ließ, zuneigend, allem Gewohnten abhold und von überschwenglichem Selbstgefühl erfüllt, der andere ganz und gar an den überlieferten Formen festhaltend, in den Kreis der französischen Bildung und Kunstanschauung festgebannt, einzig nach Klarheit und eleganter Leichtigkeit trachtend — konnten Goué wie Gotter dem Dichter des „Gottfried von Berlichingen" zum Bewußtsein bringen, wie sehr er sich von den einen wie von den andern unterscheide. Der Gewinn, den Goethe aus den literarischen Beziehungen in Wetzlar davontrug, war kaum größer als der juristische in der Reichskammergerichtspraxis; das Schicksal aber hatte dafür gesorgt, daß er sein wahres Leben in ganz andern Regionen lebte.

Die Gegend um Wetzlar zog Goethe gleich nach seiner Ankunft stark an; in Werther's Worten: „ich weiß nicht, ob täuschende Geister um diese Gegend schweben oder ob die warme himmlische Phantasie in meinem Herzen ist, die mir alles ringsumher so paradiesisch macht", klingt der Haupteindruck nach, den die Landschaft des Lahnthals hervorrief. Gleich in den ersten Tagen hatte er als Lieblingspunkte den Wildbacher Brunnen, den Meckel'schen Garten am Abhang des Lahnberges und das nassau-weilburgische Dorf Garbenheim (das Wahlheim des Werther) entdeckt. An diesen Orten huldigte er lesend, zeichnend, träumend und dichtend seiner alten Neigung zur Einsamkeit und kehrte während des wetzlarer Sommers auch dann gern zu ihnen zurück, als er durch eine neue Beziehung und warme Neigung wieder ganz an einen menschlichen Kreis gefesselt war. Schon am 9. Juni fand jener Ball junger Leute vom Reichskammergericht mit ihren Damen in Volpertshausen statt, zu welchem Goethe seine junge Base Johanette Elisabeth Christine Lange aufgefordert hatte und zu dem er die mit dem kurhannoverschen Legationssecretär Johann Christian Kestner

Digitized by Google

bereits verlobte Tochter des Deutschordensamtmanns Buff, Charlotte Buff, aus dem Deutschen Hause abholte, weil der vielbeschäftigte Kestner erst ein paar Stunden später nachkommen konnte. Neunzehnjährig, von allem Liebreiz naiv gesunden Lebens, jugendlichen Frohsinns, schalkhaften Humors umhaucht, eine verständige willenskräftige Natur, durch den frühen Tod der Mutter, die Sorge für die jüngern Geschwister und ihre frühe Verlobung schon vom tiefern Ernst des Lebens berührt, zog „Lotte" den Dichter durch ihre seltene körperliche Anmuth und ihr Wesen gleich lebhaft und unwiderstehlich an. Vom Tage dieses ländlichen Ballfestes an bis zu seinem Scheiden aus Wetzlar ward Goethe im Deutschen Hause, in Lotte's Familie heimisch, immer willkommen, anfänglich selbst nicht klar darüber, daß ihn eine neue Neigung unversehens überschleiche und alle guten Vorsätze zu vereiteln drohe. Lotte „mochte ihn gern zu ihrem Begleiter, sie waren bei einer ausgedehnten Wirthschaft auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Krautlande wie im Garten bald unzertrennliche Gefährten. Erlaubten es dem Bräutigam seine Geschäfte, so war er an seinem Theil dabei; sie hatten sich alle drei aneinander gewöhnt, ohne es zu wollen, und wußten nicht, wie sie dazu kamen, sich nicht entbehren zu können. So lebten sie den herrlichen Sommer hin, eine echt deutsche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Prosa und eine reine Neigung die Poesie hergab. Durch reife Kornfelder wandernd, erquickten sie sich am thauigen Morgen; das Lied der Lerche, der Schlag der Wachtel waren ergötzliche Töne; heiße Stunden folgten, ungeheuere Gewitter brachen herein, man schloß sich nur desto mehr aneinander. Und so nahm ein gemeiner Tag den andern auf und alle schienen Festtage zu sein, der ganze Kalender hätte müssen roth gedruckt werden". Wol war es ein Idyll, das sich vom Juni bis zum August in den schattigen, obstreichen Gärten des Deutschordenshauses, in den schlicht bürgerlichen Zimmern der Amtmannswohnung, an den lauschigen Plätzen der Umgebung Wetzlars abspielte, deren schon gedacht worden ist. Aber die schwülen Stunden und Gewitter fehlten diesem Idyll auch im geistigen

Digitized by Google

Sinne nicht. Schon nach wenigen Wochen konnten sich Kestner und Lotte nicht mehr darüber täuschen, daß Goethe von einer leidenschaftlichen Liebe für die letztere erfaßt sei. Wie eine verrätherische Flamme schlug die innere Glut des jungen Dichters in der oft citirten Recension der „Frankfurter gelehrten Anzeigen" über die „Gedichte eines polnischen Juden" empor. Jener berühmten Stelle: „Laß, o Genius unsers Vaterlandes, bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesange den Chor belebte, dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntere alle ihre Reize ausstellten, dessen empfindendes Herz sich auch wol fangen ließe, sich aber stolz im Augenblicke wieder losrisse — der uns dann all seine Freuden und Siege und Niederlagen, all seine Thorheiten und Resipiscenzen mit dem Muthe eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorspottete", folgte jene andere: „Laß ihn auf seiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmuth, sich im stillen Familienkreise häuslicher Liebe glücklich entfaltet hat, die zweite Mutter ihres Hauses ist, deren stets liebwirkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu der Dichter und Weise willig in die Schule gingen", „laß die beiden sich finden; beim ersten Nahen werden sie dunkel und mächtig ahnen, was jedes für einen Inbegriff von Glückseligkeit in dem andern ergreift". Alles dies konnte sich nur auf sein eigenes Verhältniß zu Lotte beziehen; es entschlüpfte seiner Feder und brachte ihm vermuthlich erst die Tiefe und Stärke seiner Leidenschaft zum Bewußtsein. Ehe allzu viele Wochen verstrichen waren, merkte Goethe, daß er, da er nicht daran denken durfte und konnte, dem Freunde die Braut zu entreißen, sich gewaltsam losmachen müsse. Auch Kestner, welcher anfing zu fürchten, daß die glänzenden Eigenschaften Goethe's seine bescheidenern in den Schatten stellten, welcher nicht ahnte, wie tief auch in solcher Lage und bei so heißer Neigung in Goethe's Natur die Ehescheu lag, hatte neben glückseligen und

Digitized by Google

genußreichen Stunden trübe und schwere zu bestehen. Nur Lotte scheint gleichmäßig heiter und ruhig die Tage bestanden und im rechten Augenblicke den leidenschaftlichen, selbstvergessenen Verehrer an die Schranken erinnert zu haben, die zwischen ihnen aufgerichtet seien. Mitten im Sommer unternahm Goethe von Wetzlar aus einen Ausflug nach Gießen, wo er incognito (als „Wanderer") auftrat, mit Merck zusammentraf, den Mitarbeiter der „Frankfurter gelehrten Anzeigen" Professor Höffler näher kennen lernte, und wo auch Lotte im Hause des Kriegszahlmeisters Pfaff verweilte. In ihrer Gesellschaft trat Goethe, von Merck nach Wetzlar begleitet, die Rückreise an; den 20. und 21. August verweilte der darmstädter Freund bei dem leidenschaftlich erregten Goethe, den er zwar humoristisch schalt, daß er mit der hoffnungslosen Neigung die Zeit verderbe und sich nicht an die junonische Gestalt einer von Lotte's Freundinnen halte, dessen Leidenschaft er aber im Grunde ganz wohl begriff. In die nächsten Wochen fielen dann die heftigsten und bittersten Seelenkämpfe, die Goethe vielleicht je zu bestehen gehabt hat; ein größerer Theil der leidenschaftlich-schmerzlichen Werther-Stimmungen ward damals von Goethe durchlebt; er begriff, daß er hinweg müsse, und starrte in den Gedanken der Trennung wie in den Tod hinein. Am 10. September war er entschlossen; er sandte sein Gepäck nach Frankfurt und rüstete sich zu einem verabredeten neuen Zusammentreffen mit Merck in Koblenz. Abschied zu nehmen wagte er nicht. Er saß wie so oft noch einmal am Abend mit Lotte und Kestner beisammen; ein Zufall brachte das Gespräch auf Unsterblichkeit, auf Wiedersehen nach dem Tode. Mit tiefer innerer Bewegung und Erschütterung nahm Goethe an dieser Unterredung Antheil, deren augenblickliche Bedeutung die Verlobten nicht ahnten. In der Nacht schrieb er an Lotte: „Wohl hoffe ich wiederzukommen, aber Gott weiß wann. Lotte, wie war's mir bei Deinem Reden um's Herz, da ich wußte, es ist das letzte mal, daß ich Sie sehe. Nicht das letzte mal, und doch gehe ich morgen fort. Fort ist er. Welcher Geist brachte Euch auf den Discurs. Da ich alles sagen durfte, was ich fühlte, ach mir war's um

Digitized by Google

Hienieden zu thun, um Ihre Hand, die ich zum letztenmal küßte. Das Zimmer, in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater, der mich zum letzten mal begleitete. Ich bin nun allein und darf weinen, ich lasse Euch glücklich und gehe nicht aus Euren Herzen. Und sehe Euch wieder, aber nicht morgen ist nimmer."

Wieder lag ein bedeutsamer Lebensabschnitt hinter ihm, als er am 11. September, den lieblichen Krümmungen des Flusses folgend, lahnabwärts wanderte. Ohne ein Schuldbewußtsein, aber doch im Innersten wund, voll tapferer Resignation und doch noch keineswegs von dem heißen Gefühl befreit, das der Sommer in ihm genährt hatte, suchte er wieder einmal Heilung in freier Welt. Der wunderlich erregte Zustand, in welchem er sich befand, machte ihn fähig, sich zu Thal bei Koblenz, im Hause der Frau von Laroche, wohin er zunächst ging, nur der geistvollen Geselligkeit, der reizenden Töchter Maximiliane und Luise zu erfreuen und weder die Unnatur und Unwahrheit der „Mama" Laroche zu empfinden, noch dem vollen Widerwillen Raum zu geben, welchen eine Persönlichkeit wie der mit einer Chatoulle voll empfindsamer Briefe reisende Franz Michael Leuchsenring (das Urbild des spätern Pater Brey) ihm nothwendig erregen mußte. Die bewegten und reichen Septembertage in der schönen rheinischen Landschaft thaten ihm wohl, er schied frischern Muthes aus dem Laroche'schen Hause als er gekommen war. Mit Merck und seiner Familie fuhr Goethe den Rhein hinauf bis Mainz; bald nach dem Wiedereintreffen im väterlichen Hause ward ihm die Ueberraschung zutheil, daß Kestner von Wetzlar auf einige Tage nach Frankfurt kam. Freilich rief ihm das Beisammensein mit diesem die leidenschaftlichste Erinnerung an Lotte wach; er befestigte in seinem alten Wohn- und Arbeitszimmer ihren Schattenriß an die Wand und lebte in Sehnsucht nach Briefen und Nachrichten aus Wetzlar.

Auch daheim fand Goethe eine große, tiefgreifende Veränderung; in der Zeit seiner Abwesenheit hatte seine Schwester Cornelia den Bewerbungen ihres Verehrers Georg Schlosser

Digitized by Google

nachgegeben und verlobte sich in eben diesen Tagen mit demselben. Goethe war von Knabentagen an so gewohnt, der nächste und beinahe der ausschließliche Vertraute der Schwester zu sein, daß er fast eine Regung von Eifersucht empfand, als er diese Verbindung für unwiderruflich halten mußte. Er suchte, von all diesen widerspruchsvollen Empfindungen bestürmt, vergebens, Ruhe zu gewinnen. Unter den Nachrichten aus Wetzlar regte ihn die vom Selbstmorde des jungen braunschweigischen Legationssecretärs Jerusalem, welcher sich in der Nacht vom 29. zum 30. October wegen eines unglücklichen Liebesverhältnisses erschossen hatte, gewaltig auf; er hatte in Wetzlar wenig mit demselben verkehrt; jetzt war's ihm, als ob sich Fäden von der Existenz des Todten zu seiner eigenen Existenz herüberspännen. Unter dem Eindruck der Nachricht entschloß er sich am 6. November, mit Schlosser, welcher Geschäfte in Wetzlar hatte, nach der Reichsstadt hinüberzufahren und Lotte und das Deutsche Haus wiederzusehen. Vom 6. bis 9. November weilte er an der Stätte seiner alten Freuden und Leiden und mußte erfahren, daß die Wunden, die kaum vernarbt waren, sofort wieder aufrissen. „Ich wollte", schrieb er am 10. November 1772 aus Friedberg an Kestner, „ich hätte gestern Abend förmlich Abschied genommen, es war ebenso viel und ich kam um einen Kuß zu kurz, den sie mir nicht hätte versagen können. — Gewiß, Kestner, es war Zeit, daß ich ging. Gestern Abend hatte ich recht hängerliche und hangenswerthe Gedanken auf dem Canapee." In der schmerzlichen Unruhe seiner unüberwundenen Leidenschaft eilte er Mitte November nach Darmstadt und blieb einen vollen Monat bei Merck, war dort, wie er Herder berichtete, „ganz Zeichner" und hatte als solcher Muth und Glück. Auf der Wanderung durch das Lahnthal hatte ihn der Gedanke wieder ergriffen, daß ihn die Natur vielleicht mehr zum bildenden Künstler als zum Dichter bestimmt habe, ein Gedanke, den er in den Stunden frischer Schöpferkraft, dichterischer Thatlust überwand, der aber wieder und wiederkehren sollte, bis er an der Schwelle des vierzigsten Lebensjahres in Rom endgültig begraben ward. In Frankfurt,

Digitized by Google

wohin er nach allem Zeichnen und Radieren doch zurückkehren mußte, nahmen ihn die Geschäfte seiner Advocatur, obschon sie sich ein wenig vermehrten, nicht allzu stark in Anspruch. Goethe besorgte zwar mit dem vom Vater ererbten Ordnungssinne, mit der praktischen Geschwindigkeit seines Wesens die ihm übertragenen Geschäfte; aber weder wollte ein besonderes Wohlgefallen daran, noch ein Gelüst nach reichsstädtischen Würden und Ehren in seiner Seele erwachen.

Dafür that er — vorderhand anonym — die ersten Schritte in die literarische Oeffentlichkeit. Vor Ablauf des Jahres hatte er die kleine Schrift „Von deutscher Baukunst. D. M. Ervini a Steinbach" bei Deinet in Frankfurt erscheinen lassen; zu Anfang 1773 veröffentlichte er in der Pfarrermaske den „Brief des Pastors zu ** an den neuen Pastor zu ***" und „Zwo wichtige bisher unerörterte biblische Fragen zum erstenmal gründlich beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben", lauter Flugschriften von je einem Bogen. Gleichzeitig aber warf er sich auf die längst geplante, vielleicht längst begonnene Neubearbeitung seines „Götz von Berlichingen", welche sich von der ersten Bearbeitung durch ganze Reihen charakteristischer bedeutsamer Züge unterschied, hauptsächlich aber die allzu breit gerathenen Episoden der Adelheid Weislingen wegschnitt. Die Kaltblütigkeit, mit welcher Goethe dabei die lebens- und farbenvollen Zigeunerscenen, die Prachtscenen der Leidenschaft Sickingen's und Adelheid's aufopferte, bezeugen, welcher starke Künstlersinn schon in dem Stürmer und Dränger lebendig, wie weit der Dichter von der kleinen Verliebtheit in seine Erfindungen und Gestalten entfernt war, welche die Entwickelung der poetischen Natur beinahe mehr als alles andere hemmt. Aber während er sich „auf seiner Warte" der poetischen Arbeit hingab und die zweite Bearbeitung mit dem Vorsatz zu Ende führte, daß sie keineswegs die letzte sein solle, mußte er immer wieder unruhig und leidvoll nach Wetzlar denken, wo, wie er wußte, demnächst die Vermählung Kestner's mit Lotte bevorstand. Er brachte es über sich, die Trauringe zu bestellen. Als man ihm aber aus einer falschen Schonung den Tag der

Digitized by Google

Trauung (4. April) verschwieg, da flammte seine ganze Leidenschaft und die innerste opferfähige Güte seiner Natur zugleich in den Worten empor: „Gott segne euch, denn ihr habt mich überrascht. Auf den Charfreitag wollt' ich heilig Grab machen und Lotten's Silhouette begraben. So hängt sie noch, soll denn auch hängen, bis ich sterbe. Lebt wohl. Grüßt mir Euren Engel und Lenchen, sie soll die zweite Lotte werden und es soll ihr ebenso wohlgehen. Ich wandere in Wüsten, da kein Wasser ist; meine Haare sind mir Schatten und mein Blut mein Brunnen! — — Und unter und über Gottes Himmel bin ich Euer Freund und Lotten's!"

Von der Qual dieser Empfindungen, dem Trübsinn, den er mit immer wieder frischem Lebensmuth wol niederkämpfte, aber nicht völlig vernichtete, konnte ihn weder die Schöpfung des „Götz" noch die Beschäftigung mit „Mahomet", die wol in diese Zeit fällt, befreien. Fast ein halbes Jahrhundert später gestand der alternde Dichter an Zelter, dessen Sohn sich erschossen hatte: „Wenn das taedium vitae den Menschen ergreift, so ist er nur zu bedauern, nicht zu schelten. Daß alle Symptome dieser wunderlichen, so natürlichen als unnatürlichen Krankheit auch einmal mein Innerstes durchrast haben, daran läßt Werther wohl niemand zweifeln. Ich weiß recht gut, was es mich für Entschlüsse und Anstrengungen kostete, damals den Wellen des Todes zu entkommen, so wie ich mich aus manchem spätern Schiffbruch auch mühsam rettete und mühsam erholte." Goethe fühlte, daß er sich von der Qual dieser innern Kämpfe, von der ihn durchschüttelnden wilden Schwermuth durch eine poetische Schöpfung befreien könne und müsse. Hatte er beim „Götz von Berlichingen", der nun fertig lag und vielleicht der Vorläufer einer ganzen Reihe verwandter Dichtungen werden konnte, bei aller eigenen Begeisterung, lebendigen Anschauung und wärmsten Mitempfindung an Shakespeare's Historien doch noch eine Art literarischen Vorbildes gehabt: bei dem, was ihm jetzt vorschwebte, mußte er völlig aus dem Eigenen schöpfen. Die deutsche Literatur hatte bis hierher nicht einen Roman aufzuweisen, der tief aus einem persönlichen Schicksal, einem

Digitized by Google

innern Erleben und Dulden geschöpft gewesen wäre. Einen solchen und nur einen solchen wollte Goethe versuchen, und während er sich jetzt auf Merck's Anregung entschloß, den „Götz von Berlichingen" mit Merck in Gemeinschaft erscheinen zu lassen, füllten ganz andere Scenen und Gestalten Goethe's Seele. „Götz" war Anfang Juni fertig gedruckt; eins der ersten Exemplare sandte der Dichter an das Kestner'sche Ehepaar und fügte hinzu, „daß er bald wieder was auf eine andere Manier" zu senden hoffe. Doch schritt die Gestaltung des neuen Werkes nicht so rasch vor, wie er anfänglich geträumt hatte. Das Leben machte inzwischen seine Rechte geltend, und Goethe erfuhr im Laufe der Tage äußerlich manchen Wechsel der Stimmung, während er tief innerlich den Schmerz noch nährte und hegte, daß Lotte eines andern Weib geworden sei. Einigermaßen befreiend wirkte es vielleicht schon, daß das Kestner'sche Ehepaar bald nach der Hochzeit Wetzlar und Goethe's unmittelbare Nähe verließ und nach Hannover übersiedelte. Während des Sommers 1773, um die Zeit, wo der gedruckte „Götz von Berlichingen" das erste Aufsehen zu erregen anfing und Goethe's Namen in Kreise trug, die ihn bis hierher nicht vernommen hatten, fühlte sich Goethe tief vereinsamt. „Ich bin allein, allein und werde es täglich mehr", seufzt er in einem Briefe an Frau von Laroche. Herder, dessen Trauung mit Karoline Flachsland Goethe am 1. Mai in Darmstadt beigewohnt und den er mit seiner jungen Frau gleich darauf in Frankfurt begrüßt hatte, war durch den Leisetreter und Allerweltsklätscher Leuchsenring gegen Goethe eingenommen und ließ aus seinem einsamen Bückeburg den jüngern Freund über ein Jahr lang nichts vernehmen. Merck war mit der Landgräfin von Hessen-Darmstadt nach Berlin und von da nach Petersburg gereist; Schlosser schickte sich an, Frankfurt zu verlassen, eine Anstellung im Badischen zu suchen und drängte nun auf baldige Verheirathung. Am 13. October fand das festliche Verlöbniß Cornelia's, am 1. November ihre Hochzeit statt. Damit war Goethe wieder ärmer an täglichem Verkehr geworden, und gerade die fehlte ihm, welche so viel mit ihm getragen hatte.

Digitized by Google

Unter diesen Umständen genoß Goethe den außerordentlichen Eindruck, den sein Drama auf die jüngern Zeitgenossen hervorbrachte, nur halb, wenngleich es außer Zweifel steht, daß von diesem Zeitpunkte an der Glaube an seinen Dichterberuf nicht mehr wankte.

Durch den „Götz" trat Goethe an die Spitze der gärenden, ihre Empfindungen und leidenschaftlichen Wünsche in Dichtungen ausathmenden Jugend. Die göttinger Hainbündler jauchzten der Wundererscheinung zu, Bürger in Prosa, Voß und andere in Versen; Herder rief ihm, trotz seiner augenblicklichen Erkaltung gegen Goethe, in dem Shakespeare-Aufsatze, den er eben in den „Fliegenden Blättern" „Von deutscher Art und Kunst" veröffentlichte, öffentlich seinen Beifall zu: „Ich beneide Dir den Traum (sein Denkmal aus unsern Ritterzeiten in unserer Sprache, unserm so weit abgearteten Vaterlande herzustellen) und Dein edles Wirken lasse nicht nach, bis der Kranz dort oben hange." Drei unrechtmäßige Nachdrucke und eine mit Goethe's Bewilligung veranstaltete neue Ausgabe des „Götz" erschienen noch in diesem und dem nächstfolgenden Jahre, und so wenig der Dichter beim Entwurfe seiner dramatisirten Biographie an die reale Bühne gedacht, ja so sehr er ihrer gespottet hatte, das Bedürfniß des Theaters, sich mit der schöpferischen Dichtung in Verbindung zu erhalten, war stark genug, um alsbald theatralische Bearbeitungen und Aufführungen des „Götz" zu veranlassen. Hinter denselben brach dann die Flut der Ritterdramen herein; denn wie nach Goethe's Wort die Theilnahme junger Männer an seinem Werke, so war auch die sich überall regende Nachahmung meist stoffartig.

Noch im Verlaufe des Jahres 1773 und während er in Phantasie und Gemüth den Werther-Roman trug, gedieh Goethe zu neuen Schöpfungen. Daß schon Scenen des „Faust" entstanden, dürfte kaum in Zweifel zu ziehen sein; gewiß ist, daß er im October dem Schleswiger Schönborn, der zum dänischen Consulat nach Algier ging und mit Empfehlungen von Boie, dem Herausgeber des „Musenalmanachs", bei Goethe vorsprach, die dramatische Dichtung „Prometheus" vorlas. Im Winter

Digitized by Google

von 1773 zu 1774 wälzte er außerdem wieder den Plan zum „Cäsar", der schon von Straßburg herstammte, in seinem Innern. Zur endlichen Geburt der in den wetzlarer Tagen empfangenen und längst innerlich ausgetragenen Hauptdichtung kam ihm mit dem Beginn des Jahres 1774 ein bedeutsamer, wenn auch schmerzlicher Anstoß. Mit froher Erwartung hatte er die Nachricht begrüßt, daß sich Maximiliane Laroche mit dem reichen italienischen Handelsherrn Peter Brentano in Frankfurt verlobt habe. Als aber am 15. Januar 1774 die Neuvermählten eintrafen und Goethe in das Getümmel prunkhafter Familienfeste hereinzogen, als die junge Frau sich harmlos ihrem freundschaftlichen Gefühl für den Dichter überließ, wallte der italienische Kaufmann, der im stillen die eigene unerfreuliche Erscheinung mit der des jugendschönen, geistsprühenden Goethe vergleichen mochte, in grimmiger Eifersucht auf und beleidigte Goethe so, daß dieser fernerhin keinen Fuß ins Haus zu setzen beschloß. Und gerade damit regte er offenbar ein stärkeres wärmeres Gefühl bei Goethe und die tiefste Theilnahme für die unglücklich verheirathete junge Freundin auf und an. Da war wieder der Zwiespalt zwischen der gesellschaftlichen Ordnung, dem Herkommen und der Empfindung, den keiner schmerzlicher durchlebt hatte als er. So begann er 1. Februar 1774 den Werther-Roman niederzuschreiben und gleichsam in Einem Zuge zu vollenden. Er gab sich ganz an die Dichtung hin, deren Handlung, Grundstimmungen und Motive er in Rückerinnerung an alles jüngst Erlebte warm zu beseelen, mit dem Schimmer lyrischer Unmittelbarkeit zu umweben wußte. Einem Nachtwandler ähnlich, führte er das tief subjective und doch so wunderbar objectivirte Werk aus; er fühlte sich nach der Vollendung „wie nach einer Generalbeichte wieder froh und frei und zu einem neuen Leben berechtigt". Unter den jüngern Freunden und Freundinnen fand der Roman „Die Leiden des jungen Werther" auf der Stelle enthusiastische, ja überschwengliche Zustimmung; in Weygand in Leipzig ward rasch ein Verleger gewonnen und während des Sommers 1774 das Buch gedruckt, welches im September erschien und schon

Digitized by Google

einen Monat nach seinem Hervortreten ein ungeheueres Aufsehen, eine Art von Fieber zu erregen anfing, von dessen Eigenart, Stärke und Gewalt eine ganze Werther-Literatur noch heute Zeugniß gibt.

Tausende lasen „Werther's Leiden", wie jener arme Gymnasiast Karl Philipp Moritz in Hannover, der in der düstern Schwermuth, der Weltverachtung Werther's tausend Berührungspunkte fand; Tausende meinten im Werther das Geheimniß ihrer Seele, ihr inneres Schicksal enthüllt zu sehen; wiederum Tausende wurden von der Glut und Kraft des Liebesgefühls und von allen Schauern der Todessehnsucht aus dem Roman heraus ergriffen. „Die Explosion, welche sich im Publikum ereignete, war deshalb so mächtig, weil die junge Welt sich selbst schon untergraben hatte, und die Erschütterung deswegen so groß, weil ein jeder mit seinen übertriebenen Forderungen, unbefriedigten Leidenschaften und eingebildeten Leiden zum Ausbruch kam." Wenige unter den Hunderttausenden der Leser vermochten die reine Einfachheit, die klare Gegenständlichkeit, die Wärme und Wahrheit der Darstellung voll zu würdigen, noch wenigere die ganz einzige Verknüpfung der berechtigten Empfindungen Werther's mit den Wahnbildern, den leisen, vollendet poetischen Uebergang aus der Gesundheit in die Krankheit richtig zu unterscheiden. Die Kritik schwankte zwischen Erkenntniß der poetischen Genialität und falscher Stoffbewunderung, unwesentlichen Erörterungen und ganz unberechtigten Anschuldigungen gegen Goethe's Absichten hin und her; der unermeßlichste Erfolg brachte Goethe Eindrücke, die ihn für immer gegen das Trachten nach Erfolg feiten.

Gleichwol aber schien mit der Vollendung des Werther-Romans, mit der innern Befreiung und der äußern Stellung, welche er seinem Dichter gab, ein Etwas in Goethe's Seele und Goethe's Wesen entfesselt, was bis hierher noch in Schranken gehalten war. Die Lust des Hervorbringens, die Zuversicht auf das Gelingen waren gleichgroß, ja grenzenlos, die Jahre 1774 und 1775 diejenigen, in welchen Goethe, „immer in sich strebend, lebend und arbeitend, arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigend", den tiefsten Sinn und das höchste Recht des

Digitized by Google

Sturmes und Dranges vertrat, als dessen genialster Träger er jetzt dastand. Eine unglaubliche Fülle der Gesichte, der Gestalten und Empfindungen hatte zugleich in der Seele des jugendkräftigen, von seinem Dämon getriebenen, zu zeiten dahingerissenen Dichters Raum. Es gab innerhalb der deutschen Dichtung keinen Ton, den er im Wetteifer nicht stärker, reiner, voller anzuschlagen gewußt hätte, als die andern, und er besaß Töne voll nachhaltiger Macht, die er allein anschlagen konnte, und zunächst nur für sich und seinen engsten Kreis anschlug. Auf einen äußern Anlaß, aber nicht ohne eine innerliche Anknüpfung des Dichters an den Stoff gestaltete der rasch Arbeitende aus Beaumarchais' „Mémoires" heraus im Mai 1874 binnen acht Tagen das bürgerliche Trauerspiel „Clavigo", bei dem er sich innerhalb der theatralischen Schranken hielt, welche er im „Götz" übersprungen hatte und weiter zu überspringen dachte. Die lebensvolle Figur des Carlos, in welchem Goethe eine Seite, einen Zug seines Wesens verkörperte, hätte allein hinreichen sollen, um eine Kritik wie diejenige Merck's zu entwaffnen; doch wer die Welt an das Ungemeine gewöhnt hat, darf sich nicht beklagen, wenn sie unter allen Umständen das Unerhörte von ihm fordert. Eine ganze Reihe kleiner satirischer Spiele bezeugte in diesen Jahren die leidenschaftliche Theilnahme, das leidenschaftliche Eingreifen des Dichters in die Fragen des Tags. Die „Wuth, alles zu dramatisiren", lebte sich in „Götter, Helden und Wieland", im „Fastnachtsspiel von Pater Brey, dem falschen Propheten", im „Satyros oder der vergötterte Waldteufel", im „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. Karl Friedrich Bahrdt", in „Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" keineswegs aus, wie die genialen Fragmente „Hanswursts Hochzeit" erweisen; „Künstlers Erdenwallen" war ein dramatisches Seitenstück zu den zahlreichen lyrischen Gedichten, in denen er enthusiastisch die Kunstnatur und Naturkunst pries. Die Singspiele „Erwin und Elmire" und „Claudine von Villa Bella", in Prosa, aber mit köstlichen echten Liedern durchwebt, erwiesen, daß Goethe neben den gewaltigen Weltbildern und mächtigen Gestalten, die seine

Digitized by Google

Phantasie erfüllten, die Fähigkeit und die Lust behielt, „die unschuldigen Gefühle der Jugend" in reiner Einfachheit darzustellen, daß es bei ihm kein Herabsteigen bedeutete, wenn er zu gewissen Stunden den leichten heitern Ton anschlug. Den überreichen beiden Jahren gehört außer den schon genannten Dichtungen das mit heißer Leidenschaft getränkte, aus einfachster Realität und trotziger Phantastik seltsam gemischte Schauspiel für Liebende: „Stella", an, mit welchem Goethe den Stürmern und Drängern im unerquicklichen Sinne, den Klinger, Lenz u. a. geistig am nächsten rückte: eine Schöpfung übrigens, von der Michael Bernays mit allem Recht geurtheilt hat, daß man den Commentar zu diesem uns so seltsam anmuthenden Erzeugnisse des Jahres 1775 wol nicht in des Dichters Lebensverhältnissen allein zu suchen habe. „Goethe ist auch hier ein treuerer Dolmetscher der durch jene Zeit verbreiteten Gesinnungen, als der ungläubig sich verwundernde Leser unserer Tage ahnen mag." „Stella" war das letzte dieser frankfurter Werke, das abgeschlossen und dem Publikum alsbald dargeboten wurde. Die größern Schöpfungen, welche aus dem Jahre 1774 ins Jahr 1775 hinübergetragen wurden, das in der Form an die satirischen Gedichte und Spiele gemahnende, im Inhalt so unermeßlich darüber hinausreichende Gedicht „Der ewige Jude", von dem nur die ersten „Fetzen" niedergeschrieben sind, der immer vorschreitende „Faust", von welchem Merck, Boie, Klopstock, Knebel bei ihren Besuchen Scenen vorgelesen erhielten und sich in Bewunderung der Größe, Kraft und Eigenthümlichkeit des Gedichts nicht genugthun konnten, setzten Jahre gedeihlicher dichterischer Arbeit voraus. Seit der neuerlichen Auffindung einer zuverlässigen Abschrift des „Urfaust" im Nachlasse der Hofdame Luise von Göchhausen wissen wir bestimmt, welche 21 Scenen Goethe im Herbst 1775 fertig mit nach Weimar brachte, und dürfen annehmen, daß auf dem Papier damals nicht viel mehr existirte. Aber es ist verständlich, daß schon dieses Fragment den wenigen Hörern und Lesern als der Inbegriff einer Welt erschien, daß sie den „Faust" für nahezu vollendet hielten. Auch einen historischen Stoff, den er mit wärmstem unmittelbarsten

Digitized by Google

Leben zu erfüllen trachtete, nahm der Dichter im „Egmont" auf, einer Tragödie, die gleichfalls, bevor er Frankfurt endgültig verließ, weit vorgerückt war.

Und zwischen allen diesen schöpferischen Offenbarungen quollen die goldenen Lieder, die ersten Balladen, die Oden und Dithyramben, die Epigramme der Goethe'schen Lyrik immer reicher, mannichfaltiger, des Dichters innere Unerschöpflichkeit offenbarend hervor. Dem tiefsten Ernst, dem heitersten Spiel, den auf- und abwogenden Empfindungen, den unübersehbaren Erlebnissen — noch wurde ihm jede neue Begegnung, jeder stärkere Eindruck zum Erlebniß — gab Goethe im Augenblick vollendeten Ausdruck; wenn er die Gelegenheitsdichtung über alles pries, verstand er darunter immer jene Art der lyrischen Poesie, wie er sie in diesen reichen Jahren im wundersamsten Wechsel übte.

Goethe's äußeres Leben gestaltete sich während der in Rede stehenden beiden Jahre so, daß die Fülle und der Widerstreit des Genusses, der Leidenschaften, der Erfahrungen jede schwächere Natur hätten überwältigen müssen. Im Anfang 1774, nachdem er mit der endgültigen Niederschrift des „Werther" sich selbst befreit, schien er in die vom Vater fest im Auge behaltenen bürgerlich-häuslichen Bahnen einlenken zu wollen. Jenes Mariagespiel mit der siebzehnjährigen Kaufmannstochter Anna Sibylla Münch, dem der „Clavigo" entstammte, gewann einen Augenblick den Anschein, zu einer Heirath zu führen; den Goethe'schen Aeltern wäre das anmuthig blühende, dabei häuslich einfache Mädchen als Schwiegertochter höchlich willkommen gewesen. Aber schon im Sommer 1774 durchwogten ganz andere Empfindungen Goethe's Brust. Die Advocaturgeschäfte, in welche der kaiserliche Rath den „singulären Menschen", als welchen er den Sohn mehr und mehr erkannte, einzuspinnen suchte, mochte der Dichter mit Recht als „siebenfache Bastseile" betrachten, von denen er sich mit einem Riß befreien könne; denn von seinem innern Leben gab er an diese rein äußerlichen Geschäfte nichts dahin und die Empfindung verließ ihn nicht, daß er aus den vaterstädtischen Verhältnissen wenigstens auf längere Zeit ganz hinweg müsse. Das Gefühl für Maxe Brentano, das er tapfer

Digitized by Google

niederkämpfte, war viel stärker, als er in „Dichtung und Wahrheit" ahnen läßt. Wol gab er im März der Mutter Maximiliane's, der Frau von Laroche, das Wort: „Meine liebe Mama, Sie haben meine Hand darauf, ich will brav sein"; aber wenn er dann bei der Feier der Goldenen Hochzeit des Kaufherrn Olessina zu Sindlingen bei Höchst den Geburtstag Maxe's herantanzte und der reizenden jungen Frau „wenige Augenblicke" seinen Arm bot, wenn er bei den geflissentlich seltenen Begegnungen merkte, daß sie ihm „immer eine Erscheinung vom Himmel" sei, wenn er ihre Augen wiedersah und nicht wußte, „was in den Augen ist", da fühlte er wohl, daß das Bravsein in solchem Fall den Einsatz der ganzen sittlichen Kraft kostete. An der Unrast, die ihn im Sommer von 1774 so viel und so häufig aus Frankfurt hinwegtrieb, hatte sicher auch diese Empfindung ihren Antheil. Seit dem Erscheinen des „Götz von Berlichingen" drängten sich in Goethe's Vaterhause am Hirschgraben die Besucher, jung und alt, enthusiastisch Theilnehmende, blos Neugierige; denn mit dem Ruhme seines Genius erscholl auch der Ruf einer wunderbaren Persönlichkeit in die gärende, nach Genie und Kraft, nach Jugendmuth und Schönheit lechzende deutsche Welt hinaus. Der Mann, von dem Klinger im „Leidenden Weib" rief: „Ein wunderbarer Mensch, der Doctor! Der erste von den Menschen, die ich je gesehen, der alleinige, mit dem ich sein kann. Der trägt Sachen in seinem Busen. Die Nachkommen werden staunen, daß je so ein Mensch war!" — von dem Heinse nach der ersten Begegnung verkündete: „Goethe war bei uns, ein schöner Junge von 25 Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Kraft und Stärke ist, ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln, da ist kein Widerstand, er reißt alles mit sich fort", erregte in der That allseitige Theilnahme. Poeten und Schöngeister, Gelehrte, ernste Geschäftsmänner und fahrende Gesellen, die hundertfachen Originale der Gärungsperiode, wie die flachen Alltagsnaturen, welche nur an dem Wechsel der Moden merkten, daß sie in einer von Grund aus veränderten Zeit lebten, suchten Fühlung mit dem genialen Dichter. Stärker noch als am gewaltigen Erfolge des

Digitized by Google

„Werther" war es an dem Eindruck von Goethe's Persönlichkeit zu spüren, daß die Dichtung jener Zeit in der That eine Lebensmacht, der Dichter der natürliche Anwalt der allgemeinen Gesinnungen und Bestrebungen war.

Auf den Sommerreisen des Jahres 1774 erfuhr Goethe vollauf die Wonnen und Leiden der Berühmtheit. Unter den vielen, die ihn in Frankfurt aufsuchten, war der schweizer Physiognomiker, der apostolisch gestimmte J. C. Lavater einer der bedeutendsten Männer der Zeit. Die Seele voll Liebe und Unschuld, die lebendige Ueberzeugungskraft Lavater's gewannen im raschen Ansturm Goethe's Herz, und derselbe begleitete ihn, nachdem er fünf Tage im Goethe'schen Hause gewohnt, um ihm noch näher zu kommen, ihn noch ausschließlicher zu genießen, Ende Juni im Wagen nach Ems. Er kehrte dann nach Frankfurt zurück, wo ihn in den nächsten Tagen der Besuch des pädagogischen Propheten und Philanthropingründers Basedow überraschte, der gleichfalls nach Ems ging. Rasch entschlossen rüstete sich jetzt Goethe selbst zu einem längern Aufenthalt und weitern Ausflügen. Einige Tage hindurch genoß er in Ems den Umgang der beiden so grundverschiedenen Männer, der gesellschaftlichen Kreise, in welche dieselben inzwischen eingetreten waren, daneben die Freuden des Badelebens. Goethe war von frühester Jugend auf ein leidenschaftlicher Tänzer gewesen; hier in Ems ward „unmäßig getanzt, und weil man sich in den beiden großen Badehäusern ziemlich nahe berührte, bei guter und genauer Bekanntschaft mancherlei Scherz getrieben". Es gab Verkleidungen, Neckereien, Abend-, Mitternacht- und Morgenständchen; Goethe schwamm in diesem Element mit frischester Lust, jeden Augenblick fähig, sich ganz hinzugeben oder mit gesammelter Kraft eine seiner kleinern Dichtungen auszuführen. Dann ging's das Lahnthal hinab nach Koblenz, wo Goethe selbst entdeckte, wie wunderlich er sich zwischen seinen beiden ungleichen Genossen ausnehme: „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten." Das nächste Ziel der Fahrt war Köln, von wo Goethe allein nach Düsseldorf weiter eilte, um mit beiden Brüdern Jacobi, namentlich mit Fritz, dem er

Digitized by Google

durch Johanna Fahlmer, Betti Jacobi und andere längst hatte angenähert werden sollen, endlich zusammenzutreffen. Als er aber erfuhr, daß Fritz Jacobi nicht daheim, sondern in Elberfeld sei, war er geneigt, das für einen Schicksalswink zu halten, daß er mit den Jacobis nichts gemeinsam haben solle. Indeß überwand er sich, eilte nach Elberfeld hinüber (wo er auch Jung-Stilling, der sich dort als Arzt niedergelassen, wiedersah) und erlebte eine jener Begegnungen, die nur in seiner damaligen Stimmung möglich waren. „Nicht eingeführt, marschallirt, excusirt, grad 'rab vom Himmel gefallen vor Fritz Jacobi hin. Und er und ich und ich und er! Und waren schon, eh' noch ein schwesterlicher Blick darin präliminirt hatte, was wir sein sollten und konnten." Friedrich Heinrich Jacobi war unter den Zahllosen, die damals von Goethe empfingen und gewannen, einer der wenigen, die auch ihrerseits dem Dichter zu geben vermochten. Durch Jacobi, mit dem sich gleich in Elberfeld, in Pempelfort, auf Schloß Bensberg und in Köln die tiefsten Gespräche anknüpften, ward Goethe's lebendige Theilnahme an Spinoza geweckt. Empfand der Dichter hierbei zunächst nur die Bedeutung der philosophischen Durchbildung Jacobi's, so sollte ihm der große Denker des 17. Jahrhunderts bald näher treten, der erste Philosoph, der befruchtend, erhebend auf Goethe's Geist gewirkt. Nach Ems zurückgekehrt, wo er bis zum 12. August blieb, unternahm er noch einige Ausflüge nach Thalehrenbreitstein und eilte dann nach Frankfurt zurück, wo ihn das Meßgetümmel, aber auch die ersten fertigen Exemplare des „Werther" erwarteten.

Und nun trat ein, was Goethe im Grunde hätte voraussehen können, und in dichterischer Hingabe an sein Werk und auf die Reinheit seiner künstlerischen Absicht bauend, doch nicht vorausgesehen hatte: Kestner und Lotte, namentlich aber der erstere, brachen in hellen Unmuth über die Profanirung des freundschaftlichen Verkehrs, über die Aufnahme so vieler Züge der Wirklichkeit in den Roman aus, und Kestner empörte sich gegen die Fratze, welche im Albert der Dichtung von ihm gezeichnet worden. Goethe war im eigentlichen Wortsinne über diese

Digitized by Google

Auffassung bestürzt; es that ihm weh, die Freunde gekränkt und verstimmt zu haben, und doch konnte er andererseits auf das gute Recht des Dichters, sein Erleben und Erfahren poetisch zu gestalten, so wenig verzichten als auf Schauen und Athmen. Er versagte sich nicht, so warm und herzlich er die Gekränkten und Befangenen zu begütigen strebte, ihnen am 21. November 1774 zuzurufen: „Ihr Kleingläubigen! Könntet Ihr den tausendsten Theil fühlen, was «Werther» tausend Herzen ist, Ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die Ihr dazu hergabt.“ Immerhin ward ihm leichter und freier zu Muthe, als Kestners von ihrer ersten Verstimmung rasch zurückkamen.

Noch vor dem Ausgange des ereignißreichen Jahres ergab sich für den vielgefeierten Dichter eine Anknüpfung, welche die folgenwichtigste aller seither erreichten werden sollte. Am 11. December berührten die beiden weimarischen Prinzen Karl August und Konstantin mit ihren Gouverneurs, dem Grafen Görtz und dem Major von Knebel, auf der Reise nach Paris Frankfurt, und sandten Knebel an Goethe mit der Botschaft ab, daß sie seine Bekanntschaft zu machen wünschten. Namentlich der Erbprinz (de jure — der regierende Herzog) Karl August hegte die lebendigste Theilnahme an dem Dichter des „Götz“ und „Werther“, und nahm Goethe, welcher rasch und bereitwillig den Prinzen seine Aufwartung im „Römischen Kaiser“ auf der Zeil machte, mit lebhafter Freude und sichtlicher Gunst auf. Wenn Goethe berichtet, daß er sich bei der Abendtafel, zu der er eingeladen ward, durch die Besprechung der „Patriotischen Phantasien“ Justus Möser's empfohlen und ein besseres Vorurtheil für sich erweckt habe, als er vielleicht verdiente, so legte er wol einem zufälligen günstigen Umstande zu großes Gewicht bei. Ein mehrstündiges Beisammensein mit dem Dichter, dem Manne, der von Jugendmuth, Geist und warmer Liebenswürdigkeit strahlte, mußte den Erbprinzen wie seine Begleiter für Goethe einnehmen, erwärmen; der Eindruck verrieth sich in der Einladung, die sofort an ihn erging, der Gesellschaft nach Mainz zu folgen und dort einige Tage mit den neuen enthusiastisch gestimmten Gönnern zuzubringen. Goethe's Vater, der

Digitized by Google

in reichsstädtischer Gesinnung und Steifnackigkeit gealtert, vielleicht auch von einer ahnungsvollen Furcht bewegt, daß diese Einladung Folgen haben könne, welche seine Lebens- und Lieblingspläne stören würden, erhob Widerspruch und gab selbst die Besorgniß zum besten, daß man dem genialen Sohne die kleine Satire „Götter, Helden und Wieland" in tückischer Weise nachtragen werde. Schließlich entschied der Rath des Fräulein von Klettenberg von ihrem letzten Krankenlager aus, daß Goethe der Einladung folgte. Die Ablehnung wäre um so weniger leicht gewesen, als Major Knebel bei dem neuen Freunde einen Tag in Frankfurt blieb. Am 13. December erschienen beide gemeinsam in Mainz und im Gasthofe „Zu den drei Kronen". Die weimarischen Prinzen hatten sich am kurfürstlichen Hofe vorzustellen; Goethe vergnügte sich während ihrer Abwesenheit mit Schlittschuhlaufen und Zeichnen, war aber im übrigen mit der kleinen Reisegesellschaft und namentlich mit dem Erbprinzen beisammen; er kam sich vor „recht wie vom Vogel Greif in eine fremde Welt unter alle die Sterne und Kreuze hinuntergeführt und dadrein so mit ganz offenem Herzen herumgewebt". Am 15. December reisten die weimarischen Prinzen nach Karlsruhe, Goethe nach Frankfurt zurück. Noch von Mainz aus hatte Goethe einen verbindlich freundlichen Brief an Wieland gerichtet und eine Verständigung mit demselben angebahnt. Es war ihm lieb, daß Wieland entgegenkommend antwortete, und leid, daß gleich darauf durch eine indiscrete Satire eines seiner frankfurter Genossen, Heinrich Leopold Wagner, „Prometheus und seine Recensenten", neues Mistrauen Wieland's erweckt ward, der ebenso schwer wie das Publikum zu überzeugen war, daß Goethe bei diesem Angriff keine Hand im Spiele gehabt habe.

Ob Goethe schon damals die Hoffnung gehegt, daß die mainzer Tage Nachklang und Folge haben würden, läßt sich schwer sagen; der wachsende Groll des kaiserlichen Rathes gegen „die Weimarischen" scheint dafür zu sprechen. Thätig, schwellenden Lebens, stolzer Hoffnungen voll, trat der Dichter bald nach der Begegnung mit der prinzlichen Reisegesellschaft, die

Digitized by Google

wol ein Erlebniß heißen durfte, in das Jahr 1775 ein, welches sich vom Beginn bis zu seinem Ende als das „zerstreuteste, verworrenste, ganzeste, vollste, leerste, kräftigste und läppischste“ (Goethe an Bürger) erweisen sollte, das Goethe beschieden war. Am Neujahrsabend führte ihn die wiederholte Einladung eines Freundes in das am Kornmarkt gelegene, der Bankierswitwe Susanna Elisabeth Schönemann gehörige stattliche Patricierhaus „Zum Libeneck“, wo eine auserlesene Gesellschaft sich zu einem kleinen Concert versammelt hatte. Hier, scheint es, erblickte er zum ersten mal die anmuthige, damals siebzehnjährige Tochter des Hauses, Anna Elisabeth, in der Familie und im Freundeskreise Lili genannt, eine schlanke Blondine mit großen tiefblauen Augen — und empfing von ihr einen gewinnenden Eindruck, ohne daß er in dieser ersten Stunde der Bekanntschaft die unwiderstehliche Anziehungskraft ahnte, welche von der Lieblichen ausgehen sollte. Obschon er der Einladung, beliebig wiederzukehren, bald und öfter Folge leistete, so scheint er im Januar sich noch leidlich freien Herzens gefühlt zu haben. Fritz Jacobi war in diesem Monat in Frankfurt und Goethe mit ihm in beglückendem, anregendem Verkehr. Im selben Januar empfing der Dichter freundschaftathmende Briefe der beiden Grafen Christian und Friedrich Leopold von Stolberg, die eben ihre göttinger Hainbundstage hinter sich hatten und noch im abstracten Freiheitspathos und Tyrannenhaß schwelgten. Die enthusiastische Annäherung auch dieser Stürmer und Dränger that Goethe um so wohler, als sie von der zarten Zuschrift einer theuern Ungenannten begleitet war, in der Goethe alsbald die Schwester der Grafen errieth. Seine poetische Phantasie umwob das Bild des fernen edeln Mädchens, welches die Frage an den Werther-Dichter gerichtet hatte, ob er auch glücklich sei, mit dem goldensten, duftigsten Glanze und nur „mit zerstücktem, stammelndem“ Ausdruck vermochte er ihr zu antworten: „Sie fragen, ob ich glücklich bin? Ja, meine Beste, ich bin's, und wenn ich's nicht bin, so wohnt wenigstens all das tiefe Gefühl von Freud und Leid in mir.“ Er begann eben zu fühlen, daß eine neue tiefe und heiße Leidenschaft von

Digitized by Google

seinem Herzen Besitz ergriffen habe. Lili Schönemann, die „Belinde" seiner neuen Lieder, zog ihn in ihre Kreise, in die Pracht ihrer Umgebungen. Am 13. Februar mußte er sich der fernen neuen Freundin als einen Fastnachts-Goethe vorstellen, der „im galonnirten Rock, sonst von Kopf zu Fuße auch in leidlich consistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten von ein paar schönen Augen am Spieltisch gehalten wird, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Concert und von da auf den Ball getrieben wird und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht". Es war schon nicht mehr Interesse des Leichtsinns, das ihn erfüllte; der Pfeil saß tiefer und die streichende Frühlingsluft brachte ihm keine Genesung. Und die Verhältnisse, unter denen er diesmal liebte und zum ersten mal warb, waren ihm nicht günstig. Lili allerdings ward, trotz einer gewissen Neigung zur Koketterie, trotz des Eigenwillens eines verwöhnten reichen Mädchens, bald genug von der leidenschaftlichen Glut der Huldigungen des Dichters ergriffen; sie empfand lebhafter und deutlicher, als die Ihrigen ahnten, daß es ein großer und einziger Mensch war, der jetzt von ihr dauerndes Glück des Lebens hoffte. Dafür aber sahen Goethe's Aeltern, der Vater zumal, scheel zu der Werbung um die Weltdame, und die Schönemann'sche Familie, deren Patricierthum vor Goethe's Verbindung und Verkehr mit den mittlern bürgerlichen Kreisen zurückscheute, suchte das Mädchen gegen den Liebenden soviel als immer möglich zu stimmen. Goethe's frühere Liebesneigungen, namentlich die Erinnerung an Friederike Brion in Sessenheim, mögen dazu bequeme Handhaben geboten haben. Jedoch war es nicht ausgesprochener Wille der Familie, Goethe um jeden Preis fern zu halten; sie wollte Lili, wenn die Neigung für den Dichter in der That stark und beständig war, nicht gerade unglücklich machen, sondern äußerstenfalls nachgeben; auch läßt sich denken, daß der Zauber der Goethe'schen Persönlichkeit, den alle empfanden, nicht allein an Frau Schönemann und den übrigen Verwandten völlig abgeglitten sei. Es

Digitized by Google

war eben ein peinliches Auf und Ab, in dem es nur eines entscheidenden Entschlusses der beiden Liebenden und einer ruhigen Erwägung der betheiligten Familien zu bedürfen schien, um das Glück dieses schönen wie füreinander geschaffenen Menschenpaares zu sichern. Im April 1775 erschien eine sehr unerwartete, aber wohlmeinende Vermittelung in der Person der Demoiselle Helena Dorothea Delph, der Inhaberin eines kleinen Handelshauses in Heidelberg, welche mit den Schönemanns in alter Verbindung stand. Sie wußte Goethe's Aeltern umzustimmen und Lili's Mutter von Goethe's aussichtsreicher Zukunft zu überzeugen, und trat eines Abends zu den Liebenden, um ihnen die Einwilligung zur Verlobung zu überbringen. Tief bewegt fielen Goethe und Lili einander in die Arme, und der Dichter erfuhr im Verlaufe seines Lebensweges zum ersten und letzten mal, „wie es einem Bräutigam zu Muthe sei". Seine Ueberzeugung von Lili's Werth ward durch den zwangloseren Verkehr, welcher hiermit eintrat, nur bestärkt, seine Leidenschaft für ihre anmuthige Jugend erhöht. Aber nach wenigen Wochen drängte sich die unliebsame Erkenntniß auf, daß das Verlöbniß die Familien nicht nähere. Verschiedenheiten der Lebenshaltung, der Confession (die Goethes waren lutherisch, die Schönemanns reformirt), des Vermögens, erschienen in jener Zeit, trotz allem Sturm und Drang, noch immer wie unübersteigliche Hindernisse; Goethe und Lili konnten ihres Brautstandes in Frankfurt nicht froh werden und flüchteten wiederholt nach Offenbach, wo Lili's Onkel d'Orville ein schönes Landgut mit prächtigen Gärten besaß und Goethe bei dem Componisten und Musikverleger Johann André jederzeit gastliche Aufnahme fand. Schon regte sich bei Goethe ein Misgefühl über den „schleppenden Zustand"; schon begann er sich nach der Ankunft der Gebrüder Stolberg zu sehnen, mit denen er ein Stück in die freie Welt fliegen wollte. Trotzig und doch schmerzlich bewegt schrieb er, nachdem die beiden Stolberg und ihr Freund Graf Haugwitz in Frankfurt eingetroffen waren und im Goethe'schen Hause brausend lustige Stunden verlebt hatten, am 13. Mai an Herder: „Meinen Ballen spiel' ich

Digitized by Google

wider die Wand und Federballen mit den Weibern. Dem Hafen häuslicher Glückseligkeit und festem Fuße in wahrem Leid und Freud' der Erde wähnt' ich vor kurzem näher zu kommen, bin aber auf eine leidige Weise wieder hinaus ins freie Meer geworfen."

Am 15. Mai trat Goethe mit den drei Grafen die Reise an, welche ihn zunächst nur nach Emmendingen zum Wiedersehen der lange entbehrten Schwester führen sollte. Ueber Darmstadt und Manheim gingen die Reisenden nach Karlsruhe. Hier lernte Goethe am markgräflichen Hofe die zur Braut des künftigen Herzogs von Weimar ersehene Prinzessin Luise von Darmstadt kennen; am 21. Mai traf er aufs neue mit den weimarischen Prinzen und ihren Begleitern Görtz und Knebel zusammen; der Erbprinz zeigte sich wiederum gut und theilnehmend. Aber der Dichter war im Augenblicke in einer Stimmung, die ihn rasch hinwegtrieb. Am 22. erreichten die Reisenden Straßburg; Goethe rühmte, daß er sehr in der Luft sei; „Schlafen, Essen, Trinken, Baden, Reiten, Fahren war so ein paar Tage her der selige Inhalt meines Lebens". Nur der Hauptzweck der Reise mußte unerreicht bleiben. Er konnte wol das Band, das ihn an Lili knüpfte, lockern, aber seine Liebe nicht vergessen noch überwinden. „Komm' ich wieder, ist's dem Bären schlimmer als vorher." Nach sechstägigem Aufenthalt in Straßburg, wo er vorzugsweise mit Lenz und dem alten treuen Freunde Salzmann verkehrte, beschloß er, über Emmendingen und Schaffhausen nach der Schweiz zu reisen. Im Hause der Schwester fand er keine Erleichterung. Cornelia Schlosser beschwor den Bruder, offenbar in Erinnerung an alles, was sie unter der Pedanterie ihres Vaters gelitten hatte, Lili solchem Schicksal nicht auszusetzen, ohne ein bestimmtes Versprechen von ihm zu erlangen. „Könnt' ich nur recht tief in die Welt!" rief er Johanna Fahlmer, seiner Vertrauten, in diesen Tagen zu; „vermuthe aber, ich werde nächstens wieder bei euch sein!"

Tag und Nacht trieb es ihn heimwärts. Nicht die beglückende Zusammenkunft mit Lavater, nicht der Anblick des reizenden Zürichsees, nicht der erfrischende Ausflug, den er mit

Digitized by Google

dem Frankfurter Passavant in die Urcantone und bis auf die Paßhöhe des Gotthard unternahm, nicht das erneute Zusammentreffen mit den Stolbergs in Zürich vermochte Lili's Bild zu verscheuchen. Er begann wieder zu hoffen und trat Anfang Juli mit F. Maximilian Klinger, der sich ihm im letzten Jahre immer mehr angeschlossen hatte und vor kurzem in Zürich zum Besuch des Musikers Kayser eingetroffen war, die Rückreise nach Frankfurt an. Ueber Ulm (wo er Schubert, den damals noch freien Herausgeber der „Deutschen Chronik", kennen lernte), Stuttgart, Straßburg und Darmstadt (wo eine sehr erfreuliche Begegnung mit Herder stattfand) traf er am 24. Juli in der Vaterstadt und im Vaterhause wieder ein. Sein Schicksal hielt er für entschieden, die Liebe zu Lili ließ ihn nicht los; er wollte jetzt auf jede Gefahr hin die Verbindung mit ihr durchsetzen. Aber wenige Tage reichten hin, ihn erkennen zu lassen, daß die Verhältnisse noch unverändert seien, daß Lili ihn nach wie vor liebe und die Familie nach wie vor gegen ihn arbeite. Am 3. August bekannte er der Gräfin Auguste Stolberg, der er aus Offenbach in Lili's Zimmer schrieb, „in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitere Tage ich trübe, ich!" daß sich alles in einen Schlangenknoten wirre, daß es hundertmal des Tages in ihm wechsele, daß er nicht lange aushalten werde und wieder fort müsse. Am nächsten Tage berichtete er an Lavater, daß er mit Lili und ihrem Onkel d'Orville ausgeritten sei. „Du solltest den Engel im Reitkleide zu Pferde sehen!" und beschwor den züricher Freund: „Mach' ihr etwas in Versen, das sie im Guten stärke und erhalte. Du kannst Gutes thun und Du willst!" Durch den ganzen Monat August verweilte er großentheils in Offenbach und erlebte zwischen dunkeln, peinlichen Stunden immer wieder Lichtblicke. Aber am Ende folgten am 11. September die erschütternden Geständnisse an Johanna Fahlmer: „Kann Ihnen weder Blick noch Zug geben von der Wirthschaft. Mein Herz immer wie ein Strumpf, das Aeußere zu innerst, das Innere zu äußerst gekehrt!" und: „Ausgestanden habe ich die Woche schrecklich von allen Seiten,

Digitized by Google

aber auch widerstanden! Weiß Gott!" Er sah keine Möglichkeit, Lili in sein väterliches Haus einzuführen oder ein eigenes Haus zu gründen. Sie äußerte wol, daß sie aus Neigung zu Goethe alle gegenwärtigen Verhältnisse aufgeben und mit ihm nach Amerika gehen werde. Da er daran nicht dachte, nicht denken durfte, so irrten seine Blicke nach irgendeinem andern Anhalt umher. Und so oft und je länger das geschah, um so empfindlicher kam ihm zum Bewußtsein, daß er in diesen frankfurter Zuständen, deren ganze Schattenseiten, deren seelenbeschwerenden Druck er in den letzten Monaten nur zu gut kennen gelernt, nicht dauernd verharren, nicht festwachsen dürfe. Ein wild-leidenschaftlicher Drang, der ihn in die Weite zog, wechselte mit jenem, welcher ihn wieder und wieder zu Lili's Füßen führte.

In diesen peinlichen Kämpfen, in denen er bald zu spüren glaubte, daß Lili gegen ihn erkalte, bald richtiger empfand, daß „in ihr eine Kraft liege, die das alles überwältigt hätte", wurden schließlich die fortgesetzten Beziehungen zu Karl August von Weimar entscheidend. Derselbe hatte am 3. September 1775 die Regierung seiner Herzogthümer übernommen, reiste jetzt nach Karlsruhe zur Hochzeit mit seiner Braut Luise von Hessen-Darmstadt und lud den Dichter, in welchen er, wie Zimmermann damals schon bemerken wollte, „verliebt" war, dringend ein, ihn auf der Rückreise nach Weimar zu begleiten und einige Zeit an seinem Hofe zuzubringen. Goethe beschritt sofort den Ausweg, der ihm rettend und erlösend schien. Er meldete nach allen Seiten, daß er nach Weimar gehe und hoffte, daß es da „wieder allerlei Gutes und Ganzes und Halbes geben werde, das uns Gott gesegne". Am 12. October traf Herzog Karl August mit seiner jungen Gemahlin in Frankfurt ein; das fürstliche Paar erneuerte die Einladung, welche der Herzog zuvor allein ausgesprochen hatte. Goethe wurde gebeten, die Ankunft des Kammerjunkers und Kammerraths von Kalb zu erwarten, welcher mit einem neuen Wagen von Karlsruhe her Frankfurt in wenigen Tagen passiren werde. Der Dichter willigte in alles, ein Gefühl der Erwartung durchzog seine Seele, wie er

Digitized by Google

es noch kaum empfunden. Der kaiserliche Rath schickte sich seufzend und murrend in das Unvermeidliche, und Goethe nahm in allen befreundeten Häusern, auch im Schönemann'schen, Abschied. Kein Blatt aus diesen Tagen verräth, was der Abschied von Lili dem Dichter gekostet; nur das Gedicht „An ein goldenes Herz, das er am Halse trug", und die ein paar Monate später gedichtete Widmung seiner „Stella" an Lili läßt uns einigermaßen in Goethe's Seele blicken.

Als sich die Ankunft des erwarteten Cavaliers und seines Wagens weit über die Mitte October hinaus verzögerte, Goethe sich eingeschlossen halten mußte, um als abwesend zu gelten, und in dieser ungewohnten, innerlich erregten Stille leidenschaftlich am „Egmont" zu dichten fortfuhr, bestürmte ihn sein Vater mit den alten Sorgen, der alten Abneigung gegen die Höfe und den Verkehr mit Fürsten. Er wiederholte das oft gesungene Lied, daß man von weimarischer Seite Goethe nur eine Demüthigung habe bereiten wollen, und drängte den Sohn, nach Italien aufzubrechen. Und da Herr von Kalb in ganz unverantwortlicher Nachlässigkeit bis zum 29. October kein Wort von sich hören ließ, so schickte sich der Dichter in der That am 30. October an, durch Graubünden nach Italien zu gehen. In das Tagebuch, das er für diese Reise anlegte, schrieb er: „Ich packte für Norden und ziehe nach Süden, ich sagte zu und komme nicht, ich sagte ab und komme. — — Lili adieu! Lili zum zweiten mal! Das erste mal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden! Es hat sich entschieden — wir müssen einzeln unsere Rollen ausspielen. Mir ist in dem Augenblicke weder bange für dich noch für mich, so verworren es aussieht!" Er fuhr offenen Auges in den prächtigen Herbst hinein: „Der Nachmittag war trefflich. Die Riesengebeine unserer Erzväter auf'm Gebirge, Weinreben zu ihren Füßen, hügelab gereiht und das Thal den Rhein hin voll keimender frischer Wintersaat, das Laub noch ziemlich voll und da einen heitern Blick untergehender Sonne d'rein." Ueber Weinheim gelangte er nach Heidelberg, wo er Demoiselle Delph zu besuchen und etwas zu verweilen beschloß. Seine Gedanken

Digitized by Google

und Erwartungen gingen immer noch mehr nach Frankfurt und Weimar zurück als vorwärts nach Italien. Gern ließ er sich von der heidelberger Freundin einen oder zwei Tage in der anmuthigen Neckarstadt festhalten und half ihr sogar an dem Traume einer künftigen Niederlassung in der Pfalz spinnen. Die Ankunft einer frankfurter Poststafette zerriß rasch die dünnen Fäden, mit denen man ihn hier anknüpfen wollte; Herr von Kalb, der zu seiner Bestürzung Goethe in Frankfurt nicht mehr vorgefunden hatte, und seines grenzenlosen Leichtsinns inne geworden war, beschwor ihn, zu kommen und das in Weimar gegebene Wort einzulösen. Goethe folgte dem Rufe, der zu seiner eigenen Empfindung stimmte, war am 2. November wieder in Frankfurt, trat mit dem Begleiter die Fahrt nach Thüringen an und traf am 7. November in der Morgenfrühe in Weimar an, wo er im Hause des Kammerpräsidenten von Kalb, des Vaters des Kammerraths, abstieg. Mit ihm kam von Frankfurt jener getreue Philipp Seidel, welcher lange Jahre hindurch sein Kammerdiener, Secretär und sein Vertrauter blieb. Goethe sollte nach Maßgabe der Einladung einige Wochen oder Monate in Weimar verweilen, sollte seine ungedruckten Werke vorlesen und an den Vergnügungen des jungen Hofes genießend und thätig Antheil nehmen. Eine innere Stimme mochte ihm Besseres und Größeres weissagen.

Es war eine thüringische Land- und Kleinstadt, die Goethe an jenem Novembermorgen 1775 zuerst schaute. Bis auf wenige stattliche Häuser übel gebaut, großentheils noch von Ackerbürgern bewohnt, war sie gleichwol eine Stätte größern Lebens: die Hauptstadt zweier Herzogthümer, die Residenz eines alten und erlauchten Fürstenhauses, seit der Regentschaft der Herzogin Anna Amalia und Wieland's Berufung auch ein literarischer Mittelpunkt; eine Mannichfaltigkeit von Menschen und Intelligenzen drängte sich auf dem kleinen Raume zusammen, den die Stadt einnahm. Der Hof und die Regierung waren mit alledem versehen und umgeben, was das fürstliche Selbstgefühl und die Anschauungsweise des 18. Jahrhunderts für unent-

Digitized by Google

behrlich hielten; man war hier wie überall weit abgekommen von der patriarchalischen Hofhaltung und Verwaltungsweise früherer Zeiten; eine wunderbare Mischung von Glanz, von vornehmer Würde und anspruchslosester Schlichtheit durchdrang das weimarische Leben. Dazu waren es neue und zugleich provisorische Zustände, welche Goethe vorfand; der Schloßbrand, welcher im Mai 1774 das alte stattliche Residenzschloß der Herzoge von Sachsen-Weimar in Asche gelegt hatte, zwang, sich mannichfach zu beschränken; nach den fürstlichen Anschauungen jener Zeit war es eine Art Zigeunerwirthschaft, in welcher der junge Hof, der achtzehnjährige Herzog und seine gleichalterige Gemahlin sich zu bewegen hatten. Die neue Herzogin Luise vermochte nicht immer ihr Misfallen über diese unfertigen und beengten Verhältnisse zu verbergen; der kraftvollen, bei allem fürstlichen Selbstgefühl kernig einfachen und mehr nach Leben und Bewegung, nach freiem Spiel seiner Kräfte als nach Repräsentation verlangenden Natur des seit wenigen Monaten regierenden Herzogs Karl August waren sie durchaus nicht unerträglich, ja in gewissem Sinne bequem und willkommen.

Eine wunderbare Gunst der Umstände oder eine Schickung hatte auf diesem kleinen Punkte der Welt und an einem deutschen kleinen Hofe eine Reihe vorzüglicher Menschen zusammengeführt. Die Herzogin-Mutter Anna Amalia von Braunschweig, durch ihre langjährige Regentschaft als einsichtige und geistvolle Fürstin bewährt, der geniale, mit dem schärfsten Blicke für den Werth der Menschen und Dinge ausgestattete, aber freilich noch nicht voll gereifte Herzog, seine stolze, durchaus edel und warm empfindende Gemahlin, drei seltene Naturen, hatten das Glück, in ihren Umgebungen neben nichtigen und alltäglichen Hoffiguren einige bedeutende, wahrhafte und liebenswürdige Menschen zu besitzen. Es mochte wenig kleine Höfe in Deutschland geben, an denen sich ein Minister wie der einsichtig redliche Jakob von Fritsch, an denen sich Hofleute wie der geistvolle, warmherzige, humoristisch zerstreute Einsiedel, der männlich stattliche, durch und durch wahrhafte und witzige Oberforstmeister von Wedel, wie der poetisch begabte, ernst

Digitized by Google

strebende Knebel, Frauen wie die klare und feinsinnige Gattin des Oberstallmeisters von Stein, Charlotte von Stein, geborene von Schardt, beisammen fanden. Und doch ward alles Leben, was in diesen Persönlichkeiten webte, durch Goethe's Hinzutritt erst zur vollen Entfaltung gebracht; vom ersten Tage seiner Anwesenheit in Weimar hatte nicht blos er selbst eine neue Epoche zu datiren.

Das Mittagsmahl, das am 7. November im Kalb'schen Hause dem berühmten Gaste zu Ehren veranstaltet ward, vermittelte Goethe's Begegnung mit Wieland, und die erste persönliche Bekanntschaft entschied für alle Zeit das gegenseitige Verhältniß des ältern und jüngern Dichters. Neidlos, warmherzig, rasch empfänglich, wie er war, ließ sich Wieland vom Zauber des herrlichen Jünglings, des Göttersohnes mit den unwiderstehlichen Augen hinreißen, rühmte Goethe's Güte und innere Gewalt und räumte ihm willig den ersten Platz, seine Sophrosyne auch hier wieder bewährend. Dafür lernte auch Goethe Wieland jetzt von seinen besten Seiten kennen und ihm gerecht werden. Wieland's „Merkur" kam der neue Bund alsbald zugute; der „Brief an Lottchen", die „Erklärung eines alten Holzschnitts, vorstellend Hans Sachsen's poetische Sendung", eine Reihe lyrischer Gedichte steuerte Goethe zu der Zeitschrift bei. Mit den übrigen poetisch und literarisch thätigen Menschen in Weimar: dem gutmüthig schalkhaften Musäus, dem betriebsamen Bertuch, dem gelehrten Jagemann ergab sich ein gutes, wenn auch kein innigeres Verhältniß; näher stand Goethe von vornherein seinem Landsmann, dem Maler Kraus, der später als Director der freien Zeichenschule wirkte und zum Hofe durch seine Kunst manche Beziehungen hatte. Einsiedel und Knebel gehörten ohnehin zum Hofe und der Hof war die Hauptsache, war alles im damaligen Weimar.

Mit wahrhafter Freude und stündlich wachsendem Wohlgefallen hatte der jugendliche Herzog den Dichter des „Werther" begrüßt. Ihm zu Liebe fand eine Folge von Ausritten, Schlittenfahrten, Eisläufen, Bällen, Jagden, Picknicks, von Vorlesungen, Concerten bei Hofe statt, welche Goethe immer tiefer

Digitized by Google

in das Treiben und Weben des Hofes hineinzogen. Am 22. November berichtete er an „lieb Täntchen" (Johanna Fahlmer) in Frankfurt: „Wie eine Schlittenfahrt geht mein Leben rasch weg und klingelnd und promenirend auf und ab." Und wenige Wochen später bekannte er an Lavater, daß er in verbreiterter Wirthschaft und Zerstreuung von morgens zu Nacht umgetrieben werde, daß er „Ausspinnens nicht Zeit habe". Und dabei fügte er hinzu: „Ich bin hier wie unter den Meinigen und der Herzog wird mir täglich werther und wir einander täglich verbundener."

Goethe war in den wenigen Wochen seines Aufenthalts mitten in den rauschenden Vergnügungen, mit denen der Herzog sich selbst und ihn überschüttete, der Günstling Karl August's geworden. Die Natur des jugendlichen Fürsten und die des bürgerlichen Dichters stimmten wunderbar zusammen; mit der ganzen Kraft seines Wesens schloß sich der Herzog an seinen poetischen Gast, der ein so seltener Mensch, eine so wahrhafte wie geniale und dämonisch gewinnende Persönlichkeit war. Er fühlte mehr instinctiv Goethe's ganzen Werth, als daß er denselben klar erkannte; er wünschte ihn bei sich zu behalten und riß im ersten Enthusiasmus der Freundschaft zum stillen Entsetzen gar vieler aus seiner Umgebung mehr als eine Schranke nieder, die den Fürsten von dem bürgerlichen Dichter trennte. Schon im December 1775 nannte Karl August Goethe vertraulich Du, welche Anrede er sein Leben hindurch dem Dichterfreunde gegenüber braucht, während Goethe klug, umsichtig, einzelne Stunden und Augenblicke des engsten Verkehrs abgerechnet, bei dem „lieben gnädigen Herrn" beharrte. In die ersten Monate des weimarischen Aufenthaltes fällt eine Reihe von Lustbarkeiten und rauschenden Genüssen, fällt jenes Stück Studententhum bei Hofe, welches späterhin der Misrede und dem Klatsch so reichen Stoff lieferte. Als Ende November die Stolbergs nach Weimar kamen — der jüngere Friedrich Leopold wurde auf Goethe's Betrieb zum weimarischen Kammerherrn ernannt — gingen Tage wilder Ausgelassenheit auf; man jagte, ritt, fuhr, ging auf die Maskerade; als der Winter hereinbrach, wurden bei Fackelglanz und Feuerwerk, bei rauschender Musik große Schlitt-

Digitized by Google

schuhfeste veranstaltet; in den Sonnabendmatinées schraubte und neckte sich der um den Herzog vereinigte Kreis guter Gesellen, als wenn er zu Jena und nicht am Hofe zu Weimar beisammen wäre, und schonte Wein und Punsch nicht. So skandalisirte man die schmähsüchtige Welt und gab dem Diabolus Prise über sich, wie Wieland sagte, ohne sich um die Wirkung nach außen zu kümmern. Einen warnend mahnenden Brief Klopstock's im März 1776 beantwortete Goethe, der in dieser Mahnung eine unberechtigte Einmischung sah, kurz und schroff; aber der Kummer und die thränenvollen Blicke, mit denen Herzogin Luise auf ein und das andere „Teufelszeug" sah, gingen Goethe, der in der fürstlichen Frau einen Engel verehrte, tief zu Herzen. Wie heiß auch sein Blut, wie stürmisch und wild sein ganzes Wesen noch sein mochte, der Grundkern seiner Natur war edel und aufopfernd, seine Seele rein und tief, und so regten sich schon jetzt, mitten im tollen Treiben, die ernstesten Vorsätze für die Zukunft. Der Herzog vertraute Goethe neben seinen persönlichen Empfindungen auch seine Regierungssorgen; schon im December hatte der Dichter ihm für die Stelle eines Generalsuperintendenten Freund Herder in Vorschlag gebracht, der in Bückeburg nach Erlösung und bessern Verhältnissen schmachtete. Als ein bleibendes Denkmal seiner Anwesenheit wollte er Weimar diese Berufung hinterlassen. „Das muß ich noch stiften, ehe ich gehe", rief er Herder zu. Unmittelbar darauf aber kam es ihm mehr und mehr zum Bewußtsein, daß er hier bleiben solle, bleiben müsse. „Thomasele mir nicht", mahnte er von Erfurt aus, wohin er mit dem Herzoge gegangen war, am Sylvesterabend 1775 Lavater. „Ich lerne täglich mehr steuern auf der Woge der Menschheit. Bin tief in der See", und am 14. Februar 1775 endlich schrieb er Johanna Fahlmer: „Ich richte mich hier ins Leben und das Leben in mich. Ich werd' auch wol da bleiben und meine Rolle so gut spielen, als ich kann und so lange als mir's und dem Schicksal beliebt. Wär's auch nur auf ein paar Jahre, ist doch immer besser, als das unthätige Leben zu Hause, wo ich mit dem größten Lust nichts thun kann. Hier hab' ich doch ein paar Herzogthümer vor mir. Jetzt bin

Digitized by Google

ich dran, das Land nur kennen zu lernen, das macht mir schon viel Spaß. Und der Herzog kriegt auch dadurch Liebe zur Arbeit und weil ich ihn ganz kenne, bin ich über viele Sachen ganz und gar ruhig."

Wenn Wieland schon früher prophezeit hatte, daß Goethe in Weimar nicht mehr loskomme, Karl August ohne ihn weder schwimmen noch waten könne, so sah er nur die Freundschaft des Herzogs, das lebhafte Verlangen desselben, den Freund für sich für immer zu gewinnen, die glänzenden Aussichten, die sich dem Dichter zu eröffnen schienen. Er kannte nicht alles, was in Goethe's Seele gegen den schmeichelnden Gedanken sprach, hier eine Stätte des Wirkens, des Genießens, der weitern Entwickelung zu finden. Die Erinnerung an Lili wirkte in ihm noch mächtiger nach, als er selbst geglaubt hätte; noch im Februar schrieb er in das für sie bestimmte Exemplar der „Stella" ein paar Verse mit der Wendung, daß vergebens Liebe vor Liebe fliehe, und es bedurfte neuer Nachrichten vom Verhalten ihrer Familie, um in einem Anfall des Ingrimms den letzten Gedanken an sie zu ersticken. Die Unzufriedenheit des Vaters bekümmerte ihn vielleicht, hielt ihn aber nicht ab, seinen eigenen Weg zu gehen; das Wesen und Treiben der heimatlichen Reichsstadt hatte zu schwer, zu drückend auf ihm gelastet, als daß er auf des kaiserlichen Raths alte Lebens- und Zukunftspläne zurückgekommen wäre. Aber seinem klaren Blick entging es nicht, daß bei allen Aussichten, die Weimar ihm eröffnete, vieles und viel Entsagung von ihm gefordert werde, daß seine Stellung als Herzensfreund und Vertreter des Herzogs hundert Feindschaften und Eifersuchten gegen ihn erwecken müßte, daß keineswegs alle Verhältnisse des kleinen Landes, des Hofs seinen innersten Wünschen entsprachen, daß es höchst zweifelhaft sei, ob er die beiden Hauptbedingungen seines Bleibens, „Freiheit und Genügen", auch wirklich haben werde.

Was Goethe in jenen ersten Monaten des Jahres 1776 innerlich durchzukämpfen hatte, setzt die Nachwelt noch immer in eine zum Theil leidenschaftliche Erregung. Die Frage, ob Goethe wohl und das Rechte gethan habe, als er sein Schicksal an das

Digitized by Google

des Herzogs Karl August von Sachsen, seines kleinen Hofs und Landes knüpfte, ob er sich nicht freier, größer entwickelt haben würde, wenn er die wundreibendsten Erfahrungen dieses Weltlebens im engsten Kreise nicht kennen gelernt hätte, wird immer wieder aufgeworfen. Sie erscheint unzulässig, wenn sie vom Standpunkte viel späterer Culturzustände, aus dem Bewußtsein jener großen deutschen Städte des 19. Jahrhunderts heraus gestellt wird, in denen sich reges Leben mannichfaltigster Art mit großen Bildungsmitteln verbindet. Im Deutschland des Jahres 1776 gab es keine solche Stadt, das kleine und ärmliche Weimar aber hatte einen Menschenkreis, hatte Vortheile aufzuweisen, die der Dichter weder in Leipzig, noch in Frankfurt gefunden hatte. Viele Jahre nach seiner Anstellung in Weimar (1781) durfte er — und dieses Wort dünkt uns entscheidend — seiner Mutter sagen: „Merck und mehrere beurtheilen meinen Zustand ganz falsch; sie sehen nur das, was ich aufopfere, und nicht, was ich gewinne, und sie können nicht begreifen, daß ich täglich reicher werde, indem ich täglich so viel hingebe. Sie erinnern sich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen, ehe ich hierher ging, zubrachte; unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahnung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und andere verwandte Fehler sich und andern unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältniß gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Seite gewachsen war, wo ich durch manche Fehler des Unbegriffs und der Uebereilung, mich und andere kennen zu lernen, Gelegenheit genug hatte, wo ich, mir selbst und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen ging, die vielen hundert Menschen nicht nöthig sein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war."

Wenn sich Goethe schon im Februar in wachsender Freund-

Digitized by Google

schaft für den jugendlichen Herzog, mit einem Vorgefühle des innern Gewinnes, den er selbst aus dem völlig neuen Leben davontragen werde, für das Bleiben in Weimar entschied, so wußte er wohl, daß die Vorbedingung desselben die Treue und Beständigkeit Karl August's war. Denn sobald man in den Umgebungen des Hofes, in der Beamtenwelt zu merken anfing, daß der frankfurter Doctor und Poet etwas anderes sein solle als ein vorüberschießendes glänzendes Meteor, regte sich ein starker Widerstand. Der Herzog, welcher Goethe als unmittelbaren Berather und rechte Hand zu ehren und zu benutzen gedachte, erklärte seinen Willen, dem Freunde die vierte und letzte Stelle im „Geheimen Conseil", der höchsten Regierungsbehörde beider Herzogthümer, anzuvertrauen. Der dirigirende Staatsminister Freiherr von Fritsch that zunächst gegen die Anstellung des Dr. Goethe beim Geheimen Consilium „geziemende Vorstellung" und „appuyirte theils auf dessen Untauglichkeit zu einem dergleichen beträchtlichen Posten, theils aber darauf, daß die intentirende Placirung dieses Mannes vor eine Menge rechtschaffener, langgedienter Diener, welche sich also zurückgesetzt sehen würden, niederschlagend sein müßte". Als aber Karl August auf seinem Willen bestand, verstieg sich Fritsch bis zur Forderung seiner Entlassung und zur Erklärung, daß er „in einem Collegio, dessen Mitglied gedachter Dr. Goethe jetzt werden solle, länger nicht sitzen" könne und mit Nutzen für den Fürsten, mit Ehre für sich selbst länger zu dienen nicht hoffen dürfe. Es bedurfte der ganzen Festigkeit des jungen Herzogs, der leisen und klugen, aber bestimmt erkennbaren Einwirkung Goethe's selbst und der Vermittelung der Herzogin-Mutter Anna Amalia, die sich mit sicherer Menschenkenntniß für Goethe's Charakter verbürgte, um einen Bruch zwischen Karl August und seinem ersten Staatsdiener zu vermeiden. Karl August schrieb die an Fritsch und über diesen hinaus an die Adresse aller Unzufriedenen gerichteten berühmten Worte: „Einsichtige wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie an anderm Orte gebrauchen, als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben

Digitized by Google

gebrauchen kann, heißt ihn misbrauchen. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht misbilligt, daß ich den Doctor Goethe in mein wichtigstes Collegium setze, ohne daß er zuvor weder Amtmann, Professor, Kammer- oder Regierungsrath war, dieses verändert gar nichts; die Welt urtheilt nach Vorurtheilen; ich aber und jeder, der seine Pflicht thun will, arbeitet nicht, um Ruhm zu erlangen, sondern um sich vor Gott und seinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können." Fritsch ergab sich dem Willen des Herzogs und den Bitten der Herzogin-Mutter; die kleinern Widersacher verstummten wenigstens im Umkreise des Hofs. Erbitterte Höflinge und Geschäftspedanten rächten sich durch übertriebene Berichte über das genialische Treiben bei Hofe, Graf Görtz insbesondere, der nach Wieland's derbem Wort „mit Dreckfarben malte", schadete nach Kräften; aber an den Entscheidungen war nichts mehr zu ändern; die Ernennung Goethe's zum Geheimen Legationsrath mit 1200 Thalern Gehalt war feststehende Thatsache und ward durch das herzogliche Decret vom 11. Juni 1776 lediglich besiegelt. Der Dichter war, wie er schon am 6. März an Lavater gemeldet: „nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt, voll entschlossen: zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen". Und am 11. September des gleichen Jahres sandte er die wundervolle poetische Epistel „Taglang, nachtlang stand mein Schiff befrachtet" an den züricher Freund, in der er es mit Recht rühmte, daß Wind und Wellen mit seinem Lebensschiffe und nicht mit seinem Herzen spielten, daß er mannlich am Steuer stehe und landend oder scheiternd seinen Göttern vertraue.

Die draußen lauernde neidisch-neugierige Welt erwartete, soweit sie Goethe in den nächsten Jahren nicht vergaß, einen Schiffbruch des Günstlings. Als sich vollends die Kunde verbreitete, daß die Genies des Sturms und Dranges von allen Seiten nach Weimar strömten, als im April Lenz, im Juni Klinger, der Kraftapostel Christoph Kaufmann erschienen, hofften zahlreiche Misgünstige, daß Goethe mit diesen und andern Geistern verbündet, in Weimar das Oberste zu unterst kehren werde. Und als nichts von alledem geschah, Goethe

Digitized by Google

vielmehr in den neuen pflichtvollen Verhältnissen gleichsam untertauchte, als Dichter auf ein volles Jahrzehnt vor den Augen des deutschen Publikums verschwand, urtheilten sie wieder, der gewaltige Dichter des „Götz" und „Werther" habe sich in einen gewöhnlichen Geschäftsmann und kleinen Höfling verwandelt und werde der Welt alles schuldig bleiben, was dieselbe von ihm erwartet habe. Goethe aber „ließ Lüge und Misrede durchs Vaterland schwirren und summen; ihn konnte nichts anfechten; war er sich doch seiner selbst, war er sich doch seiner Zwecke unerschütterlich bewußt. Und während so vor der gebildeten Masse der Nation seine Gestalt eine Zeit lang verhüllt blieb, lernten die Seinen ihn immer deutlicher erkennen und anerkennen" (Bernays).

Es war in der That eine Lebensschule, in die der phantasievolle, leidenschaftliche und warmfühlende Dichter im ersten Jahrzehnt seines weimarischen Aufenthalts genommen ward. Die entscheidenden, in seltener Weise ausführlichen und vollgültigen Zeugnisse davon, die in Goethe's Tagebüchern und Briefen, namentlich in den beinahe Tag für Tag spiegelnden Briefen an Charlotte von Stein gegenwärtig vorliegen, stellen uns Erlebnisse, Empfindungen, innere Kämpfe, Schmerzen, Erquickungen und Erhebungen dieser in sich völlig abgeschlossenen Zeit mit einer Treue, Deutlichkeit und absichtslosen Wirkungskraft vor Augen, welche ihresgleichen suchen. Ein wundersames Leben, eingefriedigt in die thüringischen Waldberge, in die Enge des Residenzstädtchens, das nicht einmal an einer der großen Heerstraßen lag, und doch weltumfassend, weit hinausgreifend, ein nicht leicht wiederkehrendes Nebeneinander von Lebensüberschwang und schlichtester Beschränkung, ergab sich aus der Dienststellung, in die Goethe eingetreten war, und aus der gleichzeitigen Fortwirkung seines poetischen Genies, seiner geistig-künstlerischen Bedürfnisse.

Goethe war zu klarblickend und zu männlich stolz, um den übernommenen Pflichten das mindeste abzudingen. Wie sein Herz, seine Freundschaft, so gehörten fortan auch seine Tage und Stunden dem Herzoge. Hatte der jugendliche Fürst dem

Digitized by Google

Freunde schrankenlos vertraut, so wollte der Dichter dieses Vertrauen durch unablässige Thätigkeit, durch wachsame Sorgfalt für das Wohl des Herzogs, der fürstlichen Familie, des kleinen Landes, das ihn aufgenommen, voll erwerben. Auf raschen Ritten und Streifzügen, die scheinbar oft nur dem Vergnügen galten, lernte Goethe das schmale Gebiet der beiden Herzogthümer, die Zustände, Hülfsquellen und Bedürfnisse des kleinen Staats kennen. Seine Eindrücke dabei waren keineswegs immer die erfreulichsten; zahlreiche Misverhältnisse zwischen dem Wünschenswerthen und der Wirklichkeit blieben dem Scharfsichtigen, dem sich selbst über den Dingen Vergessenden nicht lange verborgen, und obschon er unablässig an sich selbst arbeitete, im Guten hinter keinem Geschäftsmann, keinem Hofmann zurückzustehen, so bewahrte ihn seine Natur vor dem selbstzufriedenen pedantischen Formelwesen der trockenen Geschäftsleute, vor der vergnügten Ichsucht der echten Höflinge. Er fühlte, daß er der Welt verantwortlich für die Entwickelung des Herzogs sei, der sich in tausend Stunden willig, in manchen unwillig von Goethe leiten und beeinflussen, niemals beherrschen ließ. Daß er für die Welt im großen Sinne geboren sei, erwies Goethe vom ersten Jahre seines weimarischen Wirkens an durch die sichere Erkenntniß, wie weit er dem Herzoge gegenüber die unbestrittene Ueberlegenheit seines Geistes, seiner Einsicht geltend machen dürfe, wo hingegen der fürstliche Wille (der zuweilen zum starken Eigenwillen werden konnte), die Anschauung und Neigung des Herzogs in ihr Recht traten. Unbedingte Wahrheit blieb die Grundlage des ganzen Verhältnisses Goethe's zu seinem Herzoge, und nur auf dieser Grundlage war überhaupt die Dauer einer so eigenartigen und einzigen Beziehung möglich.

Wenn Goethe von vornherein die Nothwendigkeit klar erkannte, den Ungestüm und die tollkühne waghalsige Kraft des jugendlichen Fürsten zu zügeln, den energischen Thätigkeitstrieb Karl August's auf edle Ziele zu lenken, so darf dies nicht so aufgefaßt werden, als ob er schulmeisternd und moralisirend, die Freuden des Herzogs störend, aufgetreten sei. Nichts lag Goethe überhaupt und dem Goethe von 1776 zumal, ferner als

Digitized by Google

solches Gebaren; der höhere Ernst, der ihn beseelte, floß unvermerkt mit seinem Innern in das Karl August's hinüber. Schon seiner nächsten Aufgabe gegenüber, das Misverhältniß des Herzogs zu seiner vorzüglichen, aber zu formvollen, leicht verletzten Gemahlin zu bessern, ein Misverhältniß, bezüglich dessen er Lavater vertraute: „Ueber Karl und Luise sei ruhig; wo die Götter nicht ihr Possenspiel mit den Menschen treiben, sollen sie doch noch eins der glücklichsten Paare werden, wie sie eins der besten sind; nichts Menschliches steht dazwischen, nur des unbegreiflichen Schicksals verehrliche Gerichte"— schon hier erfuhr er, daß es unsäglicher Geduld, Mühe, Selbstaufopferung bedürfe, um zum Guten zu wirken. Und in tausend großen und kleinen Dingen ward diese Geduld, diese unabläßige stille Arbeit, diese Aufopferung fortan in Anspruch genommen, sodaß Goethe wol sagen durfte (an Frau von Stein, November 1777), daß das Schicksal es mit ihm gemacht habe, „wie man's den Linden thut; man schneidet ihnen den Gipfel weg und alle schönen Aeste, daß sie neuen Trieb kriegen; sonst sterben sie von oben herein. Freilich stehen sie die ersten Jahre wie Stangen da". Auch fehlte es nicht an Aufwallungen des Unmuths und der Ungeduld über die Folgen und Nothwendigkeiten seiner Stellung; aber immer wieder sprach Goethe sich selbst zur Ruhe; immer aufs neue nahm er gelassen die Lasten des Geschäftslebens und des persönlichen schrankenlosen Vertrauens auf sich. Obschon dem Namen nach das vierte oder dritte Mitglied des Geheimen Conseils, war Goethe schon jetzt und durch das ganze folgende Jahrzehnt das erste, weil Karl August nichts Entscheidendes ohne ihn vornahm und bemüht war, mehr und mehr der wichtigsten Geschäfte in des Freundes Hand zu spielen.

Die Jahre 1776 und 1777 zeigen noch viele Augenblicke des vollen Sturmes und Dranges; die Neigung zur leidenschaftlichen Bewegung, zum häufigen Ortswechsel, die den Herzog erfüllte, war auch in dem Dichter noch lebendig und ward durch innere Anläße noch gesteigert. „Es ist mir lieb, daß wir wieder auf eine abenteuerliche Wirthschaft ziehen", brach er am 1. September 1776 gegen Frau von Stein los, „denn ich

Digitized by Google

halt's nicht aus. So viel Liebe, so viel Theilnehmung, so viel treffliche Menschen und so viel Herzensdruck!" Ununterbrochen folgen die Ritte und Fahrten, die weitern Ausflüge. Im März 1776, noch vor der Entscheidung seines Schicksals, hatte Goethe Leipzig, sein „erstes Mädchen" Käthchen Schönkopf als Frau Dr. Kanne wiedergesehen; im December desselben Jahres war er auf der Hin- und Rückreise nach Dessau und Wörlitz zweimal in Leipzig. Im Mai, im Juli, im September verweilte er mit dem Herzoge in Ilmenau, wo ihn die Wiederaufnahme des dortigen alten Bergbaues lebhaft beschäftigte und ein erstes tieferes Interesse an der Zukunft des weimarischen Landes einflößte. Im Mai war er in Allstedt und Kalbsried in der Goldenen Aue, von wo aus er den Kyffhäuser besuchte, im October in Erfurt und dazwischen zahllose male in den näher gelegenen Ortschaften des Herzogthums Weimar. Ueberall beglückte es ihn, wie er viele Jahrzehnte später in der Geschichte seines botanischen Studiums „Metamorphose der Pflanzen" erzählte, „die gemeine Stuben- und Stadtluft mit Land-, Wald- und Gartenatmosphäre zu vertauschen". Der Thüringerwald that sich in Länge und Breite vor ihm auf; „denn nicht allein die schönen Besitzthümer des Fürsten, sondern, bei guten nachbarlichen Verhältnissen, sämmtliche daranstoßende Reviere waren zugänglich, zumal da auch die angehende Geologie in jugendlicher Betriebsamkeit sich bemühte, Rechenschaft von dem Grund und Boden zu geben, worauf diese uralten Wälder sich angesiedelt. Nadelhölzer aller Art, mit ernstem Grün und balsamischem Dufte, Buchenhaine von freudigem Anblick, die schwanke Birke und das niedere namenlose Gesträuch, jedes hatte seinen Platz gesucht und gewonnen. Wir aber konnten dies alles in großen, meilenweiten, mehr oder weniger großen Forsten überschauen und erkennen". Phantasievoll und phantastisch belebt waren diese tage- und wochenlangen Ausflüge in den Thüringerwald. Eine Aufzeichnung in Goethe's Tagebüchern, die vom 26. bis zum 31. Juli 1776 reicht, spiegelt ein Stück Leben, das sich vielmals wiederholte. Am 25. Juli kam Goethe mit Einsiedel nach Stützerbach. Und dann heißt es: „26. Gezeichnet

Digitized by Google

früh. Der Herzog kam — die Gesellschaft auch. Wirthschaft bei Glasern. 27. Treiben im Sächsischen. Hesselbarth's Revier. Hirsch geschossen, gehetzt. In der Eile gessen, geschossen. Glas geschliffen. Zurück nach Ilmenau. 28. Früh gebadt. Abends Pirschen aufm Gabelbach. Nachts bei den Köhlern. 29. Ueber Manebach. Abends gebadt. 30. Gebadt. Zum Vogelschießen. Abends im Teiche gebadt. Forellen gebacken. 31. Bei Löfflern auf dem Hammer. Gebadt. Bergmusik. Statthalter nachts." Andere male gesellte sich nächtlicher wilder Tanz mit den Bauermädchen von Stützerbach hinzu; über allem aber waltete die Stimmung jugendlichen Frohsinns, welche Goethe am Hofe selbst, wo man im Sande „herum dürstete", die „Armuth des Hoftreibens und der Societät überhaupt" empfand, bereits in diesen Jahren manchmal auszugehen anfing. Die Lyrik Goethe's hat viele Situationen und Stimmungen jener Jagd- und Waldtage festgehalten, kaum je tiefer, schöner, einfach anschaulicher als in dem Gedicht „Ilmenau" (am 3. September 1783), das in seiner Weise das unsterbliche Denkmal der Fahrten ins Grüne ebenso ist wie das Gedicht „Auf Mieding's Tod", des lyrische Denkmal jener theatralischen Feste und Hofspiele, die Goethe's Muse mit goldenem Schimmer umwob.

Immerhin bedurfte es nur noch eines Jahres dieses Lebens und Treibens, um in Goethe das Gefühl der Verantwortlichkeit zu steigern und ihn in sich selbst zurückzuscheuchen. Im August und September gab es wieder eine wochenlange Fahrt ins Land, zuerst nach Ilmenau und Manebach, von da nach Eisenach, wo ihm die Freude des Wiedersehens mit dem darmstädter Freunde Merck zutheil wurde, der auf Goethe's und des Herzogs Einladung nach der Wartburg kam und vom 21. bis zum 28. September blieb. Als dieser zurückreiste, ward Goethe von jenem Gefühle des innern Alleinseins überwältigt, das ihn mitten in den Abwechselungen und lärmenden Festen überkam, und am 8. October zeichnete er in sein Geheimtagebuch: „Hier nun zum letzten mal auf der reinen ruhigen Höhe, im Rauschen des Herbstwindes. Unten hatte ich heute ein Heimweh nach

Digitized by Google

Weimar, nach meinem Garten, das sich hier schon wieder verliert. Gern kehr' ich doch zurück in mein enges Nest, nun bald in Sturm gewickelt, in Schnee verweht. Und will's Gott in Ruhe vor den Menschen, mit denen ich doch nichts zu theilen habe. Hier habe ich weit weniger gelitten, als ich gedacht habe, bin aber in viel Entfremdung bestimmt, wo ich doch noch Band glaubte. Der Herzog wird mir immer näher und näher und Regen und rauher Wind rückt die Schafe zusammen! Regieren!!"

Diese Anschauung und Empfindung war nicht die ausschließliche, konnte es nicht sein, aber sie ward, immer wiederkehrend, die vorwaltende. Von der Zeit seiner völligen Niederlassung in Weimar an hatte sich Goethe einen stillen und merkwürdig einsamen Zufluchtsort geschaffen; der Herzog hatte seinen Secretär und Chatoullier Bertuch bestimmt, Goethe, der sich nach Abgeschiedenheit vom stündlichen Treiben des Hofs und der Hofgesellschaft sehnte, seinen Garten an der großen Ilmwiese mit einem kleinen schlichten hochgiebeligen Gartenhause abzutreten. Im April 1776 hatte der Dichter mit Philipp Seidel und nur einem Bedienten diese Wohnung bezogen; in den wenigen engen Zimmern derselben hauste er jahrelang; der schlichteste Hausrath umgab ihn; den Garten aber schuf er sich ganz nach seinem Geschmack um und hoffte, im Schatten der Bäume, welche er pflanzte, dereinst zu ruhen. Sein Garten, zu welchem er täglich seinen alten Gang, seine liebe Wiese entlang, ging, gab ihm die Stunden der Sammlung, deren freilich unter den hundertfältigen Anforderungen der Welt an Goethe's Zeit, Kraft und Thätigkeit oft wenig genug wurden. In diesem schlichten Hause empfing Goethe alle seine Freunde, vom Herzog und der Herzogin an gerechnet; hier suchte er in früher Hausväterlichkeit gute Wirthschaft zu führen und das Gleichgewicht zwischen seinen Einnahmen und Ausgaben herzustellen. Auch das ward ihm angesichts der Forderungen seines weimarischen Lebens, der andauernden Kargheit, mit der ihm der vermögende Vater die erbetene Beihülfe versagte, weil er übeln Humors über Wolfgang's Niederlassung in Weimar und die Vereitelung seiner

Digitized by Google

Lieblingspläne war, keineswegs leicht, und kostete ernste Vorsätze wie ernste Mühen. Unter dem hohen Dache des Gartenhauses entstand der größere Theil der Dichtungen des nächstfolgenden Jahrzehnts, und auch in Tagen, in denen er der Hauptsache nach in anderer Häuslichkeit und Umgebung lebte, sollte Goethe gern zu dem einfachen Herde zurückkehren, an dem ihm so oft wohl und weh gewesen war.

Beinahe ebenso viel wie in diesem Gartenhause war Goethe in den Jahren zwischen 1776 und 1786 unter einem andern Dache Weimars, im Hause des Oberstallmeisters von Stein, Erb- und Gerichtsherrn auf Kochberg, zu finden. Es war nicht der Hausherr, der ihn hinzog und fesselte, sondern dessen Gattin, die zur Zeit von Goethe's Ankunft in Weimar dreiunddreißigjährige Charlotte Albertine Erneſtine von Stein, Tochter des frühern Hofmarschalls von Schardt, welche seit 1764 mit Baron Friedrich von Stein verheirathet und Mutter von sieben Kindern war. Das Schicksal Goethe's hatte es gewollt, daß ihm schon im Sommer 1775, als er, aus der Schweiz nach Frankfurt zurückeilend, mit Zimmermann in Straßburg zusammentraf, die Silhouette der Frau von Stein einen ungewöhnlichen Eindruck gemacht hatte. In den ersten Wochen seines weimarischen Hoflebens fesselte ihn die ruhige Einfachheit, die Wahrheit ihres Wesens in wachsendem Maße; bald empfand er, daß sich in die Wünsche, die schwesterliche Neigung und den schwesterlichen Rath dieser seltenen Frau zu gewinnen, ein neues leidenschaftliches Liebesempfinden mische. Im Rausch und Getümmel der ersten Wochen des weimarischen Aufenthalts hielt der Dichter mit dem Ausdruck dieses Gefühls nicht zurück. Charlotte von Stein, die Kluge und Klare, die ernsten Antheil an ihm nahm und sich dem Zauber des wunderbaren Menschen nicht verschloß, die außerdem wünschte, den, wie es schien, Allmächtigen und jedenfalls viel Vermögenden für einen guten Ausgang der in ihrer kleinen Welt herrschenden Gärung zu gewinnen, wehrte Goethe's werbenden Ungestüm ab und ließ ihn nicht im Zweifel, daß sie ihrer Pflicht als Gattin und Mutter treu sei. Goethe empfand im Anfang selbst noch ganz deutlich,

Digitized by Google

daß die neue Leidenschaft weder ihm, noch der angebeteten Frau zum Heil gereichen werde, „warum soll ich Dich plagen! liebstes Geschöpf! Warum mich betrügen und Dich plagen und so fort. Wir können einander nichts sein und sind einander zu viel", und bäumte doch wiederum gegen diese Erkenntniß auf, indem er (24. Mai 1776) an die Stein schrieb: „Wenn ich nicht mit Ihnen leben soll, so hilft mir Ihre Liebe so wenig als die Liebe meiner Abwesenden, an der ich so reich bin. Die Gegenwart im Augenblick des Bedürfnisses entscheidet alles, lindert alles, kräftigt alles. Der Abwesende kommt mit seiner Spritze, wenn das Feuer nieder ist — — und das alles um der Welt willen! Die Welt, die mir nichts sein kann, will auch nicht, daß Du mir was sein sollst. Sie wissen nicht, was sie thun." Solange dieses Auf und Ab währte, Charlotte ihm um des Geredes der Welt willen völlige Zurückhaltung auferlegte oder sich von ihm fern hielt, versuchte er wol im „Miseln", flüchtigen Liebeleien, sein Glück und „log und trog sich bei allen hübschen Gesichtern herum". Auch ernstere leidenschaftliche Aufwallungen müssen in diese ersten Jahre gefallen sein, und seit im Herbst 1776 die als Hof- und Kammersängerin berufene schöne Corona Schröter in Weimar anwesend war, konnte sich Goethe einer schmeichelnden Neigung und Hoffnung nicht immer erwehren und bedurfte wiederum der Aufbietung aller Kraft, um an der Klippe leidenschaftlichen Verlangens nicht zu stranden. Doch über all diese Trübungen, Irrungen, diese bunten Träume siegte immer wieder das eine starke, zuletzt allmächtige Gefühl, das ihn zu der anmuthigen klugen Frau zog, welche seine Mutter, Schwester und Geliebten nach und nach erbte. Der Tod seiner einzigen Schwester Cornelia Schlosser, den er am 16. Juni 1777 erfuhr und der ihn tiefer erschütterte als irgendein Erlebniß der jüngsten Zeit („Dunkler zerrissener Tag! Leiden und Träumen", heißt es in seinen Tagebüchern), näherte ihn Charlotte Stein noch mehr; die wahre und warme Theilnahme, die sie bei diesem und andern Anlässen zeigte, band ihn tiefer und tiefer. Am Ende wuchs aus den Wonnen und Schmerzen des unhemmbaren Gefühls und der unvermeidlichen Entsagung jener

Digitized by Google

einzig enge Seelenbund hervor, welcher Goethe der reinste Lohn für alle Kämpfe, Sorgen und Opfer seiner weimarischen Existenz ward und viele Jahre lang blieb. Während ihm die Gestalten der fernen Freunde wie im Nebel schwanden, empfand er voll mit täglich und stündlich erneutem Bewußtsein die Wirkungen einer Gemeinschaft, welche ihm gestattete, sich ohne allen Rückhalt auszusprechen, seine geheimsten Gedanken zu vertrauen, seine wechselvolle Entwickelung vor und in einer verstehenden Seele zu durchleben, den Alltag mit den duftigsten Blüten erhebender Stunden zu schmücken. Kein noch so voller Griff in den überreichen Schatz der Goethe'schen Briefe an Charlotte von Stein kann mehr zu Tage bringen als die eine Octave, welche dem Gedächtniß dieser Liebe, die sich umsonst Freundschaft taufte, in Goethe's Gedichten gewidmet ist:

Denn was der Mensch in seinen Erdeschranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Der Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt;
Das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken,
Das Dichtern nur in schönen Bildern brennt,
Das hatt' ich all' in meinen besten Stunden
In ihr entdeckt und es für mich gefunden.

Und auch das war zweifellos echte Liebe, daß Goethe in diesem wunderbaren Bunde ganz abzuwägen vergaß, was er gab, was er empfing, daß er vergaß, was ihm zu wünschen blieb, und sich jahrelang darüber hinwegtäuschte, daß es ihm wol möglich sei, in Charlotte's Leben ganz aufzugehen, die Geschicke ihrer ganzen Familie zu seinen eigenen zu machen, daß es aber ihr versagt blieb, über einen gewissen Punkt hinaus sein Leben zu theilen. Die Welt, die für die beiden so oft versank, blieb doch um sie unablässig geschäftig, und wenn selbst sie an der Verbindung Goethe's mit seiner Freundin nichts zu tadeln fand, so trug auch das zum reinen Glück dieser Jahre bei. Die Anschauungsweise und die Sitten der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gehörten dazu, um diesen ganzen Seelenbund nur möglich zu machen; aber die Art und die Wirkung desselben

Digitized by Google

entrückten ihn der gemeinen Kritik. Herzog Karl August spottete wol mit trockenem Sarkasmus: „Deine Lotte hält dich knapp"; indeß selbst diejenigen, welche den Dichter und seine Beziehung zu Frau von Stein nicht begriffen, ehrten dieselbe. Als Schiller im Sommer 1787 gerade nach Ablauf dieser Periode nach Weimar kam, konnte er seinem Körner nur berichten: „Frau von Stein, eine wahrhaftige, eigene, interessante Person, und von der ich begreife, daß Goethe sich so ganz an sie attachiert hat. Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen. Diese Frau besitzt vielleicht über tausend Briefe von Goethe und aus Italien hat er ihr noch jede Woche geschrieben. Man sagt, daß ihr Umgang ganz rein und untadelhaft sein soll."

Ehe die Beglückung und die volle Ruhe in diesem Verhältniß eintrat, dessen Höhe zwischen die Jahre 1778 und 1785 gesetzt werden muß, hatten die weimarischen Verhältnisse die Gestalt angenommen, welche uns aus den Briefen an Charlotte von Stein so vertraut ist wie ein gestern Durchlebtes. Daß Lenz und Klinger sich in dieser kleinen Welt nicht über ein paar Monate zu halten vermochten, Lenz eine „Eselei" beging, die seine unwiderrufliche Entfernung im Spätherbst 1776 nothwendig machte; Klinger's „harte Heterogeneität" sich „herausschwürte wie ein Splitter im Fleisch", war nur natürlich. Aber auch Herder, der seine Stelle als Generalsuperintendent im October 1776 antrat und für den Goethe treu freundschaftlich vorgesorgt zu haben vermeinte, wuchs nur schwer in die Zustände hinein, die er in der Ilmstadt vorfand, und Goethe hatte jahrelange Misverständnisse und Entfremdung von dem alten Freunde zu ertragen, den er gleichwol fortfuhr innig zu lieben. Erst 1783, als Herder anfing zu begreifen, daß Goethe weder gleichgültig gegen seine Interessen, noch mächtig genug sei, um die Beschränktheit, ja Dürftigkeit der Mittel des kleinen Staatswesens aufzuheben, daß er mit mancherlei Verrottung und Verworrenheit des Hergebrachten vergeblich ringe, als er einräumen mußte, „auch Goethe leidet in seiner Seele, aber

Digitized by Google

großmüthiger als ich", schloß sich der reizbare und argwöhnische Freund wieder inniger als je an Goethe an, und jenes Jahrzehnt gegenseitiger Förderung, tiefsten Verständnisses beider Männer begann, dem nur der Tod ein Ende hätte bereiten sollen. Alle sonstigen Verbindungen Goethe's in diesem Zeitraume waren nicht eigentlich bestimmend für sein inneres Wesen — Charlotte von Stein, Herder und Herzog Karl August mochten sich allein rühmen, daß sie Antheil an der stillen, immer fruchtreichern Entfaltung hatten, die sich während dieses Jahrzehnts vollzog.

Der Herzog lebte sich von Jahr zu Jahr mehr nach Goethe's Sinn und Verlangen in Leben und Regiment hinein. Hatte Goethe gelegentlich unmuthige Stunden und schalt Karl August's waghalsige Art, „den Speck zu spicken", fand er je länger um so weniger Freude an den großen Jagden und andern Liebhabereien des Herzogs, deren Kostspieligkeit in keinem Verhältniß zum Genuß stand, so wußte er doch gar wohl, wie viel der junge Fürst in jedem Betracht gewonnen hatte und wie kraftvoll auch dieser sich mühte, die eigene geniale Natur in den Dienst der ererbten fürstlichen Pflicht zu stellen, wie großsinnig er in den kleinen Verhältnissen seines Landes alles Tüchtige, Strebsame, berechtigt Neue zu fördern, wie unermüdlich er Abgestorbenes zu beleben, verborgene Kräfte zu wecken lernte. Die Anlage des weimarischen Parks und der stattliche Schloßbau beschäftigten in unmittelbarer Nähe den starken Thätigkeits- und Bewegungsdrang des Herzogs; vor dem „Stagniren" schützten zunächst die Reisen, von denen Karl August Besseres heimbrachte als beinahe alle Fürsten seiner Zeit. Wol empfand Goethe, daß zwischen seiner und des Fürsten Vorstellung oft eine Kluft blieb. „Meine darf ich nicht mit Worten ausdrücken, sie wäre leicht mißverstanden und dann gefährlich" (Tagebuch, 14. December 1778). Wol empfand er, daß er Tage, Wochen und Monate „mehr gewatet als geschwommen" habe, daß „jeder Stand seinen eigenen Beschränkungskreis habe, in dem sich Fehler und Tugenden erzeugen" (Tagebuch, 19. Januar 1782); aber er durfte sich doch dessen getrösten, daß der

Digitized by Google

Herzog fähig blieb, „unaussprechliche Dinge mit ihm durchzusprechen und beständig wuchs". Die Ueberzeugung, daß ihn die Natur zu einem Privatmenschen recht eigentlich bestimmt und das Schicksal in eine fürstliche Familie hineingeführt habe, erschütterte Goethe's Entschluß nicht, bei dem Herzog auszuhalten, so lange derselbe seiner bedürfen werde.

So kamen nach und nach die verschiedenen Geschäfte: die Wegebaucommission, die Bergwerkscommission, die Kriegscommission, das gesammte Bauwesen, die Angelegenheiten der Gesammtuniversität Jena und der dortigen speciell herzoglich weimarischen wissenschaftlichen Anstalten in seine Hände. Im 30. Lebensjahre, 1779, ward er zum Geheimrath ernannt und betrat so die höchste Ehrenstufe, die ein Bürger in Deutschland erreichen konnte; 1782 ward er auf des Herzogs Betrieb vom kaiserlichen Hofe in den Adelstand erhoben, wobei er sich nichts zu denken vermochte, und übernahm, den Titel des Kammerpräsidenten ablehnend, die schwierigen Aufgaben der Kammerverwaltung. Auch als Finanzminister mußte er sich erst Ordnung, Klarheit, Sicherheit in den verworrenen Verhältnissen schaffen; vier Jahre bedurfte es, bevor er selbst seine Aufgabe als gelöst betrachtete. Unter solchen Umständen war es wol richtig, wenn er (Tagebuch, 13. Januar 1779) sich sagte: „Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele; wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit, das Schönste der Gaben wird ihm ekel." Aber es war nicht minder richtig, wenn ihn vor den Ekelverhältnissen vieler amtlichen Geschäfte ein Grauen ankam, wenn er (April 1780) wieder und wieder inne ward: „Ich gewinne täglich mehr in Blick und Geschick zum thätigen Leben. Doch ist mir's wie einem Vogel, der sich in Zwirn verwickelt hat; ich fühle, daß ich Flügel habe und sie sind nicht zu brauchen." Und so entschlossen er sich immer aufs neue in den Strom der täglichen Anforderungen und Erledigungen warf, so gelang es ihm nicht, die Forderungen des Dichters, des Künstlers in sich zum Schweigen zu bringen.

Digitized by Google

In Wahrheit wollte er das zu keiner Zeit, konnte es nicht wollen. Meinte er gelegentlich, seine Schriftstellerei subordinire sich dem Leben, so traf dies auf die unabläſſige ſtille Arbeit ſeiner Phantaſie und ſeines Geiſtes nicht zu. Schien es der Welt außerhalb Weimars, als habe er ſeinen Genius durchaus in den Dienſt der Hoffeſtlichkeiten, der phantaſiereichen Vergnügungen ſeines Lebenskreiſes geſtellt, ſo durfte er dazu lächeln; denn von ſeinem eigentlichen Schaffen und Bilden drang in dieſem Jahrzehnt faſt nichts in die Oeffentlichkeit; die fortgeſetzt erſcheinenden, von Himburg in Berlin veranſtalteten unrechtmäßigen Zuſammendrucke ſeiner „Schriften“ erhielten lediglich das Andenken an ſeine frankfurter Schöpfungen. Die Spiele und Aufzüge, welche er für das fürſtliche Liebhabertheater ſchrieb, die „vielen kleinen Ernſt-, Scherz- und Spottgedichte mit unmittelbarem Bezug auf Perſönlichkeiten und das nächſte Verhältniß“ gehörten großentheils der erſten Hälfte dieſer Periode bis zum Schluſſe des Jahres 1779 an; wenige entſtanden nach dem Jahre 1780; mit dem Eintritt der Bellomo'ſchen Schauſpielgeſellſchaft verſchwanden ſie beinahe ganz. Die Luſt des Spielens und Schauens war allgemein, und der Mangel eines eigenen Hoftheaters (die Geſellſchaft hatte infolge des Schloßbrandes von 1774 entlaſſen werden müſſen) gab willkommenen Anlaß, die Lücke ſelbſt auszufüllen. Dem Liebhabertheater des weimariſchen Hofes, das auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Thal, im leichten Zelte oder auf Teppichen der Pracht, im Freien, bei Fackelglanz oder Mondlicht, in Sälen oder unter Bäumen ſich aufthat, an deſſen Gelegenheitsſpielen vom Herzog bis zum Hoftanzmeiſter das ganze ſpielfähige Weimar Antheil nahm, feſſelte Goethe's Künſtlertheilnahme länger und ſtärker als alles andere Hoftreiben. Am 13. Mai 1780 bekannte er ſich in ſeinem Tagebuche ausdrücklich: „es unterhält mich doch, das Theater iſt eins von denen wenigen Dingen, an denen ich noch Kinder- und Künſtlerfreude habe.“ Ende 1776 ſchrieb Goethe das Spiel „Lila“, das Monodram „Proſerpina“ (welches nachher „freventlich“ in das tolle Poſſenſpiel „Der Triumph der Empfindſamkeit“ eingeſchaltet ward). Dieſes

Digitized by Google

letztgenannte, zuerst als „Die Empfindsamen" oder „Die geflickte Braut" 1778 am Geburtstage der Herzogin Luise (30. Januar) aufgeführt, verhöhnte übermüthig die Werther-Stimmungen und war in der That eine harte realistische Gegenwirkung gegen überhandnehmende schale Sentimentalität. Auch das „Jahrmarktsfest von Plundersweilern" ward aufgeführt; reinere Freude und tiefern Eindruck als diese Parodien gewährten ein so anmuthiges Schauspiel wie „Die Geschwister", das erste kleine Drama, welches der Dichter in Weimar vollendete, und in welchem er selbst mit Amalie Kotzebue die Hauptrollen des Wilhelm und der Marianne spielte, und die mehrfachen Darstellungen einer großen Dichtung, wie die „Iphigenia", die nicht in den Kreis dieser Spiele gehörte. Nach der Schweizerreise von 1779, von welcher Goethe das Singspiel „Jery und Bätely" mit heimbrachte, wurden für eine Aufführung in Ettersburg „Die Vögel" des Aristophanes genial bearbeitet und umgestaltet, im Sommer 1782 das Wald- und Wasserdrama „Die Fischerin" unter den Erlen von Tiefurt dargestellt.

Im Februar 1779 begann, Anfang April beendete Goethe die Dichtung des Schauspiels „Iphigenia in Tauris", nicht nur die erste große Schöpfung, welche seit seinem Eintritt in Weimar abgeschlossen ward, die erste zugleich, in welcher sich die verwandelte Grundstimmung des Dichters, der Drang nach einem neuen künstlerischen Stil energisch geltend machte. Aus der Tiefe des eigenen Erlebens und Empfindens heraus, in der Verkörperung reiner, versöhnender Weiblichkeit, edelster Wahrheit, der lebendigste Ausdruck seines damaligen innern Schaffens, forderte die „Iphigenia" gebieterisch die edlere Form der gebundenen Rede, wenn sie auch zunächst in Prosa ausgeführt und so im April und Juli 1779 in Weimar und Ettersburg aufgeführt ward. Hufeland, welcher der Aufführung beigewohnt, erinnerte sich noch nach Jahrzehnten des gewaltigen Eindrucks von geistiger und physischer Vollkommenheit, den ihm Goethe als Orest in griechischer Tracht gewährt, Corona Schröter, die erste Darstellerin der Iphigenia, sah ihres Namens Unsterblichkeit an das unsterbliche Werk geknüpft.

Digitized by Google

Ein Zwischenspiel in der Handlung dieses Jahrzehnts war die große Reise, welche Goethe mit Herzog Karl August und Wedel Ende 1779 nach den heimatlichen Main- und Rheingegenden und nach der Schweiz antrat. Der nächste Zweck derselben war natürlich, dem nicht rastenden Wunsche des Herzogs in die Weite zu genügen, der weitere, in engster Gemeinschaft mit ihm, fern vom Eindrucke des Alltags und des drängenden Augenblicks, eine Menge von Dingen aufzuklären, durchzusprechen, durch einige Monate vertrauten Zusammenlebens vieles wieder zu festigen und aufzufrischen, was die Jahre gelockert und verschliffen hatten. Für Goethe persönlich bedeutete die Reise außerdem die Verknüpfung der Gegenwart, die ihn voll und ausschließlich in Anspruch nahm, mit seiner Vergangenheit. Goethe leitete es ein, daß die Reise mit einem Besuche des Vaterhauses am Hirschgraben begann, in das er, den Aeltern zur Genugthuung, seinen Fürsten als hochwillkommenen Gast einführte. Rührend war die Sorgfalt, mit welcher er diese Tage vorbereitete, und aus der Tiefe des Herzens klangen die Worte, welche er der Mutter, der immer lebensfrohen und heiterklaren Frau Aja, am 9. August 1779 schrieb: „Wenn Sie dieses prosaisch oder poetisch nimmt, so ist dieses eigentlich das Tüpfchen aufs I Eures vergangenen Lebens, und ich käme das erste mal ganz wohl und vergnügt und so ehrenvoll als möglich in mein Vaterland zurück. — — Ich habe alles, was ein Mensch verlangen kann, ein Leben, in dem ich mich täglich übe und täglich wachse, und komme diesmal gesund, ohne Leidenschaft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, sondern wie ein von Gott Geliebter, der die Hälfte seines Lebens hingebracht hat und aus vergangenen Leiden manches Gute für die Zukunft hofft." Die Reise ward am 12. September angetreten, sie führte über Kassel nach Frankfurt, wo die Reisenden am 18. September eintrafen. Das Bild des Wiedersehens mit dem vergötterten Sohne hat Frau Rath Goethe selbst in einem ihrer kräftig-originellen Briefe an die Herzogin Anna Amalie von Weimar gezeichnet: „Stellen sich Ihre Durchlaucht vor, wie Frau Aja am runden Tische sitzt,

Digitized by Google

wie die Stubenthür aufgeht, wie in dem Augenblicke der Hätschelhans ihr um den Hals fällt, wie der Herzog in einiger Entfernung der mütterlichen Freude eine Weile zusieht, wie Frau Aja endlich wie betrunken auf den besten Fürsten zuläuft, halb greint, halb lacht, gar nicht weiß, was sie thun soll, wie der schöne Kammerherr von Wedel auch allen Antheil an der erstaunlichen Freude nimmt — endlich der Auftritt mit dem Vater, das läßt sich nun gar nicht beschreiben; mir war Angst, er stürbe auf der Stelle." Fünf Tage verweilte das von Goethe's Philipp Seidel begleitete Reisekleeblatt im Goethe'schen Hause; dann ging es über Darmstadt nach Speier und Selz, von wo Goethe allein nach Sessenheim ritt, Friederike Brion und die Ihrigen wiederzusehen. Seine Aufnahme war so, daß er „nun wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Friede mit den Geistern dieser Ausgesöhnten hinleben" konnte. In Straßburg traf er wieder mit dem Herzog und Wedel zusammen, begrüßte Lili als junge Frau von Türckheim und freute sich ihres Wohlergehens, besuchte seinen Schwager Schlosser in Emmendingen, wo er Johanna Fahlmer als zweite Frau desselben und den Haushalt seiner Schwester „wie eine Tafel fand, worauf eine geliebte Gestalt stand, die nun weggelöscht ist", und zog nun mit dem Herzog in die Schweiz. Ueber Basel, durch das Münsterthal, über Biel nach Thun und ins berner Oberland, wo sie vom herrlichsten Wetter begünstigt wurden, gelangten sie am 16. October nach Bern. Von hier aus wandten sie sich nach Lausanne und Genf. Da der Alpenkenner de Saussure in letzterer Stadt eine Reise in die Eisgebirge bei dem schönen Spätherbst für völlig unbedenklich erklärte, so durchstrichen sie, wie Goethe an Frau von Stein schrieb, die savoyer Eisgebirge, fielen von da ins Wallis, durchzogen diesen Canton seiner ganzen Länge nach bis zur Furka und gelangten über diese und den Rhônegletscher auf den Gotthard. „Es ist diese Linie auf dem Papier geschwind mit dem Finger gefahren, der Reichthum von Gegenständen aber unbeschreiblich, und das Glück, in dieser Jahreszeit seinen Plan rein durchzuführen, über allen Preis." Sie hatten so viel ge-

Digitized by Google

schaut und genossen, daß Goethe meinte, sie seien „Leviathane, die den Strom trinken und sein nicht achten". Vom Gipfel des Gotthard schaute der Dichter jetzt zum zweiten mal nach Italien hinab; da er aber überzeugt war, daß dem Herzog diese Reise jetzt nichts nützen würde und sein eigenes Verlangen den Pflichten in und für Weimar sich unterordnete, so wandte er sich entschlossen durch die Urcantone nach Zürich, wo eine Reihe guter Tage in lebendigem Verkehr mit Lavater verbracht ward. Der Enthusiasmus Goethe's für den schweizerischen Prediger flammte noch einmal hell empor; die Bekanntschaft mit Lavater als einem Menschen, der „in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt", erachtete er für den Herzog wie eine moralische Brunnencur. Schaffhausen und der Rheinfall gaben Anfang December die letzten großen Natureindrücke der Reise; auf dem Rückwege besuchte der Herzpg die Höfe von Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt, Homburg, Hanau. Goethe fühlte seinen alten Ingrimm über die Zustände der kleinen Höfe wieder erwachen; er berichtete an Frau von Stein am 3. Januar 1780: „Wir ziehen an den Höfen herum, frieren und langweilen, essen schlecht und trinken noch schlechter." Er war versucht, ein Drama zu verfassen, in welchem ein Hofcavalier, der nie etwas anderes als seine Besoldung gehabt, ein alter Bedienter, der mehr zu sagen hat als die meisten, einige Jäger, Lumpen und Kammerdiener ihre Rollen spielten. Noch einmal umwehte ihn die warme Luft des väterlichen Hauses am Hirschgraben; seinen Vater, den alten kaiserlichen Rath, der stiller und stumpfer geworden war, sah Goethe bei dieser Gelegenheit zum letzten mal. Am 13. Januar 1780 gelangten die Reisenden wieder nach Weimar; des Herzogs Erscheinung und Betragen beglückte und befriedigte jedermann. Wieland pries die Reise als eins von Goethe's „meisterhaftesten Dramen".

Der gute Erfolg und die günstigen Nachwirkungen des Schweizerzugs waren sichtlich; sie währten auch längere Zeit nach, was freilich nicht ausschloß, daß Goethe Beschwernisse und gewisse Unüberwindlichkeiten seiner weimarischen Stellung von Zeit zu Zeit wieder zum Bewußtsein kamen. Schon am

Digitized by Google

13. Mai 1780 lesen wir in seinem Tagebuche: „Was ich trage an mir und andern, sieht kein Mensch. Das Beste ist die tiefe Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können." Und Charlotte von Stein vertraute er am 2. April 1782 von Eisenach aus: „Liebste Lotte, daß doch der Mensch so viel für sich thun kann und so wenig für andere. Daß es doch ein fast nie befriedigter Wunsch ist, Menschen zu nützen. Das meiste, dessen ich persönlich fähig war, hab' ich auf den Gipfel des Glücks gebracht oder sehe vor mir, es wird werden. Für andere arbeit' ich mich ab und erlange nichts; für mich mag ich kaum einen Finger rühren, und es wird mir alles auf einem Kissen überreicht." Indem der Dichter immer deutlicher erkannte, daß er das Ideal von Verwaltung, Ordnung, Wirkung und letztem Ziel eines kleinen Staats, das ihm in all seinem Thun und Lassen vorschwebte, in den Herzogthümern Weimar und Eisenach nie ganz verwirklichen werde, indem er sich andererseits bewußt ward, welchen innern Gewinn er aus den Welterfahrungen, den innern Kämpfen der verflossenen Jahre davongetragen habe, ward der Schaffensdrang zwischen 1780 und 1786 unablässig stärker, das Misverhältniß zwischen der Fülle der Gestalten und Anschauungen, die sich in seinem Innern drängten, und der Kargheit seiner Mußestunden ließ sich nicht mehr verbergen.

Die sämmtlichen größern Dichtungen, welche Goethe in diesem Zeitraume begann und weiter führte, blieben zunächst unvollendet; 1781—83 entstanden die beiden Acte der Tragödie „Elpenor", in welcher Goethe ebenso wie in der „Iphigenia" einen Theil seiner eigensten Empfindungen und Anschauungen in antikes Gewand hüllte. Noch früher war das Drama „Tasso" begonnen und langsam weiter geführt worden; auch dieses zunächst in Prosa, aber unter der bestimmten Erkenntniß des Dichters, daß der Stoff und die Grundstimmung, welche das edel-subjective Werk erfüllte, eine Steigerung der künstlerischen Form heischten. Auch das 1784 begonnene episch-symbolische Gedicht „Die Geheimnisse", in jenen edeln Octaven

Digitized by Google

ausgeführt, deren sich Goethe mit Vorliebe zum Ausdruck seiner geklärten Anschauung und beruhigten Empfindung bediente, gedieh nicht über den ersten Gesang heraus. Zwei seit Jahren begonnene Schöpfungen, die Tragödie „Egmont", deren bedeutende Anfänge er noch von Frankfurt mit nach Weimar gebracht, und der Roman „Wilhelm Meister", zu welchem er in Weimar schon im Jahre 1777 die ersten Grundlinien gezogen hatte, konnten auch in diesem Lustrum, obwol Goethe nie von der Arbeit an ihnen abließ, nicht zum reifen Abschluß gelangen. Immer entschiedener, unabweisbarer drängte sich dem Dichter die Nothwendigkeit auf, einmal wieder eine längere Zeit und in ungehemmter Folge der Production zu leben.

Goethe's Lyrik quoll während all dieser Jahre natürlich mit ungehemmtem goldschimmernden Flusse: Lieder, Balladen, Hymnen, die köstlichsten Epigramme, in denen die antike Form niemals den Schmelz subjectiver Goethe'scher Empfindung verwischte, Gedankendichtungen der herrlichsten Art, Lebensbilder von epischer Kraft und Fülle entstammten der guten Stunde und spotteten jeder Stauung, welche die Prosa des Tages und die Zerstreuung der Vielgeschäftigkeit dem poetischen Geiste bereiten wollten. In den ursprünglich als Probe für „Die Geheimnisse" bestimmten Stanzen der Widmung: „Der Morgen kam, es scheuchten seine Tritte", durfte Goethe mit Recht seine lyrische Poesie als „aus Morgenduft und Sonnenklarheit" gewebt bezeichnen; die reine Erquickung, welche die Welt aus diesen Liedern und Gedichten gewann, war dem Dichter zuerst, oft und nachhaltig mit ihnen zutheil geworden.

Sicher war es, daß selbst die mannichfache Inanspruchnahme durch die Geschäfte, die große persönliche Verantwortung, welche auf Goethe lasteten, die stille gestaltende Ausführung seiner poetischen Pläne nicht so stark unterbrochen haben würden, wenn sie die einzigen Hemmnisse seiner poetischen Thätigkeit gewesen und geblieben wären. Der unbesiegliche universelle Zug und Trieb seiner Natur und manche unabweisbare Anforderung des amtlichen Lebens aber hatte ihn im weimarischen Jahrzehnt in eine Folge wissenschaftlicher Studien hineingeführt, welche von

Digitized by Google

Nebenbeschäftigungen gar oft zu alles beherrschenden Hauptaufgaben wurden. Tiefen, ja leidenschaftlichen Antheil nahm Goethe, wie schon zuvor, an allen naturwissenschaftlichen Dingen. Von Lavater's „Physiognomik", welche er im ersten Jahre seines weimarischen Aufenthalts zum Druck beförderte und mannichfach redigirte, kehrte er zur Anatomie, zum Bau der menschlichen Gestalt zurück, in den er unter Loder's Anleitung eindrang. Mit rastlosem Eifer suchte er hier zum selbständigen Erkennen und Entdecken zu gelangen. Auch auf botanischem Gebiet führte ihn sein Schauen und Forschen zur Idee der Urpflanze, die er in der „Metamorphose der Pflanzen" zu begründen suchte. Zur Mineralogie ward er durch die Theilnahme für den Bergbau von Ilmenau geleitet und vermochte auch auf diesem Gebiet die einmal begonnene Arbeit nie wieder abzubrechen. Auch forschend und erkennend wie schaffend, näherte er sich jenem hochgesteckten Ziele, das Schiller 1794 in den schönen Worten zusammenfaßte: „Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wol hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie Schritt für Schritt zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält."

Als ob es nicht genug an allem gewesen wäre, was Goethe solchergestalt zu erfassen, zu bilden und zu leisten wußte, nahm ihn auch seine Richtung auf die bildende Kunst, die er nicht blos zu erkennen, sondern auszuüben strebte, unzählige Stunden und zu zeiten ganze Tage in Anspruch. Weit entfernt von der dilettantischen Selbstgefälligkeit, sein Zeichnen nach der Natur

Digitized by Google

und nach Vorbildern ausreichend zu finden, konnte er sich der Versuchung nicht entschlagen, das Tiefste und Mächtigste, was in seiner Empfindung und Anschauung lebte, nicht blos poetisch, sondern auch malerisch ausdrücken zu wollen. Er sah wol, daß ihm ein Unendliches dazu fehle — aber der alte Traum, daß er bei anhaltender mechanischer Uebung der Mittel der bildenden Kunst Herr werden müsse und vielleicht doch noch zur Thätigkeit des Dichters die des Malers hinzugewinnen könne, wollte ihn um so weniger loslassen, als er mit dem allmählich wachsenden Traume von einer neuen freien Bildungsepoche unter anderm Himmel, in andern Umgebungen, leise und unmerklich zusammenfloß.

Mancherlei Umstände wirkten zusammen, den Gedanken in Goethe zu nähren, daß er aus Weimar hinweg müsse. Zunächst hielt er sich seit 1785 überzeugt, in seiner amtlichen Thätigkeit die Dinge auf den Punkt geführt zu haben, auf dem er selbst nicht mehr unentbehrlich sei. Sodann durfte er sich eingestehen, daß der Herzog seiner Führung, jenem unmittelbarsten bildenden Einflusse, welchen Goethe nun bald zehn Jahre geübt, entwachsen war. Er empfand es lebhaft, daß die groß angelegte, nach bedeutungsvoller politischer Mitwirkung und Thätigkeit begehrende echte Herrschernatur Karl August's sich in die Grenzen seines Hauses und seines kleinen Landes nicht bannen ließ. Die soldatischen Neigungen des Herzogs, welche Goethe im Beginn seiner Freundschaft mit dem Fürsten 1778 vorübergehend einmal mitergriffen und welche ihn (das erste und letzte mal in seinem Leben) einige Tage nach Berlin in die Kreise der Generale und Soldaten geführt hatten, waren unter Goethe's Bannspruch längere Zeit zurückgetreten. Seit aber 1783 die Herzogin dem Lande einen Erbprinzen geschenkt hatte, wachte der kriegerische Hang und Drang seines Geschlechts bei dem Herzog wieder auf; das Exerciren seiner paar hundert Jäger und seiner Husarenschwadron wollte diesem Drange nicht mehr Genüge thun. Der Herzog dachte daran, in auswärtige Kriegsdienste zu treten, und nach der Lage seines Landes, den Verwandtschaften und alten Verbindungen seines Hauses lagen ihm preußische Dienste

Digitized by Google

am nächsten. Seit dem Spätjahr bereitete sich den thatsächlichen und befürchteten Uebergriffen Kaiser Joseph's II. und Oesterreichs entgegen der Fürstenbund vor; 1785 ward er geschlossen und Herzog Karl August ward einer der eifrigsten Werber und Betreiber dieser Union, die sich wie ein Vorspiel zu künftigen lebensfähigen Gestaltungen Deutschlands ausnahm. Goethe leistete auch auf diesen Pfaden seinem fürstlichen Freunde treue Dienste und blieb der Vertraute des Herzogs; aber er war mit dem Drange Karl August's in die Weite, mit den Versuchen, größere politische Bedeutung zu gewinnen, mit den militärischen Absichten des Herzogs nicht einverstanden. Noch wissen wir nicht, wie stark und wie oft er abgerathen; er sah bald genug, daß der Punkt erreicht sei, von welchem an Karl August seinen eigenen Weg gehen würde und mußte. War dem aber so, so durfte Goethe nunmehr auch an sich selbst denken. Ein erstes Zeugniß, daß er dies wolle, war die feierliche öffentliche Rückkehr zur Literatur. Ein volles Jahrzehnt lang hatte er nichts veröffentlicht, einzelne Gedichte waren durch fremde Hände da- und dorthin verstreut, das Singspiel „Die Fischerin" und Goethe's Rede bei Eröffnung des neuen Bergbaues zu Ilmenau auf weimarischen Pressen und eigentlich doch auch nur für den nächsten Kreis gedruckt worden. Jetzt entschloß sich Goethe zur Herausgabe einer ersten rechtmäßigen und, soweit das sein konnte, vollständigen Ausgabe seiner Schriften. Im Frühsommer des entscheidenden Jahres 1786 schloß er den Vertrag über Herausgabe dieser Sammlung mit dem leipziger Buchhändler Goeschen (dessen geheimer Socius Christian Gottfried Körner, Schiller's Freund, war) ab; bei den Honorarfestsetzungen spielte schon der Gedanke an die italienische Reise mit. Jahrelang hatte Goethe den Plan zu einer solchen in der Seele gewälzt; im Winter von 1785 zu 1786, in welchem sich die künftige Gestalt der weimarischen Verhältnisse entschied, war der Plan gereift.

Nicht zum ersten mal entzog sich der Dichter seit seinem Eintritt in Weimar den Zuständen, die ihm drückend werden wollten, durch heimliche Flucht, durch ein erfrischendes Alleinsein in neuen Umgebungen. Gleich im zweiten Winter, im

Digitized by Google

December 1777, hatte er als Landschaftsmaler Weber jene Harzreise unternommen, von der er rühmte, daß sie wie ein kaltes Bad auf ihn gewirkt habe. Im Jahre 1783 hatte er die Harzreise wiederholt; diesmal begleitete ihn Fritz Stein, der jüngste Sohn seiner Freundin, den er zu sich ins Haus nahm und auf dessen Erziehung er den reinsten Antheil und die treueste Sorgfalt verwendete. Im Jahre 1785 besuchte er, freilich nicht incognito, wie er es liebte, Karlsbad, um sich von allerlei Uebeln herzustellen, und kehrte von dort mit der Empfindung zurück, daß ihm alle Lebensfreude ganz und gar ausgehen wolle, daß sein Leben ohne die Freundin „ganz und gar abgeschmackt und unerträglich" werde. Um die Zeit, wo er sich zur Herausgabe der gesammelten Schriften entschloß, versagte auch die alte noch unerschütterte Neigung ihre heilende und tröstende Kraft; es bedurfte eines Umschwungs in seinem Leben, und entschlossen, aber wortlos, wie es seine Art war, bereitete Goethe alles zu diesem Umschwunge vor.

Der ursprüngliche Plan für die Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften, zu welcher er unter Herder's fördernder Theilnahme zunächst den „Götz" einer Durcharbeitung, „Werther's Leiden" einer völligen Umarbeitung unterwarf, war gewesen, den ausgeführten und in sich beschlossenen Schöpfungen die unvollendet gebliebenen als Fragmente folgen zu lassen. Mit dem festen Entschlusse, in die weite Welt zu gehen, sich selbst zu leben, wuchs dem Dichter auch der Muth, den angefangenen Dichtungen vollendete Gestalt zu geben. Als er im August 1786 Weimar verließ, wußten Stadt und Hof nur, daß er ein zweites mal nach Karlsbad gehe, wo er mit dem Herzog, Frau von Stein und Herder zusammentreffe. Er aber hatte im stillen alles für die längere, mindestens halbjährige Abwesenheit vorbereitet, gepackt, hatte die Handschriften seiner ungedruckten Dichtungen zu dem mäßigen Reisegepäck genommen, hatte seinem Amanuensis Philipp Seidel seinen Plan eröffnet und trug in der Tasche einen Paß, der auf den Namen des Kaufmanns Johann Philipp Möller aus Leipzig lautete.

In Karlsbad, von wo Goethe Manuscript zu den ersten

Digitized by Google

Bänden seiner Werke absandte, wo sein Geburtstag am 28. August besonders heiter und festlich begangen ward, erschloß der Dichter nur dem Herzog sein Gemüth und seinen heimlichen Plan. Selbst Charlotte von Stein, die er bei ihrer Rückreise nach Weimar am 14. August bis Schneeberg begleitet hatte, erfuhr nicht mehr von seinem Vorhaben, als sie aus den Worten des Briefes vom 23. August errathen mochte: „Auf alle Fälle muß ich noch eine Woche bleiben, dann wird aber auch alles so sanfte endigen und die Früchte reif abfallen. Und dann werde ich in der freien Welt mit Dir leben und in glücklicher Einsamkeit, ohne Namen und Stand der Erde näher kommen, aus der wir genommen sind." Dem Herzoge sagte er deutlicher, was er beabsichtige, und indem er ihm schriftlich vorstellte, daß er im Augenblick, wo der Herzog seiner gewünschten und erwählten (der militärischen) Bestimmung entgegengehe, gewiß entbehrlich sei, bat er um einen unbestimmten Urlaub. „Ich hoffe für die Elasticität meines Geistes das Beste, wenn er, eine Zeit lang sich selbst gelassen, der freien Welt genießen kann. Die vier ersten Bände (der Schriften) sind endlich in Ordnung; Herder hat mir unermüdlich treu beigestanden. Zu den vier letzten bedarf ich der Muße und Stimmung; ich habe die Sache zu leicht genommen und sehe jetzt erst, was zu thun ist, wenn es keine Sudelei werden soll. Dies alles und noch viele zusammentreffende Umstände dringen und zwingen mich, in Gegenden der Welt zu gehen, wo ich ganz unbekannt bin. Ich gehe ganz allein unter einem fremden Namen und hoffe von der etwas sonderbar scheinenden Unternehmung das Beste."

Am 3. September 1786 morgens 3 Uhr brach Goethe von Karlsbad zu der lange ersehnten, zuletzt mit brennender Ungeduld begehrten Italienfahrt, zu seinem Römerzuge auf, der ihm mehr werden sollte als eine erfrischende, genußgebende Reise. Ueber Eger, Waldsassen, Regensburg, München, Walchensee und Mittenwald, über Innsbruck, den Brenner, Bozen und Trient erreichte er schon am 12. September den Gardasee, über Verona und Vicenza am 28. September Venedig. Wie er unterwegs empfand, daß ihm alles wieder lieb ward, was ihm von Jugend

Digitized by Google

auf werth gewesen war, wie er im ersten Anblick der Lagunenstadt seines (1783 verstorbenen) Vaters gedachte, der nichts Besseres wußte, als von diesen Dingen zu erzählen, so nahm er in seinem Innern eine Menge von fallen gelassenen Fäden wieder auf und verknüpfte sie mit der Gegenwart. Ohne großes Gepäck, ohne Bedienung zog er wieder wie in seinen Jünglingstagen in die Welt; von Würde und Bürde des Amts frei, konnte er sich zu allen Stunden, die das Schauen und Aufnehmen nicht verschlang, die Gestalten seiner Phantasie zur Gesellschaft rufen. Schon auf dem Brenner begann er die letzte Ueberarbeitung seiner „Iphigenia" und ließ sie in neuen edeln Versen erklingen, zu denen von Haus aus der Stoff, der Stil, der Empfindungsgehalt der ganzen Dichtung hingedrängt hatten. Da er Zeit vor sich sah und sich wieder einmal dem Glück des Bildens und Vollendens ganz überlassen durfte, so raubte ihm die poetische Arbeit keinen Genuß der Reise. Venedig lernte er in zweiwöchentlicher Anwesenheit nach Kräften kennen, dann trieb es ihn vorwärts nach seinem eigentlichen Reiseziel Rom. Wol empfand er, daß er den Freunden in Weimar Nachrichten schuldig sei, aber seinen Aufenthalt enthüllte er nicht; an Herzog Karl August sandte er ein freundliches, frohes Wort aus der Ferne, ohne Ort und Zeit. „Bald darf ich den Mund öffnen nnd sagen, wie wohl mir's geht", und seinem Philipp Seidel schärfte er von Verona aus wiederholt ein: „In meinen Briefen ist kein Ort angegeben, auch durch nichts angedeutet, wo ich sei; laß Dich auch, indem Du sie bestellst, nicht weiter heraus." Ihm war's, als könne er noch jetzt aufgehalten werden, als er über Ferrara, Bologna, den Apennin, Perugia und Terni der Ewigen Stadt zueilte; erst unter der Porta del popolo war er gewiß, Rom zu haben. Am 28. October erreichte er das ersehnte Ziel und am 29. zeichnete er in das Reisetagebuch, das er für Frau von Stein unterwegs geführt, die Worte ein: „Ich fange nun erst an zu leben und verehre meinen Genius."

Schon die ersten Tage in Rom stellten heraus, daß das Incognito, welches er für sich gewählt, nicht aufrecht zu erhalten sei; er wurde vom Maler Müller und andern erkannt; in Diplo-

Digitized by Google

matenkreisen regte sich der Verdacht, daß er im Auftrage des Herzogs von Weimar und des Fürstenbundes komme, um für Karl von Dalberg's Wahl zum Coadjutor des Kurfürstenthums Mainz zu wirken. Mit Ausnahme der Künstler, mit denen er gleich in den ersten Tagen in Verkehr trat, wie Tischbein, der Schweizer Bury, Angelika Kaufmann, Bildhauer Trippel, der künstlerischen Fremdenführer, wie Hirt und Hofrath Reiffenstein, des Schriftstellers Karl Philipp Moritz aus Berlin, welcher mit dem von ihm vergötterten Goethe fast gleichzeitig in Rom angekommen war, begriff niemand, warum Goethe in Rom die Gesellschaft fliehe und sich wie ein Student oder junger Künstler völlig auf eine bescheidene arbeitsame Zurückgezogenheit einrichte. Da galt es wieder einmal, daß das Ungemeine keinen Schleier um sich zu ziehen braucht und doch völlig unerkannt durch die alltägliche Menge wandelt.

Und wie er sich nun offenen Auges mit verlangender Seele umzuschauen begann, da war's ihm bald genug, als sei er nun ruhig und auf sein ganzes Leben beruhigt. „Es ist", schrieb er, „alles, wie ich mir's dachte, und alles neu. Ebenso kann ich von meinen Beobachtungen und Ideen sagen. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, nichts ganz fremd gefunden, aber die alten sind so bestimmt, so lebendig, so zusammenhängend geworden, daß sie für neu gelten können." Der erste römische Aufenthalt, welcher vom 28. October 1786 bis zum 21. Februar 1787 währte, erfüllte ihn täglich mehr mit dem Bewußtsein, daß die unterirdische Reise und die Stille, in der er hier lebte, für ihn eine tiefste Nothwendigkeit gewesen seien, und ließ ihn innerlich erstarken. Die vollendete „Iphigenia", die vor Jahresschluß fertig lag, sandte er am 13. Januar 1787 an Herder nach Deutschland und zum Druck und schrieb dabei: „Ich bin ein geplagter Fremdling, den die Musen und Grazien und die ganze Macht der seligen Götter mit Erscheinungen überdecken." Gegenüber dem unübersehbaren Gewinn, den er für seine Bildung jeden Tag hier machte, trat selbst der nächste Zweck, die rasche Vollendung der halb und dreiviertel fertig gewordenen Dichtungen, in den Hintergrund. Und indem Goethe

Digitized by Google

beinahe nur mit den bildenden Künstlern umging, sich im Schauen und Genießen des ewigen Roms zu bemächtigen suchte, pochte die alte noch ungelöste Frage, ob ihn die Natur mehr zum Dichter oder zum Künstler gewollt, wieder an seine Brust. Wol las er Livius und Plutarch und suchte sich die ungeheuern Bilder der mehr als zwei Jahrtausende, die über den sieben Hügeln hingegangen, heraufzubeschwören; wol wußte er, daß er hier für Jahre im Schauen und Aufnehmen allein leben könne und kein Ende erleben werde. Aber schließlich durchschauerte ihn eine lebhafte Freude, als er wieder zu zeichnen begann; er hatte gefürchtet, von dem Anschauen der großen Kunstwerke erdrückt zu werden und sich nicht mehr zu getrauen, einen Bleistift anzusetzen. Die ihn umgebenden Künstler sahen erstaunt, welch ein Sinn und Zug in den Zeichnungen des Dilettanten war, und munterten ihn lebhaft auf fortzufahren, suchten ihm zu lehren, was sie vermochten, hielten sich völlig überzeugt, daß er mit einiger Ausdauer und Uebung bald so weit gelangen werde, wie der Beste von ihnen. Indem Goethe ihren Lockungen lauschte, vergaß er nur die Prüfung, wie viel der Beste seiner damaligen Genossen im Vergleich mit den Meistern der Malerei in guten Kunsttagen bedeutete. Er beschloß, wenn ihm ein zweiter längerer Aufenthalt in Rom gegönnt werden sollte, was er lebhaft wünschte, was aber damals noch unsicher war, einige Monate dem Versuch zu widmen, wie weit er in der bildenden Kunst vordringen könne.

Vorderhand trieb es ihn aus dem gewaltigen Ernst Roms hinweg nach dem heitern Neapel und nach Sicilien. Der Ernst war nicht minder in ihm selbst; betrachtete er doch den ersten römischen Carneval, den er mit durchlebte, als eine unliebsame aufdringliche Störung seines eigentlichen Vorhabens. Aber die Sonne Neapels und die lachenden homerischen Gestade Siciliens glätteten die Falten der Strenge auf seiner Stirn. Das heitere bunte Volkstreiben Neapels erfüllte ihn mit lebendigster Theilnahme. Und wenn er auch hier wieder vor allen im Künstlerkreise der Tischbein (welcher ihn von Rom aus begleitet hatte), Philipp Hackert, Venuti, C. H. Kniep verkehrte, so wurde er

Digitized by Google

durch das Zusammentreffen mit dem Fürsten von Waldeck, den er von Weimar her kannte, doch auch in eine andere Welt geführt; die Beziehungen zu Filangieri, zu dem preußischen Diplomaten Lucchesini, zu dem englischen Gesandten Hamilton brachten immerhin eine größere Bewegung in den Verlauf der Tage, welche Goethe vom 26. Februar bis zum 29. März und dann wieder vom 16. Mai bis zu Anfang Juni in Neapel verlebte. Die zweimalige Besteigung des Vesuvs, der wiederholte Besuch von Pompeji, Pozzuoli, Pästum, ein mehrtägiger Aufenthalt bei Hackert auf dem Schlosse Caserta, hatte den Reichthum der neapolitanischen Eindrücke wesentlich vermehrt. Zwischen die beiden Aufenthalte in Neapel fiel die mit dem Landschaftsmaler Kniep unternommene Reise nach Sicilien. Am 2. April hatte das Schiff, mit welchem Goethe fuhr, den Hafen von Palermo erreicht, und er genoß vom Verdeck aus den einzig schönen Anblick der Stadt und ihrer Umgebungen. Die Natur der Insel ergriff ihn mit all ihrem Zauber; die üppige Vegetation ihrer Gärten riß ihn selbst wieder aus den poetischen und künstlerischen Träumen, denen er sich ausschließlich hatte hingeben wollen, in die naturwissenschaftliche Forschung, in das Suchen der Urpflanze zurück. Ueber das herrlich gelegene Alcama wurde der Tempel von Segesta besucht; auch in Girgenti waren es vor allem die Tempelruinen, welche Goethe's lebendigste und tiefste Theilnahme in Anspruch nahmen. Der weitere Zug durch die Insel führte über Catania nach Taormina und schließlich nach Messina, von wo am 14. Mai die Ueberfahrt nach Neapel angetreten wurde, die sich bei ungünstigem Wind und ungeschickter Steuerung des Schiffes wider Erwarten zu einer ziemlich gefährlichen gestaltete. In der Welt Siciliens, wo ihm „Küsten, Vorgebirge, Golfe und Buchten, Inseln und Erdzungen, Felsen und Sandstreifen, buschige Hügel, sanfte Weiden, fruchtbare Felder, geschmückte Gärten, gepflegte Bäume, hängende Reben, Wolkenberge und immer heitere Ebenen, Klippen und Bänke und das alles umgebende Meer" die Scenen der Odyssee beständig vor Augen riefen, beschäftigte ihn der Plan einer Tragödie „Nausikaa", die leider unausgeführt blieb, aufs lebhafteste. Denn da ihm die

Digitized by Google

Pflicht oblag, die begonnenen für die Ausgabe seiner Schriften verheißenen Schöpfungen zu Ende zu führen, so war es natürlich, daß „Nausikaa" ein poetischer Frühlingstraum blieb.

Auch der zweite Aufenthalt in Neapel, während dessen er sich wiederum an der südlichen Lebendigkeit, der ganzen Art und Weise des Volkes entzückte, die er wie kein anderer mit Meisterzügen schilderte, ging rasch zu Ende; vor der Rückkehr nach Rom ward er durch einen herzlichen Brief Karl August's vollends in dem Vorsatz bestärkt, eine längere Zeit seinen Kunst- oder vielmehr seinen künstlerischen Studien zu widmen. So fuhr er denn am Dreieinigkeitsfest, den 3. Juni, durch das unendliche Leben der unvergleichlichen Stadt „halb betäubt hinaus", vergnügt jedoch, daß weder Reue noch Schmerz hinter ihm blieb. Er war jetzt ungeduldig, an die doppelte Arbeit zu kommen, welche in Rom seiner wartete.

Und nun vom Juni 1787 bis zum März 1788 gestaltete sich für den Dichter ein Leben, welches einem seiner Jugendträume völlig ähnlich war. Nachdem er im Juni noch Tivoli mit seinen Wasserfällen besucht, setzte er sich, unbekümmert um die gewaltige Hitze des Sommers, in Rom fest und rief entschlossen aus: „Ich bin im Lande der Künste; laßt uns das Fach durcharbeiten, damit wir für unser übriges Leben Ruhe und Freude haben und an was anderes gehen können. Rom ist ein herrlicher Ort dazu. Nicht allein die Gegenstände aller Art sind hier, sondern auch Menschen aller Art, denen es Ernst ist, die auf den rechten Wegen gehen, mit denen man, sich unterhaltend, es gar bequem und schleunig weiter bringen kann. Gott sei Dank, ich fange an, von andern lernen und annehmen zu können." Er bezog Anfang Juli Tischbein's Studium, das einen kühlen Saal hatte, und begann völlig methodisch nach Gipsen zu zeichnen, wozu ihm einige befreundete Künstler nach Kräften Anleitung gaben. Er hatte sich einen umfassenden Plan zur raschesten Ausnutzung der vergönnten Zeit entworfen und versicherte den Freunden daheim: „Mein Gemüth ist fähig, in der Kunstkenntniß weit zu gehen; auch werde ich von allen Seiten aufgemuntert, mein eigenes kleines Zeichentalentchen auszubilden,

Digitized by Google

und so möchten diese Monate hinreichen, meine Einsicht und Fertigkeit vollkommen zu machen. Jetzt werden Architektur und Perspective, Composition und Farbengebung der Landschaft getrieben, September und October möcht' ich im Freien dem Zeichnen nach der Natur widmen, November und December der Ausführung zuhause, dem Fertigmachen und Vollenden, die ersten Monate des künftigen Jahres der menschlichen Figur, dem Gesichte." Wol spürte er, der unbestechlichste aller Selbstkritiker, daß zwischen dem, was er sah und was er machen konnte, ein Abgrund lag, aber er klammerte sich an die Hoffnung „mit Ernst und Application auch hier weiter zu kommen". — Wie weit ihn der Traum, der bildenden Kunst Herr zu werden, geführt haben könnte, wenn er jünger gewesen wäre, wenn nicht die poetischen Aufgaben ein Gegengewicht zu der Schwere seiner Kunststudien gebildet hätten, ist müßig, zu erörtern. Neben allem Zeichnen, Tuschen, Bilden, Bosseln gelang es ihm in diesem Sommer denn doch, seinem Trauerspiel „Egmont" nach vollen zwölf Jahren den erwünschten Abschluß zu geben; die Singspiele „Claudine von Villa Bella" und „Erwin und Elmire" wurden durch Umbildung des realistischen Dialogs in Jamben und mancherlei Vertiefung dem Kunststil angenähert, den Goethe, wie nicht oft genug betont werden kann, keineswegs erst in Italien gewann, aber in dem er sich unter dem Einflusse der römischen Tage und seiner Kunststudien festigte. Auch „Tasso" und „Faust" hoffte er in Rom zu vollenden; vom „Wilhelm Meister" fühlte er zum voraus, daß er ihn hier nicht weiter führen könne, und wünschte ihn in Deutschland an der Seite des Herzogs Karl August zu vollenden. Mit diesem, der inzwischen an dem kurzen preußischen Feldzuge von 1787 nach Holland theilnahm, blieb er im vertraulichen brieflichen Verkehr, und ward durch ihn ermuthigt, sein gegenwärtiges Sein voll auszuleben und sich wohlsein zu lassen.

In dieser Zeit, das heißt im September, fingen Goethe an, „Zweifel und Vermuthungen aufzusteigen, die mich mitten in diesen angenehmen Zuständen beunruhigten; denn ich mußte bald empfinden, daß der eigentliche Wunsch und die Absicht meines Hierseins schwerlich erfüllt werden dürfte". Noch berichtete er

Digitized by Google

an Herder, daß die Künste fortgetrieben würden, daß es sause und brause; aber schon entringt sich ihm der Nothseufzer: „O wie weit und lang ist die Kunst und wie unendlich wird die Welt, wenn man sich nur einmal recht ans Endliche halten mag.“ Und während der schönsten Herbsttage in Frascati und Castelgandolfo öffneten sich seine Augen nicht nur für Werth und Bedeutung dessen, was er selbst mit Stift und Pinsel hervorzubringen vermochte, sondern für das, was seine künstlerischen Lebensgenossen hervorbrachten. Wie eine beredte Mahnung an seinen Genius, seine höchste und unabweisbare Lebensaufgabe stellten sich im Beginn dieser Krisis die inzwischen in Deutschland gedruckten und erschienenen ersten vier Bände seiner „Schriften“ bei ihm ein. „Es ist mir wirklich sonderbar zu Muthe“, rief er am 22. September Herder zu, „daß diese vier Bändchen, die Resultate eines halben Lebens, mich in Rom aufsuchen. Ich kann wohl sagen, es ist kein Buchstabe darin, der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre, und sie sprechen mich um desto lebhafter an. Meine Sorge und Hoffnung ist, daß die vier folgenden nicht hinter diesen bleiben.“

Goethe genoß die Villeggiatur im römischen Gebirge mit um so froherm Behagen, als er sich innerlich von dem Traume, sich noch der Kunst zu widmen, bereits zu befreien begann. Er zeichnete nach der entzückenden Landschaft; er wußte aber jetzt, daß er es über die Umrisse nicht hinausbringen und auf die Fülle der Körperlichkeit in Terrain und Bäumen verzichten müsse. Er fing an, Befriedigung darin zu finden, daß er sehen gelernt habe, und war in dieser Stimmung geneigt, mit mannichfaltigen und fremden Personen vergnügt zu leben. Gerade in diesem Dasein aber drohte ihm die unerwartete Gefahr, in ein „wertherähnliches“ Schicksal verstrickt zu werden. Unter den weiblichen Gästen im Hause des englischen Kunsthändlers Jenkins befand sich eine anmuthige Mailänderin mit hellbraunem Haar und fast blauen Augen, die durch Liebreiz und geistige Lebhaftigkeit Goethe's Theilnahme derart erregte, daß ihn Entsetzen ergriff, als er nach kurzer Zeit vernahm, die Schöne sei verlobt. Er suchte sich auf der Stelle mit Entsagung zu wapp-

Digitized by Google

nen, doch schon, daß solche Entsagung nöthig war, mußte ihn über die gewaltige Umstimmung belehren, welche seit einem Jahre in ihm eingetreten war. Als er sich im vorhergehenden Sommer von Weimar und den weimarischen Zuständen gelöst hatte, bestand der Seelenbund mit Charlotte von Stein noch fort. Am 25. Juni 1786 war Goethe das gepreßt klingende Wort entschlüpft: „Laß uns ein Gut, das wir nie wieder finden werden, wenigstens bewahren, wenn auch Augenblicke sind, wo wir dessen nicht genießen können"; doch als er in Rom angelangt war, hatte er der Freundin alsbald zugerufen: „Laß Dich's nicht verdrießen, meine Beste, daß Dein Geliebter in die Ferne gegangen ist; er wird Dir besser und glücklicher wiedergegeben werden." Frau von Stein hatte sich über die heimliche Flucht des Mannes, dem sie ein und alles gewesen, der ihr jeden Gedanken vertraut, nicht zu fassen gewußt; sie hatte gefühlt, daß Goethe's Verhältniß zu ihr in seinen Grundfesten wanke. Und so liebreich Goethe sie in seinen Briefen zu beruhigen strebte; am letzten Tage seines ersten römischen Aufenthaltes verrieth er wieder einmal, daß er in der neuen Frische neben allem Beglückenden auch die Unnatur des beiderseitigen Verhältnisses empfunden und erwogen hatte. „Ach, liebe Lotte, Du weißt nicht, welche Gewalt ich mir angethan habe und anthue, und daß der Gedanke, Dich nicht zu besitzen, mich doch im Grunde, ich mag's nehmen und stellen und legen wie ich will, aufreibt und aufzehrt." Antwortete ihm, wie es wahrscheinlich ist, die Freundin hierauf wieder nur im alten, kühl beschwichtigenden Tone, so hatte sie den Loslösungsproceß, welcher in Goethe bewußt und unbewußt vor sich ging, damit befördert. Wenn jetzt eine neue allein durch die Umstände rasch wieder gehemmte Leidenschaft im Busen des Dichters Raum hatte, so mußte ihm dies vollends zum Bewußtsein bringen, wie allseitig er sich gewöhnt hatte, freier um sich zu schauen und freier zu athmen.

Anfang November war er wieder im Zauberkreise von Rom, fand sich gleich wieder wie bezaubert, zufrieden, stille hinarbeitend, „vergessend alles, was hinter mir ist". Ein voller

Digitized by Google

Winter lag vor ihm; ja von Weimar aus ward ihm angesonnen, die Ankunft der Herzogin-Mutter Anna Amalie, welche Lust zu einer italienischen Reise verspürte, zu erwarten. Es war ihm ein drückender Gedanke, solchergestalt die weimarischen Verhältnisse nach Rom getragen zu bekommen; lieber wollte er in jene zurückkehren. Unablässig wiederholte er sich und andern, es wäre besser, er käme gar nicht wieder, wenn er nicht neugeboren zurückkehren könne, und bereitete, wie er hoffte, die deutschen Freunde auf die große Wandlung vor, welche inzwischen mit ihm vorgegangen war. Er selbst aber genoß in diesem letzten Abschnitt seines römischen Aufenthaltes den Reichthum gewaltiger Eindrücke und seines Künstlerlebens in um so vollern Zügen, als ihn Qualen und Zweifel über seinen eigensten Beruf nicht mehr beunruhigten. Am 24. November zog er die Summe seiner zeichnenden, malerischen und modellirenden Bestrebungen in den Worten: „Uebrigens kann ich wohl sagen, daß ich nun erst die geraden Wege zu allen bildenden Künsten vor mir sehe und erkenne, aber auch nun ihre Weiten und Fernen desto klarer ermesse. Ich bin schon zu alt, um von jetzt an mehr zu thun als zu pfuschen. Wie es andere treiben, sehe ich auch, finde manchen auf dem guten Pfade, keinen mit großen Schritten. Es ist also auch damit wie mit Glück und Weisheit, davon uns die Urbilder nur vorschweben, deren Kleidsäume wir höchstens berühren.“ So ward sein Genuß friedlicher, genügsamer, dabei eindringlicher; er war von einer geheimen Krankheit geheilt, die ihn lange gequält, und wußte nun klarer als zuvor, daß er zur Dichtkunst geboren sei. In dieser Gewißheit galt sein Fleiß in den Monaten November bis März den Plänen zu „Faust“ und „Tasso“; am erstern dichtete er in übermüthiger Laune die Scene der Hexenküche, ein prächtiges Stück Selbstironie, wenn er bedachte, daß auch er sich faustisch verjüngt fühlte und geneigt war, Helenen in jedem Weibe zu sehen. Mit einer römischen Geliebten knüpfte er ein rasch vorübergehendes Verhältniß an, und die größere Mannichfaltigkeit seiner geselligen Bezüge, die Abwechselung, welche die Anwesenheit des Musikers Kayser in seinen Kreis

Digitized by Google

brachte, ließen ihn den Carneval des Jahres 1788 mit andern Augen als den vorjährigen anschauen. Mitten im bunten lebendigen Getümmel, das er sich für eine wundersame künftige Schilderung einprägte, sah er die schöne Mailänderin wieder, deren Verlobung inzwischen gelöst worden war, welche infolge dessen eine schwere Krankheit bestanden hatte und deren Erscheinung und Jugendfreudigkeit ihn bis ins Innerste durchdrang. Er mußte sich einen geheimen Zug zu dem schönen Mädchen bekennen, dem er nicht glaubte nachgeben zu dürfen, und war doch Angelika Kaufmann dankbar, welche die Mailänderin in ihr Haus, ihre Gesellschaftskreise zog. Die Anmuth der Mailänderin hatte Antheil an jener Stimmung, aus der heraus Goethe bekannte, daß er die höchste Zufriedenheit seines Lebens in den letzten acht Wochen seines Aufenthaltes in Rom genossen habe, daß er in Rom, zuerst übereinstimmend mit sich selbst, glücklich und „vernünftig" geworden sei.

In diesem Winter, in welchem der Dichter die drei letzten Bände seiner Schriften bedachte und förderte, und schon zur Erkenntniß gedieh, daß er einen Theil des zu Vollendenden erst in Deutschland zu Ende führen könne, vertiefte sich auch jene Anschauung in seiner Seele, welche ihn über alles flüchtige Glück des Augenblicks hinaustrug, in spätern Tagen erfüllte, zum „Typischen in der Kunst" (Victor Hehn) führte, und der er im August und December 1787 in den Worten Ausdruck gab: „Die Gestalt dieser Welt vergeht, ich möchte mich nur mit dem beschäftigen, was bleibende Verhältnisse sind, und so meinem Geiste erst die Ewigkeit verschaffen", und: „Mir ward (beim erneuten Umgang in Rom) das Gefühl, der Begriff, die Anschauung dessen, was man im höchsten Sinne die Gegenwart des classischen Bodens nennen dürfte. Ich nenne dies die sinnlich geistige Ueberzeugung, daß hier das Große war, ist und sein wird. Es darf uns nicht niederschlagen, wenn sich uns die Bemerkung aufdrängt, das Große sei vergänglich, vielmehr, wenn wir finden, das Vergangene sei groß gewesen, muß es uns aufmuntern, selbst etwas von Bedeutung zu leisten, das fortan unsere Nachfolger, und wäre es auch schon in Trümmer

Digitized by Google

zerfallen, zu edler Thätigkeit aufrege, woran es unsere Vorvordern niemals haben ermangeln lassen." Mit den oben geschilderten Empfindungen, mit dieser Ueberzeugung in der Seele, in peinlicher Rückerinnerung, daß an einem kleinen Orte der Beste, der Reichste sich nicht fühlen, nicht Athem schöpfen könne, war es begreiflich genug, daß er bei aller allmählich erwachenden Heimatsehnsucht, von den Freunden in Weimar immer dringender gerufen, zögerte und wieder zögerte, die Ewige Stadt zu verlassen. Und nicht minder natürlich war es, daß ihn der römische Staat des Jahres 1787 und 1788 wenig bekümmerte. „Es ist ein betrübter Anblick um eine schlimme Administration", schrieb er am 28. October 1787 an den Minister von Fritsch in Weimar, „besonders wenn die Uebel so eingewurzelt, so mit der Staatsverfassung verwebt sind, daß auch eine Folge der besten Regenten und Minister sie zu heben ohnmächtig wäre. Indessen geht alles seinen Gang; der Papst bereichert seine Nepoten, richtet Obelisken auf und theilt Segen aus, soviel man verlangt."

Faßte Goethe seit Neujahr 1788 den untröstlichen Gedanken des Abschieds für immer fester ins Auge, so konnte ihm wenigstens tröstlich sein, daß Herzog Karl August inzwischen ein volles Verständniß seiner Situation, seiner Bedürfnisse gewonnen und auf den Gedanken verzichtet hatte, den Freund in die frühern amtlichen Verhältnisse zurückzuversetzen. Der Dichter durfte seinem Fürsten noch von Rom aus schreiben: „Ich darf wohl sagen, ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden — aber als was? Als Künstler! Nehmen Sie mich als Gast auf, lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Existenz ausfüllen und des Lebens genießen." Er erklärte sich bereit, nach des Herzogs Willen zu thun, was dieser sonst von ihm begehren und erwarten könne; aber er ließ keinen Zweifel darüber, daß in Zukunft das poetische Schaffen, die wissenschaftliche Erkenntniß die Hauptbedingungen seiner weimarischen Existenz bilden müßten. Mit fürstlicher Großherzigkeit und freundschaftlicher Wärme zeigte sich Karl August bereit, alle Wünsche Goethe's zu erfüllen, und wenigstens von dieser

Digitized by Google

Seite über das Maß dessen beruhigt, was von ihm daheim gefordert werden würde, schickte sich Goethe im März und April 1788 an, seine römischen Zelte abzubrechen.

Er erfuhr erst bei diesem Anlaß, daß es unsäglich schwer sei, sich aus solchen Zuständen loszureißen, wie sie ihm die letzten Monate in Rom gebracht hatten. Der bloße Gedanke, die Ewige Stadt, deren Bürger er so lange Zeit gewesen, ohne Hoffnung des Wiedersehens zu verlassen, erregte tiefe Schmerzen. In fortgesetzten Umgängen rief er sich noch einmal alle Bilder seines Aufenthaltes zurück; drei Nächte vor seinem völligen Scheiden, am 22. April 1788 „stand der volle Mond am klarsten Himmel, und ein Zauber, der sich dadurch über die ungeheuere Stadt verbreitet, so oft empfunden, ward nun aufs eindringlichste fühlbar". Dazu gesellte sich die Trauer des Scheidens von Menschen, die ihm viel und denen er noch mehr gewesen war. Er konnte erwarten, manchen von den befreundeten Künstlern, vor allen den wackern Schweizer Heinrich Meyer, dem er sich während des zweiten römischen Aufenthalts näher verbunden hatte, in Weimar wiederzusehen. Von Angelika Kaufmann, die er im December 1788 in einem Briefe an Knebel gerühmt hatte als „das beste Wesen von der Welt", als eine seltene Vereinigung großen Talents mit Einfalt, Herzensgüte und echter Bescheidenheit, schied er voraussichtlich für immer. Und die schöne Mailänderin, von der er persönlich Abschied nahm, ließ ihn im letzten Augenblick erkennen, daß auch sein Bild in ihrer Seele lebe und eine unschuldige Neigung sich nur darum nicht in Leidenschaft gewandelt habe, weil Goethe sich zurückgehalten. Die letzten Blicke und Worte, die er mit der Anmuthigen gewechselt, kamen ihm nie im Leben aus dem Sinn und der Seele, und man kann sich des Gedankens schwer entschlagen, daß es ein freundlicher Genius war, welcher ihm in den letzten Stunden leider ungehört zuflüsterte, nicht allein über die Alpen zurückzugehen. Begreiflich war es, daß unter all diesen Eindrücken sein Weggang ihm wie eine Verbannung erschien, zu der er unwiderstehlich hingezogen wurde, daß er auf dem Wege von Rom nach Florenz sich scheute, auch nur eine Zeile zu schreiben

Digitized by Google

„aus Furcht, der zarte Duft inniger Schmerzen möchte verschwinden".

In Florenz verweilte Goethe kurze Zeit, immer lange genug, um seine Tasso-Dichtung, welche nun zunächst vollendet werden mußte, weiter zu fördern. Fühlte er sich doch jetzt mit dem Dichter des „Befreiten Jerusalem", dem Helden seines Dramas, eins in dem schmerzlichen Zug einer leidenschaftlichen Seele. Ueber Mailand, Chur, Konstanz, Augsburg, Nürnberg eilte er jetzt nach Weimar zurück; das Weilen konnte ihm nirgends mehr frommen, und selbst auf den Besuch der Mutter verzichtete er. Er kam als ein anderer zurück, als der er gegangen, und sah mit natürlichem Bangen den ersten Tagen in Weimar entgegen. Der Herzog freute sich aufrichtig und herzlich des langentbehrten Freundes, auch Herder, der zwar selbst gleichsam mit einem Fuße im Reisewagen stand und Anfang August nach Italien aufbrach, hieß den Lebensgenossen und Bruder mit Wärme willkommen. Aber verhängnißvoll gestalteten sich die ersten Begegnungen mit Charlotte von Stein. Ihrem besorgten und argwöhnischen Blick konnte es nicht entgehen, daß Goethe äußerlich und innerlich verändert sei; seine vertraulichen Eröffnungen über das, was er in Rom verlassen und verloren habe, nahm sie unfreundlich auf; seine Leiden und die geheime Sehnsucht nach Italien vermochte sie um so weniger zu verstehen, als sie, mit manchen andern, aber doch vorzugsweise sie selbst der Meinung gewesen war, daß Goethe sich nach den alten Freunden zurücksehnen müsse. Sie sah den Bund, den seine letzten Briefe aus Italien wol nur noch kümmerlich erhalten hatten, gebrochen und zerrissen — was wunder, daß sie in gerechte und ungerechte Vorwürfe ausbrach, dem Freunde, der nur lebendig und warm erschien, wenn er in seinen ihr verhaßten römischen Erinnerungen lebte, die Lippen verschloß, daß sie in seinem ganzen Betragen Kälte und Theilnahmlosigkeit zu erkennen glaubte. Wie Goethe empfand und sich fühlte, mußte er es dem weimarischen Freundeskreise zunächst als ein Opfer anrechnen, daß er unter dem nebeligen Himmel, in der gestaltlosen Welt des Nordens verweilte und bitter litt, bis er sich wieder in die Enge eingewöhnt

Digitized by Google

hatte. Schlimm nur, daß niemand dieses Opfer würdigen, diese Leiden begreifen wollte, daß er sich mitten unter den kleinen Festen, mit denen seine Rückkehr begangen wurde, einsamer fühlte als je zuvor im Leben. Von dieser Stimmung beherrscht und noch ganz in seinen römischen Vorstellungen lebend, knüpfte Goethe wenige Wochen nach seiner Rückkehr ein Verhältniß mit einem jungen Mädchen aus Weimar, der Tochter eines kleinen Beamten und der Schwester eines schlechten Schriftstellers, Christiane Vulpius, an, welche ihn durch jugendliche Munterkeit und eine gewisse neckische Naivetät zuerst anzog, mit der Zeit aber auch Eigenschaften zeigte, welche den Dichter mit dankbarer Achtung erfüllten. Es war unmöglich, daß die Beziehung, in welche er zu Christiane getreten war, in dem kleinen Weimar lange verborgen bleiben konnte. Und so erhob sich ein Sturm, welcher sich durch Jahre beständig wieder erneuerte. Frau von Stein nahm im Sommer des nächstfolgenden Jahres die in ihrem Sinne mit Recht anstößige Verbindung zum Anlaß oder Vorwand eines leidenschaftlichen heftigen Bruchs mit Goethe. Und die Gefühle der Bitterkeit, des Grolls und der sittlichen Empörung, welche ihre Brust erfüllten, wendeten sich nicht sowol gegen Goethe, wenigstens nicht vorzugsweise gegen diesen, der doch einmal da war, der nach wie vor in der engsten Gemeinschaft mit dem Herzoge lebte, sondern gegen das Mädchen, welches, Goethe's Geliebte und Haushälterin, die Stütze ihrer armen Familie ward. Der Haß gegen „die Mamsell" verpflanzte sich aus dem Hause der Frau von Stein in die weimarischen Kreise, mit denen der Dichter zunächst leben mußte; noch in Schiller's Briefen an Körner spielen die „elenden häuslichen Verhältnisse" Goethe's eine unerfreuliche Rolle. Unzweifelhaft waren drei Viertel der Erzählungen, die jetzt und demnächst und nach Jahren über Christiane Vulpius umliefen, ärmlicher Klatsch; ohne alle Frage glich Goethe's Verhältniß zu dem thüringischen Bürgermädchen nicht blos dem seines Egmont zu Klärchen, sondern war tiefer, inniger, wärmer; sicher war die „Gewissensehe", wie er sie nannte, wenn auch im Drange nach Sinnenlabung geschlossen, für ihn nichts Gleichgültiges, auf Wunsch und Willen

Digitized by Google

der weimarischen Gesellschaft wieder zu Lösendes. Die noch unveröffentlichten Briefe des Dichters an Christiane mögen erweisen, wie innig traulich sein Verkehr mit derselben war, wie dankbar er ihre Treue, ihre häusliche Sorgfalt, ihre anhängliche Sorge für ihn selbst empfand; aber sie können das Bedauern nicht aufheben, daß dem großen Dichter und herrlichen Menschen kein volleres Glück der Ehe gegönnt war. Die nächste Wirkung der Misbilligung seiner häuslich geselligen Verhältnisse war ein herber, jede unliebsame Bemerkung abwehrender Trotz; die Kämpfe, welche Goethe zur Aufrechterhaltung seines Beliebens und freien Willens zu bestehen hatte, wirkten aufreibend, verbitternd, isolirend. Schon im Herbst 1788 bei der ersten Begegnung, welche Schiller mit dem spätern Freunde in dem Hause der Frau von Lengefeld in Rudolstadt hatte, fand Schiller, daß Goethe's Gesicht verschlossen sei; übereinstimmend besagen alle Zeugnisse, daß Goethe's Haltung in dieser Zeit eine gewisse Steifheit und sein Gesicht Ernst, ja Strenge zeigte. Als im December 1789 die Geburt seines Sohnes August bevorstand, berichtete Karoline von Beulwitz an Schiller: „Goethe war artig, er dauert mich so: sein Liebchen ist in Kindesnöthen und wird vermuthlich sterben; er sah milder aus als gewöhnlich und zerstreut." Die Befürchtung war zum Glück ungegründet; am Weihnachtstage 1789 gebar Christiane Goethe einen Sohn, welcher die Namen Julius August Walther erhielt und 40 Jahre später jene Ruhestätte an der Pyramide des Cestius zu Rom finden sollte, welche Goethe für sich selbst in dunkeln Stunden seiner römischen Tage ersehnt hatte. Aber die Bemerkung von Schiller's Schwägerin traf den Nagel auf den Kopf: eine gewisse Härte und Kälte, die mit Goethe's innerstem Wesen nichts gemeinsam hatte, gehörte zur Rüstung, in welcher er der Welt gegenübertrat, die an seinem Verhältniß mit Christiane Anstoß nahm. Schon insofern raubte ihm die neue Gestaltung seines Lebens oft genug die freie Stimmung, die volle Unbefangenheit. Gewann er im Anfang seiner Liebe zu Christiane aus unmittelbarem Ergebniß und römischen Erinnerungen Stimmung und Kraft zu den prachtvollen „Römischen Elegien", erotische Ge-

Digitized by Google

sänge, welche unter allen modernen Dichtungen dem Geist, der Kühnheit, der Naturkraft und der in sich vollendeten Bildung der Antike am nächsten kommen, durchleuchtete der trauliche Schein des neugewonnenen Herdes die schönsten seiner „Venetianischen Epigramme", so konnte dies alles über die aus seiner häuslichen Lage hervorgehenden Misempfindungen nicht hinweghelfen.

Die Jahre zwischen 1790 und 1794 wurden durch das Zusammentreffen einer ganzen Reihe von Umständen zu den mindest erquicklichen im Leben des Dichters. Bis 1790 ward die bei Goeschen in Leipzig veranstaltete Sammlung seiner Schriften in acht Bänden fertig. Ruft man sich ins Gedächtniß, daß „Tasso" und „Iphigenia", die, vom Inhalte noch ganz abgesehen, sprachlich vollendetsten und schönsten Dramen Goethe's, daß der lebensvolle, jugendstrahlende „Egmont", das große Fragment der allmächtigen und einzigen Faust-Dichtung, die erste und zweite Sammlung der herzentquollenen, vom höchsten innern Reichthum zeugenden lyrischen Gedichte Goethe's durch diese Ausgabe neben „Götz" und „Werther", neben „Clavigo" und „Stella" dem deutschen Publikum zum ersten mal dargeboten wurden, daß daneben „Die Mitschuldigen", „Die Geschwister", „Die Vögel", die umgearbeiteten ältern und einige der neuern Singspiele die Bände vervollständigten, so war die mehr als kühle Aufnahme dieser acht Bände, die misvergnügte Verblüffung über die Innerlichkeit und den Stil des „Tasso" und der „Iphigenia", die Gleichgültigkeit gegenüber dem „Faust" und der sonnenlichten thaufunkelnden Lyrik eine jener Sünden des deutschen Volkes, welche allzu rasch vergessen werden. Allerdings erhoben sich einige wenige Stimmen, die den Werth des Dichters bezeugten. Aber im großen und ganzen blieb es nur zu wahr, daß die letzten wildgenialen Productionen der Sturm- und Drangperiode selbst die Urtheilsfähigen gegen Gehalt und künstlerisches Verdienst der Goethe'schen Entwickelung blind machten. Der Dichter empfand es tief, solchergestalt beinahe wirkungslos zu bleiben. „Der Beifall, der wunderlichen Ausgeburten allgemein, so vom wilden Studenten als von der gebildeten Hofdame gezollt ward, der

Digitized by Google

erschreckte mich, denn ich glaubte all mein Bemühen völlig verloren zu sehen. — Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzutheilen, und nun fand ich mich zwischen Arbinghello und Franz Moor eingeklemmt!"

Zu all diesen Ursachen der Verstimmung und einer gleichsam grollenden Resignation gesellte sich noch der Eindruck der Weltereignisse, welche Goethe mit ganzer Schwere trafen. Der Ausbruch der Französischen Revolution im Jahre 1789 befing ihn keinen Augenblick mit der Täuschung, welcher sich eine Reihe der vortrefflichsten Deutschen hingab. Seiner auf allmähliche Entwickelung gestellten Natur, seiner Bildung, welche eben einen Höhepunkt erreicht hatte, von dem ihm alles Krampfhafte, Gewaltsame, Unorganische widerwärtig sein mußte, erregten die Vorgänge in Frankreich, namentlich die Octoberscenen in Versailles, den äußersten Abscheu. Er war den Ereignissen gegenüber um so übler gestellt, als er nur zu klar die Ursachen erkannte, welche den greuelvollen Ausbruch herbeigeführt hatten, und schon im Jahre 1785 die unselige Halsbandgeschichte mit einer Erregung aufgenommen hatte, welche einigen seiner Freunde als Wahnsinn erschienen war. Jetzt sah er wiederum voraus, daß der einmal entfesselte Strom sich schwerlich innerhalb der französischen Grenzen halten werde, und blickte mit düsterer Fassung auf das Herannahen eines Weltverhängnisses, dessen Folgen für das innere und äußere Schicksal der Einzelnen noch gar nicht zu berechnen waren.

Die äußere Bewegung in Goethe's Leben zeigte sich während dieser Jahre größer als zuvor. Im Sommer 1789 hatte er mit voller Genugthuung Herder's Rückkehr aus Italien und dessen Bleiben in Weimar unter wesentlich verbesserten Umständen (wofür Goethe seine ganze Geltung beim Herzog eingesetzt hatte) als ein Geschenk, einen Gewinn für sich selbst begrüßt. Ward er doch nicht müde, sich mit der Anschauungsweise, welche Herder in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", in den „Zerstreuten Blättern" und dem tiefsinnigen Buche „Gott" geistreich vielseitig aussprach und vertrat, Eins zu erklären; beglückte ihn doch nichts mehr, als daß Herder seinen

Digitized by Google

„Tasso" belobte und an den Fortschritten des „Wilhelm Meister" Antheil nahm. Aber zu ruhigem Genuß der wiedererlangten Gemeinsamkeit kam es vorderhand nicht. Der preußische Dienst des Herzogs, seine häufige Abwesenheit in Aschersleben, wo das Kürassierregiment Herzog von Weimar garnisonirte, in allerhand Feldlagern und Hauptquartieren, brachte ein unabläſſiges Gehen und Kommen in die Existenz seiner Nächstehenden. Im September 1789 sah Goethe den fürstlichen Freund zum ersten mal an der Spitze seiner Panzerreiter in Aschersleben; demnächst war er in Leipzig, mit dem Herzog in Erfurt und Jena. Im Beginn des Jahres 1790 ging er der aus Rom heimkehrenden Herzogin-Mutter nach Oberitalien entgegen, traf am 31. März zum zweiten mal in der Lagunenstadt ein und dichtete und empfing während des vierwöchentlichen Aufenthaltes in Venedig die „Venetianischen Epigramme", die mehr von der Bitterkeit der letzten Jahre enthüllten, als der Dichter vielleicht selbst wollte. Mit Meyer und Bury, die nach Venedig kamen, schwelgte er in den Kunstschätzen der Stadt, genoß mit der Herzogin und ihrem Reisegefolge auch Padua, Vicenza, Mantua und Verona, empfand aber, daß die freudige Begeisterung, mit der er vier Jahre früher Italien zuerst betreten hatte, verraucht sei. Ehe er noch (20. Juni) nach Weimar zurückgelangte, traf ihn eine Einladung des Herzogs ins Feldlager bei Reichenbach in Schlesien. Ende Juli trat Goethe die Reise dorthin an; im August war er dann mit und bei dem Herzog in Breslau; die „lärmende, schmuzige, stinkende Stadt" schien ihm eine schlimme Zugabe zu den Einsichten in den Gang der politischen Dinge, welche Goethe bei diesem Anlaß gewann. Auf einem größern Ausfluge lernte der Dichter auch das polnische Krakau, das große Salzbergwerk von Wieliczka und die Gruben von Tarnowitz kennen. Ueber die Lausitz, Dresden und Jena kam er Anfang October mit dem Herzoge zugleich in Weimar wieder an.

Im folgenden Jahre 1791 schien es, als ob der Dichter jenes Hauses am Frauenplan, das der Herzog ihm geschenkt, und in dem er sich nach seinem innersten Bedürfniß einzurichten begann, durch ruhige Tage und anhaltende Thätigkeit froh werden

Digitized by Google

sollte. Da der Contract mit der Bellomo'schen Schauspielergesellschaft zu Ende ging und der Herzog mit deren Leistungen sehr unzufrieden gewesen war, so beschloß dieser, ein Hoftheater zu errichten, das mit bescheidenen Mitteln, aber mit einer Leitung ausgestattet ward, wie sie kein zweites deutsches Theater besaß. Goethe übernahm, für den ökonomischen Theil der Aufgabe von dem Landkammerrath Kirms unterstützt, die Direction und ließ mit einem rasch und geschickt zusammengebrachten Personal, mit dem Prolog „Der Anfang ist in allen Sachen schwer", und Iffland's Schauspiel „Die Jäger" das neue Hoftheater am 7. Mai eröffnen. Die Beschäftigung mit demselben wirkte zunächst erfrischend auf Goethe und in den folgenden Jahren wuchs sein Interesse für Bühne und dramatische Dichtung. Um auch seinerseits Neues zum Repertoire beizutragen, arbeitete er die langegeplante Oper „Il conte" zu dem Lustspiel „Der Großkophta" um. Seine poetischen Stunden gehörten in der Hauptsache dem Roman „Wilhelm Meister's Lehrjahre", der nach einem Lieblingsausdruck Goethe's rückte, aber langsam rückte. Lange Unterbrechungen waren um so unvermeidlicher, als Goethe jetzt wol nur mäßige Amtsgeschäfte hatte, — in der Hauptsache die Pflege aller Anstalten für Wissenschaft und Kunst in Karl August's kleinem Staate; daneben die Oberaufsicht über den Schloßbau und die Parkanlagen — aber in eben diesen Jahren Schutz gegen Widrigkeiten und schlimme Einwirkungen der Außenwelt in neuen leidenschaftlich betriebenen wissenschaftlichen Studien suchte. „Die Metamorphose der Pflanzen" ward gedruckt und die „Optischen Beiträge", an denen er wenig Freude und Dank ernten sollte, angekündigt.

Im Sommer des Jahres 1792 ward Goethe aus seiner weimarischen Stille in den wildesten Strom der Weltereignisse hineingerissen. Herzog Karl August, welcher mit dem vom Herzoge von Braunschweig befehligten preußischen Heere gegen das revolutionäre Frankreich zog, scheint den Traum so vieler getheilt zu haben, die wähnten, dieser Feldzug werde mit einem siegreichen Einmarsch in Paris abschließen. Er lud Goethe zur Begleitung ein und hoffte vielleicht, mit dem Freunde die Herrlich-

Digitized by Google

keiten der französischen Hauptstadt zu genießen. Ueber Frankfurt, wo er seine Mutter wiedersah, über Trier und Longwy eilte Goethe dem Heere nach und traf am Vorabend seines Geburtstages, am 27. August 1792, im Lager von Brocourt ein. Lebendig und anschaulich schilderte er in spätern Tagen, in der „Campagne in Frankreich", die Erlebnisse und Eindrücke dieses Feldzugs, das Bombardement von Verdun, den Marsch über Glorieux und Grandpré, bei schlimmen Herbstwetter auf schlimmen Boden der Champagne, die Kanonade von Valmy, während deren ihn Langeweile und ein Geist, den jede Gefahr zur Kühnheit, ja zur Verwegenheit aufrief, veranlaßten, in den Kugelregen hineinzureiten, nur um eine Erfahrung über das Kanonenfieber zu gewinnen, den schreckensvollen Rückzug in den letzten September- und ersten Octobertagen. Erst hinter Verdun trennte sich Goethe von der Armee, ging über Luxemburg nach Trier zurück und fuhr von dort rheinabwärts nach Düsseldorf zum Besuch Jacobi's. Herzlich und warm sah sich Goethe in Pempelfort aufgenommen und hätte im gastfreiesten aller Häuser durchaus gute Tage verleben können, wäre ihm nicht seine eigenthümliche Isolirung gerade hier empfindlich zum Bewußtsein gekommen. Während die deutsche Lesewelt sich im allgemeinen noch damit abmühte, den Uebergang des Dichters vom „Werther" zu „Tasso" und „Iphigenia" zu verstehen, fanden hier Goethe's neueste von einem herben Geiste erfüllte Arbeiten und poetische Pläne keinen Beifall, weil man in der Stimmung der „Iphigenia" lebte. Auch seine Naturbetrachtungen, denen Goethe mit so viel Liebe und Hingabe nachhing, daß er selbst während der wilden Abwechselungen und Strapazen des Feldzuges seine Farbenlehre wesentlich gefördert hatte, erregten bei Jacobi und seinem Kreise Befremden. „Die ernstliche Leidenschaft, womit ich diesem Geschäft nachhing, konnte niemand begreifen; niemand sah, wie sie aus meinem Innersten entsprang; sie hielten dieses löbliche Bestreben für einen grillenhaften Irrthum; ihrer Meinung nach konnt' ich was Besseres thun und meinem Talent die alte Richtung lassen und geben. Man kann sich keinen isolirtern Menschen denken, als ich damals war, und lange Zeit blieb."

Digitized by Google

Von Düsseldorf begab sich Goethe nach Münster, wo er dem Kreise der Fürstin Galizin und des Domherrn Fürstenberg hochwillkommen war und von der Fürstin eine von Hemsterhuis hinterlassene kostbare Sammlung geschnittener Steine für seine Studien anvertraut erhielt. In Weimar fand er erst wieder Ruhe, und sein häusliches Behagen that ihm nach dem wilden Getümmel des Feldzuges doppelt wohl. Beiden Herzoginnen trat der Dichter in diesen wildbewegten Jahren und bei des Herzogs langen Abwesenheiten immer näher; mit Herder lebte er noch gute Tage und der Schweizer Johann Heinrich Meyer war sein Lebens- und Hausgenosse und befriedigte Goethe's Bedürfniß nach Kunstforschung und Kunstgespräch auf seine Weise. Die herbe Stimmung in seiner Poesie waltete aber noch vor; in diesem Winter beschäftigte er sich mit einer Neubearbeitung der alten unheiligen Weltbibel „Reineke Fuchs", suchte die revolutionären Erscheinungen in dem Lustspiel „Der Bürgergeneral" satirisch zu behandeln, empfand aber dabei wol selbst, daß „die Urbilder dieser lustigen Gespenster zu furchtbar wären, als daß nicht selbst die Scheinbilder hätten beängstigen sollen". Im Mai des Jahres 1793, in welchem jenseit des Rheins die große Umwälzung ihren Siedepunkt erreichte und die wildesten Greuel der Schreckenszeit das zuschauende Europa erstarren ließen, sah sich Goethe wiederum ins Feld gerufen. Die Wiedereroberung des von der französischen Revolutionsarmee mit einem Handstreich genommenen Mainz erforderte eine regelrechte Belagerung und ein Bombardement. Der Dichter, welcher der kriegerischen Eindrücke müde war, konnte sich dem wiederholten Andringen des Herzogs nicht versagen. Nach kurzem Besuche bei seiner Mutter in Frankfurt am Main, welche anfing, in ihrer Einsamkeit und unter dem Drange der Zeitumstände den Hausbesitz und die mannichfaltige Verlassenschaft des kaiserlichen Rathes unbequem und drückend zu finden, begab sich Goethe am 27. Mai in das Lager des Herzogs bei Marienborn; ward in der Nacht vom 30. zum 31. Mai Zeuge des Ueberfalls des deutschen Lagers durch die ausfallende französische Besatzung von Mainz; sah vom 27. Juni bis 19. Juli das

Digitized by Google

Bombardement mit seinen zerstörenden Wirkungen auf die ihm von Jugend auf vertraute und lieb gewesene Stadt und erlebte so viele Tage wilder wüster Gefahr, daß er mit Recht sagen durfte, „jede Stunde war unglücksträchtig". Am 20. Juli begannen die Verhandlungen wegen der Uebergabe, welche am 23. Juli zum Abschlusse führten, und nun wohnte Goethe wiederum dem Ausmarsch der Franzosen, den abscheulichen Scenen bei, unter denen die geflüchteten Mainzer die wirklichen und vermeintlichen Anhänger der Franzosen, die Clubbisten, zu bedrängen anfingen. Ein Besuch der sehr zerstörten Stadt erfüllte ihn mit dem Wunsche, weitern Eindrücken dieser Art zu entrinnen; er erhielt „Urlaub, nach Hause zurückzukehren", unternahm aber vorher einen Ausflug nach Mannheim und Heidelberg, wo er im Hause seiner alten Freundin Demoiselle Delf mit Schlosser zusammentraf. In Frankfurt verständigte er sich mit seiner Mutter über die Veräußerung des väterlichen Hauses: die ihr angebotene Zuflucht in Weimar lehnte Frau Rath, welche mit der Vaterstadt völlig verwachsen war, entschieden ab, sie hat Weimar niemals gesehen.

Im Frühherbst kehrte Goethe nach Weimar heim, der jüngsten Erlebnisse und überhaupt der letzten Jahre, wenn er sie im Zusammenhang übersah, wenig froh. Er hatte so viel entbehrt und gelitten, daß er sich einer bessern Zeit entgegensehnte. Eine erste Erquickung war ihm der Entschluß des am 13. December rückkehrenden Herzogs, den preußischen Dienst zu verlassen und sich wiederum ausschließlich seinem Lande zu widmen. Eine nachhaltigere Quelle neuen Daseinsgenusses eröffnete er sich selbst, indem er sich entschloß, den Roman „Wilhelm Meister" zum Druck zu geben und sich damit zur Vollendung, zum endlichen Abschlusse der nun fast zwei Jahrzehnte währenden Arbeit zu zwingen. Aus einem Theaterroman, auf den es ursprünglich angelegt gewesen, hatte sich das Werk zum umfassenden Welt- und Zeitbild erweitert, in dessen eigenthümlichem, scheinbar schlichtem, in Wahrheit unglaublich werthvollem Rahmen die Gruppen und typischen Gestalten der deutschen Gesellschaft am Ende des vorigen Jahrhunderts gegeneinander standen und

Digitized by Google

einigen rein und tiefpoetischen Naturen noch Raum ließen. Die Welterfahrung eines selten klarblickenden und begünstigten, die ursprüngliche Empfindung und reiche Phantasie eines großen Dichters verbanden sich in „Wilhelm Meister's Lehrjahren" zu einem Ganzen, welches damals in keiner Literatur seinesgleichen hatte. Und so lange Zeit Goethe schon an dem Roman arbeitete — er fand auch jetzt noch so viel an demselben zu ergänzen und endgültig zu gestalten, daß er eine neue erhöhte Lebensstimmung und freudige Hoffnung wol willkommen heißen durfte. Beides aber ging ihm auf in einer Freundschaft, zu er wol seit Jahren äußern Anlaß und Aufforderungen genug gehabt, aber bisher keinen Zug der eigenen Natur gespürt hatte.

Seit September 1788 kannte Goethe den empor- und hochstrebenden Schiller persönlich, im December 1788 hatte er dessen Ernennung zum außerordentlichen Professor an der Universität Jena fördern helfen, hatte durch Schiller's Heirath mit Charlotte von Lengefeld, die Goethe von ihrer Kindheit kannte, einen neuen Bezug zu ihm erhalten, aber bei alledem die Abneigung bewahrt, welche er gegen Schiller's Geistesart und Geistesrichtung vom Augenblick seiner eigenen Rückkehr aus Italien an gefaßt hatte, so energisch, daß er den Vermittelnwollenden gegenüber geltend machte: zwei Geistesantipoden seien durch mehr als einen Erddiameter geschieden. Schiller trug das höchste Gefühl der Freiheit und Selbstbestimmung in sich und festigte dasselbe in seinem Anschluß an die Kant'sche Philosophie; Goethe glaubte seine Erkenntniß der Natur und ihrer Nothwendigkeit mit dieser Anschauung unvereinbar. Und doch empfand er nicht nur den seltenen und reinen Ernst in allem, was Schiller geschrieben, sondern auch eine geheime Anziehungskraft der Persönlichkeit, gegen welche er sich jahrelang sträubte. Im Sommer 1794 nun fügte es eine doppelte Gunst der Umstände, daß Goethe häufiger in Jena war und in persönliche Berührung mit Schiller trat, daß umgekehrt letzterer die Herausgabe der „Horen" beabsichtigte und für diese Zeitschrift vor allem Goethe's Mitwirkung zu gewinnen trachtete. Bei einigen im Verlaufe des

Digitized by Google

Juni und Juli stattfindenden Gesprächen ergaben sich unverhoffte Uebereinstimmungen, und als im August Goethe von einem mit dem Herzog unternommenen Ausfluge nach Dessau zurückkehrte, ward ihm als das angenehmste Geschenk zu seinem Geburtstage jener herrliche Brief Schiller's vom 23. August 1794 zutheil, in welchem Schiller, mit dem tiefsten Verständniß und der freundschaftlichsten Wärme zugleich, den Entwickelungsgang des Goethe'schen Geistes, dem er bisher aus der Ferne zugesehen, beurtheilte. Jetzt, wo ihm aufging, was er an Schiller gewonnen habe und ferner gewinnen könne, zögerte Goethe nicht länger, in die dargebotene Hand einzuschlagen, und gestand Schiller: „Reiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig sein, und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln, was mir Ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne und wie zufrieden ich bin, ohne sonderliche Aufmunterung, auf meinem Wege fortgegangen zu sein, da es nun scheint, als wenn wir, nach einem so unvermutheten Begegnen, miteinander fortwandern müßten." Schon am 4. September richtete er eine Einladung an Schiller, ihn in seinem Hause in Weimar auf einige Tage zu besuchen, um die unvermuthet eingetretene freundschaftliche Beziehung noch fester zu knüpfen. Der geistige Austausch in diesen beiden Wochen entschied für alle Folge das innerste Verständniß der beiden großen Naturen, die Pflege einer geistigen Harmonie, der sie sich nach Goethe's Wort mit freiem Zutrauen erfreuen konnten, entschied den wärmsten menschlichen Antheil, den Goethe fortan an Schiller's persönlichen Schicksalen, an seiner hinfälligen Gesundheit, die Schiller selbst so heroisch vergaß und vergessen machte, wie an seiner Familie nahm. Sie entschied auch Schiller's muthigere Rückkehr aus den Gebieten der Geschichte und philosophischen Speculation in das Feld schöpferischer Poesie. Goethe aber durfte viele Jahre später in seinen „Annalen" der Welt bezeugen: „Für mich insbesondere war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging." Ein köstliches Beisammenleben, und so oft das Freundespaar getrennt war, ein Briefwechsel von unvergleichlicher Tiefe, Vielseitigkeit

Digitized by Google

und rückhaltlosem persönlichen Vertrauen, den Schreibern förderlich wie nicht leicht ein anderer Briefwechsel jener briefreichen Zeit, für die Nachwelt bedeutsamer als irgendeine zweite Briefsammlung, unterhielt und vertiefte das neugewonnene Verhältniß. Jeder der beiden Dichter hielt seine Besonderheit fest, aber jeder ehrte im andern den Ergänzer seines eigenen Wesens. Für Goethe war es ein Unendliches, daß er durch Schiller's frische Theilnahme der peinlichen Isolirung entrissen ward, die seit seiner Heimkehr aus Italien wie eine Wolke um ihn lag und aus der ihn auch der selbst isolirte Herder nicht befreien konnte. Was Schiller durch Goethe gewann, gehört in die Lebens- und Entwickelungsgeschichte des jüngern Dichters. Hier handelt es sich nur um die Wirkung der Freundschaft mit Schiller auf Goethe. Wer aus den Briefen Goethe's an Schiller herauszulesen vermag, daß es Goethe nicht ernst mit seiner persönlichen Empfindung, nicht ernst mit seiner Bewunderung des Freundes, nicht ernst mit dem eigenen Gefühle der Förderung durch Schiller gewesen sei, ist nicht zu beneiden; Goethe's eigenes Zeugniß, daß er Schiller viel schuldig geworden, dünkt uns unwiderlegbar.

Das Jahrzehnt gemeinsamen Lebens und wechselseitiger fruchtbarer Anregung erneuerte in Goethe jene unablässige Lust des Hervorbringens, des poetischen Schaffens, welche die frankfurter Jahre beseelt hatte. Unter der innigen und höchsten Theilnahme Schiller's gediehen zunächst „Wilhelm Meister's Lehrjahre" zum Abschluß. Durch die literarischen Unternehmungen Schiller's ward Goethe zur Veröffentlichung von Dichtungen veranlaßt, die er seinerseits dem Publikum vielleicht noch Jahrzehnte vorenthalten hätte. In den „Horen" fanden die „Episteln" und die „Römischen Elegien" ihre Stelle; in dem neubegründeten Musenalmanach für das Jahr 1796 erschienen die „Venetianischen Epigramme". Von neuen poetischen Productionen entstanden zunächst die novellistischen „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" und das „Märchen", dann die Beiträge Goethe's zum „Musenalmanach" für das Jahr 1797, unter denen die „Xenien" als denkwürdigstes Zeugniß des Bundes Goethe's und Schiller's voranstehen. Die Entstehung dieser eigenthümlichen

Digitized by Google

Folge von Epigrammen erklärt sich aus den herrschenden literarischen Zuständen. Schicht über Schicht lagerten die Reste und Ueberbleibsel der literarischen Entwickelungen verflossener Jahrzehnte und hemmten die freie Wirkung höherer poetischer Schöpfungen und bedeutenderer Bestrebungen. Goethe erfuhr soeben wieder an der Aufnahme seines „Wilhelm Meister", Schiller an der gehässigen Beurtheilung, welche die „Horen" rechts und links fanden, wie nothwendig ein luftreinigendes Gewitter sei. Die „Xenien" waren ein rascher, glänzender, verwirrender und vernichtender Angriff auf ein Heer literarischer Gegner — jedoch ein Angriff im gerechtesten und unvermeidlichsten Vertheidigungskriege. In dem Gedanken, den Jammer der Mittelmäßigkeit und Urtheilslosigkeit einmal humoristisch zu treffen, zugleich aber auch das eigene künstlerische Glaubensbekenntniß in goldenen Distichen niederzulegen, begegneten sich die neuen Freunde. Plan und Ausführung des Xenienstraußes gehörten Goethe und Schiller gemeinsam, und selbst wenn aus den Handschriften heraus einem und dem andern Dichter eine Anzahl der Epigramme zugetheilt wird, bleibt ein untrennbarer Rest zurück. Goethe und Schiller selbst betrachteten die „Xenien" so sehr als gemeinschaftliche Angelegenheit und Arbeit, daß einer die Gedanken des andern aufnahm, fortsetzte oder verschärfte, daß jeder der beiden für die Interessen des andern, Pfeile spitzend und versendend, mit eintrat. Im ganzen waren die Angriffe Schiller's kühner, rücksichtsloser und verletzender als diejenigen Goethe's, dessen Distichen zumeist weltmännischer, leichter und läßlicher erklangen. Nachdem sich die ursprüngliche Absicht, die Zahl der Distichen auf tausend zu vermehren, als unausführbar herausgestellt hatte, wurden im Schiller'schen „Musenalmanach" für 1797 412 der polemischen Epigramme unter dem Titel „Xenien" vereinigt, während 103 andere als „Tabulae votivae" den Kern der Goethe-Schiller'schen Gesinnung und Kunstanschauung darlegten. Das Erscheinen der „Xenien" erregte um die Wende der Jahre 1796 und 1797 hier einen Sturm des Beifalls, dort einen gleichen und stärkern der sinnlosesten Erbitterung und wildesten Rachsucht. Es

Digitized by Google

schneite und hagelte Gegenxenien, welche sich mit besonderer Bissigkeit, meist ohne allen Witz und Geist, gegen Goethe wandten, dem, wie Schiller es ausdrückt, die Rolle des Verführers zugetheilt wurde. Es dauerte monate- und an einzelnen Stellen jahrelang, ehe der persönliche Ingrimm über die „Xenien" verrauchte. Aber ihren Dienst hatten dieselben in jedem Falle geleistet, und ein jüngeres Geschlecht lernte zwischen den Nachklängen früherer Perioden der deutschen Dichtung und dem vollern, reinen Klange der gereiften Kunst unterscheiden.

Die „Xenien" veranlaßten nicht, vertieften jedoch den Bruch, welcher leider zwischen Goethe und Herder eingetreten war. Bei seiner reizbaren Ausschließlichkeit würde sich Herder unter allen Umständen schwer an den Gedanken gewöhnt haben, Goethe's Freundschaft und engstes Vertrauen mit Schiller zu theilen. Aber politische Meinungsverschiedenheit über Resultate und Aussichten der Französischen Revolution, tiefe Verstimmung Herder's über die Arbeitslast, welche eine vom Herzog decretirte Geschäftsordnung auf die Schultern des Consistorialvicepräsidenten gelegt hatte, materielle Nöthe des Herder'schen Hauses, bei denen die Herders jene Verpflichtungen, welche Karl August 1789 übernommen, viel weiter ausdehnen und ausdeuten zu können glaubten, als dies nach Goethe's Urtheil möglich war: alles wirkte zusammen, um die sonst so eng verbundenen Freunde auseinanderzudrängen. Der tiefste Grund der Trennung lag zuletzt in der grundverschiedenen Auffassung, welche beide über Grenzen und Rechte der Kunst hatten. Der poetische Realismus Goethe's ward Herder, dessen „Grazie der Seele" mehr und mehr mit einem engen, ja dürftigen Moralisiren zusammenwuchs, schlechthin unerträglich. Immer weniger Verständniß gegenüber den Goethe'schen Schöpfungen legte Herder an den Tag. „Den Adel der schönen Form und die Gewalt des reinen Kunstwerks verkennend, wurde er zum einseitigen Anwalt der Moralität, führte er gegen die sich eben in üppiger Pracht erschließende Blüte der Poesie Humanität und Christenthum ins Feld. Wonach er Zeit seines Lebens verlangt, wozu er selbst hundertfältige Keime ausgestreut hatte: das stand jetzt in reichen Aehren

Digitized by Google

vor ihm, ein prangendes Feld, wenn auch selbstverständlich mit ein wenig Unkraut untermischt; aber es sah anders aus, als er es sich gedacht hatte; die Frucht des Baumes, den er selbst gepflanzt und gepflegt — aber sie war nicht genau nach seinem Geschmack und darum nicht die rechte, ja gar verderblich und verwerflich." (Haym.) Schiller, der nie ein innerliches Verhältniß zu Herder gehabt hatte, mochte sich leichten Muthes über das Zerwürfniß mit dem Verbitterten und unverständig Grollenden, der ihm bald auch als Schriftsteller so „unendlich trivial, schwach und hohl" erschien, hinwegsetzen. Für Goethe war der endgültige Verzicht auf das Verständniß mit Herder ein schweres Opfer, ein Abschied von den schönsten Jugend- und den besten Mannestagen; er konnte nicht aufhören, persönlich an Herder theilzunehmen, und empfand, den unerfreulichsten spätesten Schriften Herder's gegenüber, vor allem, wie schlimm es in Herder's Seele aussehen müsse, um eine „Metakritik", eine „Kalligone" und „Adrastea" hervorzubringen. Aber jede Wiederherstellung des alten Bundes zeigte sich unmöglich; Herder's Kunstfeindschaft erreichte eine wahrhaft unglaubliche Höhe — und fast jedes Jahr brachte Goethe eine neue trübe Erfahrung über die herbe und unduldsame Gesinnung, mit welcher sein wie Schiller's Thun und Lassen im Herder'schen Hause gescholten ward. Ganz gegen das Ende von Herder's gequältem Leben im Jahre 1803 that sich eine täuschende Aussicht der Wiederannäherung auf; man hatte Goethe berichtet, daß sich der ehemalige Freund in günstigster Weise über seine jüngste Schöpfung „Die natürliche Tochter" geäußert habe. Während eines durch Geschäfte veranlaßten Beisammenseins Goethe's und Herder's im alten jenaer Schlosse kam es zu einer letzten Begegnung und einem letzten Bruche; Herder hob bei diesem Anlaß alles Gute und Beste, was er über Goethe's Drama ausgesprochen, durch die Hinzufügung einer Bemerkung auf, welche nach Goethe's Erzählung „das Ganze vor dem Verstand vernichtete". „Der Einsichtige wird die Möglichkeit begreifen, aber auch das schreckliche Gefühl nachempfinden, das mich ergriff; ich sah ihn an, erwiderte nichts, und die vielen Jahre

Digitized by Google

unſers Beiſammenſeins erſchreckten mich in dieſem Symbol auf das fürchterlichſte."

Die Freundſchaft mit Schiller mußte Goethe Erſatz auch für den Verluſt Herder's bieten. Sie wuchs durch die heftigen, maßloſen Angriffe, welche beide nach den „Xenien" erfahren hatten, nur noch feſter zuſammen. Goethe ſprach (15. November 1796) das Wort: „Nach dem tollen Wageſtück mit den «Xenien» müſſen wir uns blos großer und würdiger Kunſtwerke befleißigen, und unſere proteiſche Natur zur Beſchämung aller Gegner in die Geſtalten des Edlen und Guten umwandeln", und da ihm Schiller von Herzen zuſtimmte, ſo ergaben die nächſten Schiller'ſchen „Muſenalmanache" den lebhafteſten Wetteifer auf dem Gebiete lyriſcher Dichtung. Eine Reihe der köſtlichſten vollendetſten Goethe'ſchen Gedichte entſtanden theils gleichzeitig mit den „Xenien", theils alsbald nach denſelben, unter ihnen manche neuere, „Alexis und Dora", „Der neue Pauſias", die Elegie „Euphroſyne", welche Goethe dem Andenken ſeiner jugendlich anmuthigen Schülerin, der Schauſpielerin Chriſtiane Becker, geborene Neumann, widmete, die Balladenreihe: „Der Zauberlehrling", „Der Schatzgräber", „Die Braut von Korinth", „Der Gott und die Bajadere", „Blümlein Wunderſchön". Der größte poetiſche Gewinn der Jahre 1796 und 1797 aber war der Beginn und die Vollendung einer epiſchen Dichtung, zu welcher Goethe einen ſelten glücklichen Stoff in den Geſchichten der ſalzburgiſchen proteſtantiſchen Auswanderer von 1733 fand, den er aber in die Mitte der rollenden Begebenheit, in die unmittelbare Gegenwart verſetzte. Die Verknüpfung des Einzelſchickſals eines jugendlich-kräftigen zukunftreichen Paares mit den großen Völkerſchickſalen, die wunderbare, feſte Begrenzung des Gedichts auf den Boden eines ländlich-kleinſtädtiſchen Idylls und der freie Ausblick, den der Dichter auf die größere Welt gönnt, die reiche Gegenſtändlichkeit, in welcher dennoch der Drang des Dichters wirkt, Menſchengeſtalten und äußere Schilderungen auf die einfachſten typiſchen Naturformen zurückzuführen, die ſinnlich-heitere Klarheit und ſeeliſche Anmuth des Ganzen riſſen wieder hin wie einſt der „Werther". Wilhelm von Humboldt

Digitized by Google

durfte mit allgemeinster Zustimmung in der eigenen Schrift, welche er „Hermann und Dorothea" widmete, hervorheben, daß er in dem eigenthümlichen Geiste, der diese Dichtung beseele, in vorzüglich sichtbarer Stärke die doppelte Verwandtschaft erkenne, in welcher derselbe auf der einen Seite mit der allgemeinen Dichter- und Künstlernatur überhaupt, auf der andern mit der Besonderheit Goethe's stehe. „Die poetische Gattung und die epische Art erscheint nur selten so rein und so vollständig wie in der meisterhaften Composition dieses Ganzen, der dichterischen Wahrheit dieser Gestalten, dem stetigen Fortschreiten dieser Erzählung, und wenn Goethe's Eigenthümlichkeit in einzelnen ihrer Vorzüge stärker und leuchtender aus andern seiner Werke hervorstrahlt, so findet man in keinem so wie in diesem alle diese einzelnen Strahlen in Einem Brennpunkte versammelt."

Goethe war noch ganz von der neugefaßten Leidenschaft für die epische Dichtung erfüllt, als er sich im Sommer des Jahres 1797, bald nachdem er „Hermann und Dorothea" zum Druck gegeben, zur letzten größern Reise seines Lebens rüstete. Mit Heinrich Meyer, welcher aus dem Goethe'schen Hause wieder nach Italien gegangen war, plante er ein Zusammentreffen in Florenz, hoffte Rom noch einmal zu sehen. Die Erkrankung Meyer's und die bedenkliche Unsicherheit und Ungunst der politischen Zustände in Italien zwangen ihm die Resignation auf, sich im Nothfalle mit einem Besuche der Schweiz zu begnügen. Immer opferwillig für seine Freunde, drang Goethe darauf, daß Meyer an den Zürchersee zurückgehe und sich in der vaterländischen Luft wiederherstelle, und bereitete sich ebensowol für seine Rückkehr noch im gleichen Jahre wie für eine längere Abwesenheit vor. Zu diesen Vorbereitungen gehörte auch die Verbrennung aller seit 1772 an ihn gerichteten freundschaftlichen Briefe — seine „entschiedene Abneigung gegen die Publication des stillen Ganges freundschaftlicher Mittheilung" war gewiß wohlberechtigt, verfehlte aber, da er seine eigenen Briefe nicht zurückfordern konnte, ihres Hauptzwecks. Am 30. Juni brach er mit Christiane und seinem Sohne August zunächst nach Frankfurt auf; er führte der Mutter seine Lebensgefährtin, die er mehr und mehr als

Digitized by Google

seine Frau betrachtete, und den Enkel zu. Mehrere Wochen verweilte der Dichter in seiner Vaterstadt, genoß noch einmal alle frohe mütterliche Zärtlichkeit der Frau Aja, welche er, als er am 25. August schied, zum letzten mal in seine Arme schloß, obschon ihr noch elf Lebensjahre beschieden waren. Mit genußvoller Langsamkeit fuhr dann Goethe, während Christiane und August nach Weimar zurückreisten, über Heidelberg, Heilbronn, Stuttgart und Tübingen der Schweiz zu. In Stuttgart verweilte er neun Tage, verkehrte im Kreise der Künstler und Kunstfreunde und ward durch die Gesinnungen und Kunsteinsichten, welche er vorfand, ermuthigt, Dannecker, dem kunstsinnigen Kaufmann Rapp und einigen andern sein neues episches Gedicht vorzulesen. In Tübingen war er eine Woche hindurch Cotta's, des Buchhändlers, Gast, und knüpfte eine für die Folge wichtige freundschaftliche Verbindung mit dem thätigen, emporstrebenden schwäbischen Verleger an, welcher zu seinem Landsmann Schiller schon in den engsten und erfreulichsten Beziehungen stand. Am 19. September langte er in Zürich an, wo er am 20. Meyer wiedersah und diesen nach seinem Heimatorte Stäfa am Zürchersee begleitete. Von Stäfa aus besuchte dann Goethe zum dritten mal die Urcantone, den Vierwaldstättersee, die Höhe des Gotthard, und kehrte mit seinem Reisegenossen über Stanz, Küßnacht, Zug und Horgen Sonntag den 8. October nach Stäfa zurück. Er war dichterischer Pläne und warmen Arbeitseifers voll; den Gedanken einer neuen epischromantischen Dichtung, „Die Jagd", hatte er noch daheim gefaßt und auf dem ersten Theile seiner Reise mit sich getragen. Es war dieselbe Erfindung, welche Goethe viel später in der ganz allgemein betitelten „Novelle" in Prosa ausführte. Während der Wanderung durch Schwyz und Uri that sich ein neuer poetischer Stoff hervor, welcher dem Dichter viel Zutrauen einflößte. „Ich bin fest überzeugt", berichtete er (14. October 1797) an Schiller, „daß die Fabel von Tell sich werde episch behandeln lassen, und es würde dabei, wenn es mir, wie ich vorhabe, gelingt, der sonderbare Fall eintreten, daß das Märchen durch die Poesie erst zu seiner vollkommenen Wahrheit gelangte,

Digitized by Google

anstatt daß man sonst, um etwas zu leisten, die Geschichte zur Fabel machen muß." Den Briefen an Schiller wurden auch die lyrischen Balladen von der Müllerin beigefügt, die zusammen einen kleinen Roman abgaben. Leider aber nahm zu gleicher Zeit das Beschauen und Besprechen der von Meyer aus Italien mitgebrachten Kunstwerke, Zeichnungen und Umrisse aller Art Goethe's Theilnahme so stark in Anspruch, daß darüber die Ausführung der poetischen Pläne zurückgesetzt wurde. Der Gedanke, den Winter in der Schweiz zuzubringen, um im nächsten Frühling doch noch nach Italien zu gelangen, mußte bei reiferer Erwägung aufgegeben werden, und so wandte sich Goethe mit dem neugewonnenen Haus- und Kunstfreunde am 21. October wieder nach Norden, hielt sich noch einige Tage in Zürich auf, wo er jetzt Lavater, von dem er sich innerlich seit 1786 getrennt hatte, ebenso eifrig vermied, als er ihn zwanzig Jahre früher gesucht hatte, und schlug dann, in Tübingen und Nürnberg verweilend, den Heimweg ein. Er sah der Aussicht, wieder mit Schiller am Fuße des Fuchsthurms zusammenzuwohnen, mit heiterm Behagen entgegen, und versprach sich, als er am 20. November Jena und Weimar erreichte, einen gedeihlichen und geselligen Winter unter den einmal gegebenen nordischen Bedingungen.

Doch war es mindestens kein der Poesie günstiges Gestirn, das über Goethe's Heimkehr waltete. Zu vielen zerstreuenden Geschäften hatte sich die dringender werdende Sorge um den Schloßbau gesellt. Goethe, welcher in Stuttgart mit dem geschickten Baumeister Thouret über die innere Einrichtung der neu entstehenden weimarischen Residenz vielfach berathen und es durchgesetzt hatte, daß Thouret zur Mitwirkung nach Weimar gerufen ward, sah wohl ein, daß er sich selbst der Angelegenheit näher annehmen müsse, wenn dieselbe nicht in falsche Bahnen gelenkt werden solle. Doch würden weder diese Geschäfte, noch der Ankauf eines Landbesitzes, des Freiguts zu Oberroßla, zu dem er sich im März 1798 entschloß, seine poetische Thätigkeit so völlig gehemmt haben, wie dies der intime tägliche Verkehr mit Meyer that. Der Künstler zog ihn ganz in seinen

Digitized by Google

Interessenkreis hinein, weckte bei Goethe den Wunsch, unmittelbar auf die Kunstzustände der Gegenwart wirken zu können, veranlaßte dadurch den Plan zur Herausgabe einer besondern Kunstzeitschrift, welche den Titel „Die Propyläen" erhielt. Goethe hatte schon in den ersten Verhandlungen mit Cotta wegen der Herausgabe dieser Hefte betont: „Man kann sich nicht verbinden, ein sogenanntes Lesebuch zu liefern, aber ein lesbares, cultivirten Personen willkommenes Werk, das vorbereiten, wirken und nützen soll, gedenkt man zu stellen." Die Theilnahmlosigkeit, welcher die „Propyläen" beim deutschen Publikum begegneten, entsprach nur zu sehr der leisen Befürchtung, welche durch diese Worte Goethe's hindurchklang; mit dem Jahre 1799 ward das Erscheinen der Zeitschrift wieder eingestellt. Sie hatte inzwischen Goethe's Zeit stark in Anspruch genommen und zerstückelt; nur in der Halbnovelle „Der Sammler und die Seinen" war es dem Dichter gegönnt, sein poetisches Vermögen auch in dieser Ablenkung zu bewähren. Er selbst fühlte, daß in seiner Production eine Stockung eintrete, versuchte, sich zur noch immer unabgeschlossen liegenden Faust-Dichtung zurückzuwenden, und vermehrte die Zahl der epischen Pläne, welche seine Phantasie erfüllten, um einen neuen: den Plan zur „Achilleis". Es war keine glückliche Stunde, in der die Entwürfe zur „Jagd" und zum „Wilhelm Tell" hinter den unmittelbaren Wetteifer mit Homer zurücktraten. Da auch die „Achilleis" ein, wenn noch so bedeutsames und in seiner Weise großartiges Bruchstück blieb und ganz gewiß nicht aus äußern, sondern innern Gründen nicht über die Anfänge hinausgeführt wurde, so war die Zeit und Kraft, welche Goethe auf die schöpferische Durchbildung des Ganzen verwendet hatte, zum guten Theil verloren. Die unbedingte Hinwendung zur Antike, welche „Achilleis" bezeichnet, stand im engsten Zusammenhange mit den Kunstanschauungen, in denen er sich in Gemeinsamkeit mit Meyer befestigte und leidenschaftlich bestärkte. Gleichwol wurzelte der Dichter zu tief im Dasein seiner Tage, im untrüglichen Gefühl des Lebendigen in der Dichtung, um einer rein philologischen nachahmenden Poesie anheimfallen zu können. Das aber war gewiß, daß

Digitized by Google

Goethe weder in naturwissenschaftlichen Studien — er betrieb damals die Farbenlehre wieder besonders eifrig — noch in dem Bestreben, die zeichnende Kunst auf gewisse Bahnen zu lenken, Ersatz für den Mangel poetischer Hervorbringung finden konnte. Der treu theilnehmende Schiller hätte ihn gern zur energischen Inangriffnahme und Durchführung des „Faust" veranlaßt und rief ihm (am 5. März 1799) mahnend zu: „Die Natur hat Sie einmal bestimmt hervorzubringen; jeder andere Zustand, wenn er eine Zeit lang anhält, streitet mit Ihrem Wesen." Doch fühlte auch Schiller, daß es nicht blos zerstreuende Vielgeschäftigkeit Goethe's war, welche den frischen Strom schöpferischer Arbeit hemmte, sondern innere Gründe, deren letzte Tiefen sich selbst Schiller's Blick entzogen.

Fand Goethe damals den ihm von Schiller zugemutheten Willen zur poetischen Production nicht immer kräftig und wirksam genug, so war sein Wille, das Schaffen des Freundes zu fördern, um so entschiedener. Die Leitung des weimarischen Hoftheaters war ihm hauptsächlich um der Erwartungen willen lieb, welche er auf Schiller setzte. Die Gastspiele Iffland's, die Schiller'sche Redaction des Goethe'schen „Egmont" zum Zwecke der Aufführung, die Neueinstudirung der Schiller'schen Jugenddramen: alles waren nur Vorbereitungen zu dem großen Aufschwunge, welcher mit Schiller's Rückkehr zum Drama begann. Mit Theilnahme, aber auch mit ängstlicher Besorgniß sah Goethe, wie der Freund sich an die ungeheuere Stoffmasse des „Wallenstein" gleichsam verlor; als einen unendlichen Gewinn erachtete er es, daß sich Schiller zur Einweihung des neu hergestellten weimarischen Theatersaals im Herbst 1798 zur endgültigen Redaction seines Vorspiels „Wallenstein's Lager" entschloß und sich im Winter von 1798 zu 1799 nacheinander die Vollendung der beiden Haupttheile der „Piccolomini" und „Wallenstein's Tod" abgewinnen ließ. Mit Energie, ja mit einem gewissen Trotz zwang Goethe seine eigene hohe Meinung vom poetisch-dramatischen Werthe der Wallenstein-Trilogie der widerstrebenden weimarischen Gesellschaft auf. Und da er fühlte, daß Schiller's weiterm Schaffen die lebendige Berührung mit

Digitized by Google

der Bühne wohlthun werde, so half er freundschaftlich die Hindernisse aus dem Wege räumen, welche sich der Uebersiedelung Schiller's nach Weimar noch entgegenstellten. Im December 1799 vollbrachte Schiller den Umzug und ward dadurch in Goethe's unmittelbarste Nähe gerückt; glückliche Wochen und Monate täglichen Verkehrs gingen den Freunden auf. Im Vorgefühl derselben regte sich bei Goethe der poetische Geist wieder; im Sommer 1799 redigirte er in der traulichen grünen Einsamkeit seines Gartenhauses im Park die bei Unger in Berlin erscheinende Sammlung seiner „Gedichte", versuchte sich in der Cantatenballade „Die erste Walpurgisnacht" mit Glück in einer neuen Gattung. Dem Herzog zu Liebe, welcher niemals die in früher Jugend eingesogene Bewunderung für die Correctheit der französischen classischen Tragödie verleugnete, übertrug Goethe Voltaire's „Mahomet", nicht ohne ihm einige Nachhülfen und Lichter zu geben. Tief im geheimen, selbst Schiller gegenüber schweigend, entwarf er, durch die Memoiren der Stephanie von Bourbon-Conti angeregt, ein neues Drama, eine Trilogie „Die natürliche Tochter", von welcher 1802 der erste Theil vollendet ward. Und ebenso im geheimen oder doch nur selten ein Wort über Gelingen oder Mislingen äußernd, führte er die Ergänzung seiner Faust-Dichtung ersten Theils weiter und vollendete manche Scene, welche dem zweiten Theile des weltumfassenden Gedichts überwiesen wurde. Die Erfahrungen bei der versuchten Ausführung der „Achilleis" hatten den alten Aberglauben in Goethe bestärkt, daß er von seinen poetischen Arbeiten vor ihrer Vollendung nicht sprechen dürfe.

Seit Schiller sich in Weimar niedergelassen, wirkte er mit Goethe aufs lebhafteste zum frischen Gedeihen der weimarischen Hofbühne zusammen, beurtheilte Stücke, leitete Proben und eröffnete durch die Aussicht auf das Drama, das er fortan jährlich schrieb, jederzeit wieder die Aussicht auf höhere Ziele und tiefere Wirkungen des Schauspiels. Denn den tagesüblichen Stücken Iffland's, Kotzebue's und noch viel geringerer Bühnenschriftsteller ließ sich bei der Kärglichkeit der Mittel, über welche

Digitized by Google

Goethe's Theaterleitung verfügte, natürlich nicht und um so weniger entrinnen, als sich Kotzebue damals in Weimar niederließ und in der höhern Gesellschaft der kleinen Residenz jene nie aussterbenden Bewunderer fand, welche sich aus ihrem aristokratischen Bewußtsein die Freiheit nehmen, ihre Unterhaltungsbedürfnisse und die Aufgaben der Kunst für identisch zu erklären. Mit Schiller lebte Goethe während der Jahre 1800 nnd 1801 im traulichsten Verkehr, der nur auf kürzere Zeiten durch Goethe's Ausflüge nach Jena, einzelne Reisen, im Jahre 1801 vor allem durch eine Krankheit Goethe's, einen heftigen Bronchialkatarrh, der ihn dem Tode nahe brachte, unterbrochen ward. Ein guter Geist einfacher, heiterer Geselligkeit und genügsamer Genußfähigkeit durchwehte die kleinen Einladungsbriefe, die damals von Haus zu Haus gingen. Goethe und Meyer brachten manchen Abend in Schiller's Familie, Schiller und seine Gattin häufiger die Abende, Schiller allein auch die Mittage bei Goethe zu. Im Winter von 1801 zu 1802 vereinigte sich sodann in Goethe's Hause ein „Kränzchen", in welchem „Neigung ohne Leidenschaft, Wetteifer ohne Neid, Geschmack ohne Anmaßung, Gefälligkeit ohne Ziererei und zu alledem Natürlichkeit ohne Roheit wechselseitig ineinander wirkten", das Goethe wie Schiller eine Reihe geselliger Lieder entlockte. Leider überlebte die reizvolle Vereinigung, an welcher Herzog und Herzogin, der junge Erbprinz Karl Friedrich und seine Schwester Karoline gelegentlichen Antheil nahmen, den ersten Winter nicht; sie löste sich nach dem März 1802 infolge einer von Kotzebue angesponnenen Intrigue auf. Kotzebue, erbittert darüber, daß ihm Goethe's Haus verschlossen blieb, hatte beabsichtigt, durch ein großes, Schiller zu Ehren gegebenes Fest in die Freundschaft der beiden Dichter einen Keil zu treiben; er gehörte eben auch zu der Menschenart, welche nicht versteht, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es Ernst um sich und die Dinge ist. Als jetzt Goethe durch geschickte Gegenwirkung das ganze Fest vereitelte, sowol der Stadthaussaal als die Dannecker'sche Schiller-Büste der weimarischen Bibliothek verweigert wurden, so mochte Kotzebue sich mindestens der Erwartung hingeben, Schiller gegen

Digitized by Google

Goethe eingenommen zu haben. Hätte er nur einen Blick in die vertrauten Briefe zwischen Goethe und Schiller thun können, so würde er wahrgenommen haben, daß der letztere es humoristisch pries, daß ihm der 5. März glücklicher vorübergegangen sei als dem Cäsar der 15., und es selbst war, welcher Herzog Karl August, den man im Kotzebue'schen Sinne zu „präoccupiren" suchte, den Vorgang ins rechte Licht rückte. Jedenfalls verließ der Widersacher bald darauf seine Vaterstadt, welche sich abermals als zu heißer Boden für ihn gezeigt hatte. Die Freundschaft wie die persönliche gesellige Verbindung der großen Dichter blieb von diesen Stürmen im Wasserglase unberührt, das „Kränzchen" freilich löste sich auf.

Im Sommer 1801 hatte Goethe das Bad Pyrmont besucht, zu wissenschaftlichen Studien einen längern Aufenthalt in Göttingen genommen, auf der Rückreise die altvertrauten Harzgegenden gestreift und in Kassel Christiane und seinen Sohn August vorgefunden. Im Sommer 1802 hielt ihn das Interesse der weimarischen Bühne im benachbarten Lauchstädt fest. Die weimarische Gesellschaft gab seit dem Beginn des von Goethe geleiteten Hoftheaters Gastvorstellungen in Rudolstadt, Erfurt und Lauchstädt. Letzterer Ort, obwol keineswegs reizvoll gelegen, damals doch ein berühmtes und gesuchtes Modebad, hatte sich als ergiebiges Feld für die theatralischen Unterhaltungen bewährt, und so ließ Goethe im Frühjahr 1802 ein Theatergebäude binnen drei Monaten daselbst errichten und schrieb zur Eröffnung dieses neuen Hauses das Vorspiel „Was wir bringen", das in seiner leichten, echt poetischen Anmuth sich rasch Freunde gewann, während die im nächsten Winter vollendete „Eugenie" („Die natürliche Tochter", erster Theil) zu der erbittertsten Polemik der „Verstehenden und Misverstehenden" reichen Anlaß gab. Die Aufnahme, welche dieses letzte große dramatische Werk fand, benahm ihm gleichsam den Athem zur Fortsetzung, und „die geliebten Scenen der Folge besuchten ihn nur manchmal wie unstete Geister, die wiederkehrend flehentlich nach Erlösung seufzten".

In unabläßiger Wechselwirkung mit Schiller blieb Goethe

Digitized by Google

bis zum verhängnißreichen Frühling des Jahres 1805 thätig. Während das Trauerspiel „Die natürliche Tochter" und die prächtige Folge geselliger Lieder im „Taschenbuch auf das Jahr 1804", herausgegeben von Goethe und Wieland, die fortquellende poetische Ader bei ihm bezeugten, während er in eben diesen Jahren die Faust-Dichtung in seinen besten Stunden unabläßig weiter führte, füllte er die Tage, an denen er zum eigenen Schaffen nicht gestimmt war, mit ernster, für die deutsche Literatur bedeutender Aneignung von großen und eigenthümlichen Werken der Fremde aus. Schon früher hatte er für Schiller's „Horen" das „Leben des Benvenuto Cellini" bearbeitet, und gab diese Uebertragung jetzt selbständig und mit interessanten Zusätzen heraus; der Uebertragung und Neueinrichtung des Voltaire'schen „Mahomet" ließ er 1802 diejenige des „Tancred" des gleichen Dichters folgen; im Winter von 1804 zu 1805 übertrug und commentirte er in geistreichster Weise Diderot's vielleicht originellste Schrift, den novellistischen Dialog „Rameau's Neffe", welche er in einer aus Petersburg empfangenen Handschrift kennen lernte und die somit das eigenthümliche Geschick erfuhr, früher in deutscher als in französischer Sprache veröffentlicht zu werden.

Dazu erhielt der Unermüdliche, der nach allen Seiten hin wirkte und der in der That ein Mensch blieb, welcher „von der Mühe lebt", eine äußere Veranlassung, sich nach manchem Jahrzehnt auch wieder als Kritiker zu bewähren. Die Universität Jena, welcher Goethe fortdauernd Sorge und Antheil widmete, war nach einer kurzen, sehr glänzenden Blüte am Ausgange des Jahrhunderts in schwere Bedrängnisse gerathen; sie verlor von ihren hervorragenden und berühmten Lehrern nacheinander beide Hufeland, Fichte, Paulus, Schelling, und sollte nun 1803 auch das bedeutende und zum Rufe der Universität nicht wenig beitragende kritische Institut der „Literaturzeitung" verlieren. Die Verlegung derselben nach Halle war in so geschickter Weise geplant, daß es der äußersten Entschlossenheit und Thatkraft Goethe's bedurfte, um den Schlag abzuwenden. Er zwang die Herausgeber der Zeitung, ihre Thätigkeit in Jena schon zu

Digitized by Google

Neujahr 1804 zu schließen, vereitelte es, daß die „Hallesche Literaturzeitung" als Fortsetzung der „Jenaer" erscheinen konnte, und lieh der von Eichstädt redigirten Weiterführung der alten Zeitschrift seine gewaltige Mitwirkung. Unter der Folge von Recensionen, welche er namentlich im Verlaufe des Jahres 1804 der „Literaturzeitung" lieferte, waren diejenigen der „Gesammelten Gedichte" von Johann Heinrich Voß, der „Alemannischen Gedichte" von Johann Peter Hebel und später die Anzeige der Achim von Arnim'schen und Brentano'schen Volksliedersammlung „Des Knaben Wunderhorn" in ihrer Weise hochbedeutsam, Musterstücke liebevoll eingehender und doch die Grenzen streng einhaltender Kritik.

Während aber Goethe solchergestalt thätig und bemüht war, seinem Lebenskreise die längst errungene Bedeutung und Allgemeingeltung zu erhalten, während durch das Erscheinen und den längern Aufenthalt der Frau von Staël, des schweizerischen Geschichtschreibers Johannes von Müller in Weimar, durch die erfolgreiche Aufführung des Schiller'schen „Wilhelm Tell" am 14. März diese Geltung bestätigt ward, während sich durch die Vermählung des weimarischen Erbprinzen mit der russischen Großfürstin Maria Pawlowna, zu deren Empfang in Weimar Schiller „Die Huldigung der Künste" dichtete, gegründete Aussicht auf reichere Mittel auch für die Goethe am Herzen liegenden Kunstanstalten und wissenschaftlichen Institute eröffnete, rückte dem Leben Goethe's eine schmerzliche Katastrophe unerbittlich näher. Schiller's Gesundheitszustand hätte seit Jahren die schwersten Besorgnisse einflößen müssen. Aber da man seiner wechselnden Krankheitsanfälle und der heldenhaften Spannkraft seiner geistigen Natur gleichermaßen gewohnt war, da Schiller in dem schlimmen Winter von 1804 zu 1805, um nicht müßig zu gehen, für den Geburtstag der Herzogin am 30. Januar die „Phädra" Racine's übersetzte, und sowie er die leiseste Erleichterung seines Zustandes spürte, sich entschlossen in die Fortsetzung seines großen „Demetrius" warf, so täuschte sich auch Goethe über die Nähe der Gefahr. Gleich nach Neujahr ward er selbst von einem heftigen Uebel, einer schmerzhaften und

Digitized by Google

gefährlichen Nierenkolik befallen; der Zustand der Freunde brachte manche Unterbrechung des behaglichen Verkehrs, welcher auch zu Anfang dieses Winters wieder aufgenommen worden war. Am Abend des 29. April, als Schiller, kümmerlich wiederhergestellt, eben das Schauspiel besuchen wollte, begegnete er Goethe an seiner Thür; sie nahmen einen Abschied, von dem keiner ahnen mochte, daß es der Abschied auf Nimmerwiedersehen sei. Als Goethe, selbst wieder leidend, von Schiller's erneuten Fieberanfällen in den ersten Maitagen vernahm, sagte er dem jungen Heinrich Voß, dem Sohne des Dichters, der freundschaftlich in Schiller's wie in Goethe's Hause verkehrte, in tiefer Trauer: „Das Schicksal ist unerbittlich, der Mensch wenig." Am Abend des 9. Mai, an dem Schiller starb, wagte selbst der treue Meyer nicht, Goethe die Todeskunde mitzutheilen; aus der Verstörung seiner Umgebungen errieth dieser das Schlimmste, das ihm am Morgen des 10. Mai Christiane bestätigte. Goethe brach in heiße Thränen aus; dann suchte er sich mit dem alten Ingrimm gegen die Härte des Geschicks zu wappnen. Einige Zeit träumte er davon, Schiller ein mächtiges Denkmal dadurch zu errichten, daß er den Demetrius-Torso desselben ausgestaltete. „Es auf allen Theatern zugleich gespielt zu sehen, wäre die herrlichste Todtenfeier gewesen, die er selbst sich und den Freunden bereitet hätte. Ich schien mir gesund, ich schien mir getröstet. Nun aber setzten sich der Ausführung mancherlei Hindernisse entgegen, mit einiger Besonnenheit und Klugheit vielleicht zu beseitigen, die ich aber durch leidenschaftlichen Sturm und Verworrenheit nur noch vermehrte; eigensinnig und übereilt gab ich den Vorsatz auf, und ich darf noch jetzt nicht an den Zustand denken, in welchen ich mich versetzt fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erst entrissen, sein Umgang erst versagt. Meiner künstlerischen Einbildungskraft war verboten, sich mit dem Katafalk zu beschäftigen, den ich ihm aufzurichten gedachte, der länger als jener zu Messina das Begräbniß überdauern sollte; sie wendete sich nun und folgte dem Leichnam in die Gruft, die ihn gepränglos eingeschlossen hatte. Nun fing er mir erst an zu verwesen; unleidlicher

Digitized by Google

Schmerz ergriff mich; und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen. Meine Tagebücher melden mir nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand, und was sonst noch an Nachrichten sich findet, zeugt nur, daß ich den laufenden Geschäften ohne weitern Antheil zur Seite ging und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten."

Der Verlust Schiller's hemmte Goethe's poetisches Schaffen für den Augenblick, doch nicht dauernd. Wenn der Dichter sich von einem Froste angeschauert fühlte, als ob es mit der zweiten Jugend für ihn zu Ende sei, so konnte sich das nicht auf sein poetisches Vermögen beziehen. In dem noch 1805 gedichteten prachtvollen Epilog zu Schiller's „Glocke" errichtete er dem Freunde ein poetisches Denkmal und legte ein unerschütterliches Zeugniß für seine Hochhaltung Schiller's ab, und die lyrische Ader quoll wenige Jahre später goldener als je in den Widmungsstanzen zum „Faust". Aber durch nichts konnte Goethe der persönliche innige Verkehr mit Schiller ersetzt werden. In Schiller verlor er den letzten Freund, dem sich sein Herz erschlossen, dem er willig in die innersten, verborgensten Antriebe seines geistigen Lebens Einblick gewährt hatte. Wol lebten Herzog Karl August und Wieland, lebten Jacobi und andere Jugendfreunde; wol näherte sich Goethe gerade um die Zeit von Schiller's Tode dem berliner Maurermeister und tüchtigen Musiker Karl Friedrich Zelter, welcher nach dem Tode seines Lehrers Fasch die berliner Singakademie leitete, dessen Compositionen, namentlich zu Goethe'schen Gedichten, den Dichter erfreuten und an dessen kernig derber und kluger Persönlichkeit Goethe besonderes Wohlgefallen fand; aber die tiefe Lücke, welche Schiller in Goethe's Leben zurückgelassen hatte, füllte keine dieser Beziehungen aus. Mit Zelter, der von Zeit zu Zeit persönlich in Weimar erschien und Goethe immer willkommen war, entspann sich ein Briefwechsel, welcher bis zu Goethe's Tode fortgesetzt ward und sich von Jahr zu Jahr vertiefte, besonders seit Goethe im Jahre 1812, nach dem traurigen Selbstmorde von Zelter's Stiefsohne, dem Musiker das brüder-

Digitized by Google

liche Du gewährt hatte, das von dem treuen Verehrer als ein unschätzbares Trostgeschenk entgegengenommen ward. Der Briefwechsel Goethe's, schon immer bedeutend und vielseitig, erreichte, seit Goethe der Gewohnheit des Dictirens mehr und mehr huldigte, immer größere Ausbreitung. „Seine geistige Gegenwart schien man in ganz Deutschland in Anspruch zu nehmen. Liest man seine Correspondenz, so meint man, Goethe habe nichts weiter zu thun gehabt als fortwährend Briefe zu empfangen und zu beantworten, welche sämmtliche Interessen betrafen, die innerhalb einer Epoche im Umlauf sind. Mit einer Gewissenhaftigkeit, Feinheit, Sicherheit, Behendigkeit und zugleich mit einem innern Behagen, welches ihn niemals als belästigt, sondern stets als in der besten Laune erscheinen läßt, hält er alle diese Fäden in seinen Händen und nimmt unabläßig neue hinzu: eine Leistung, die ihn nach dieser Richtung allein schon als mit übermenschlicher Kraft ausgerüstet erscheinen läßt. Jeden behandelt er, oft mit rührender Selbstverleugnung, seiner Natur gemäß. So eingehend befaßt er sich mit jedem, als habe er auf Erden nichts weiter zu thun als gerade das. Mit jedem verhandelt er, als sei dessen Specialität auch die seinige einzig." (Hermann Grimm.) Namentlich in den letzten Jahrzehnten von Goethe's Leben, wo Goethe's wachsender Weltruhm die Zahl seiner Correspondenten unabläßig vergrößerte, er selbst sich mehr und mehr auf sein Haus beschränkte und sich durch schriftlichen Verkehr mit einer unendlichen Zahl von Menschen und Interessen in Verbindung erhielt, schwoll die Zahl der Goethe-Briefe so an, daß es möglich wurde, eine ganze Bibliothek derselben mit Commentaren und Einleitungen herauszugeben.

Die tiefe Wunde, welche Schiller's frühes Ende dem überlebenden ältern Freunde geschlagen, war kaum nothdürftig vernarbt, als die großen Weltstürme, auch über das stille Weimar hereinbrechend, die gewohnte Existenz Goethe's mannichfach bedrohten und umwirbelten. Seit dem Baseler Frieden von 1795 hatte man sich im Schutze der preußischen Demarcationslinie in leidlicher Sicherheit gefühlt und die gefährliche Lage Deutsch-

Digitized by Google

lands, gegen welche die lange Zeit beliebten kosmopolitischen Trostgründe nicht mehr verfangen wollten, durch leidenschaftlichste Hingabe an Kunst und Literatur zu vergessen getrachtet. Herzog Karl August, der schärfer sah und das Unglück vorausfühlte, das der corsische Welteroberer über Deutschland bringen sollte, war Ende der neunziger Jahre aufs neue in preußische Militärdienste getreten und zum Generallieutenant ernannt worden. Er gehörte zu den wenigen, die den Grundgedanken des Fürstenbundes, den Anschluß an Preußen, auch unter den gegenwärtigen bedrohlichen Umständen festhielten. Im Sommer 1806 ward es klar, daß der lange gefürchtete und nur zu lange hinausgeschobene Zusammenstoß zwischen dem Napoleonischen Frankreich und Preußen nicht länger zu vermeiden sei. Als Goethe im Hochsommer aus Karlsbad zurückkehrte, wo er seit Ende Mai Heilung von den Nachwirkungen manches Uebels gesucht hatte, ward er von den vollen Sorgen des Augenblicks empfangen. Weimar und das ganze weimarische Ländchen war von preußischen Truppen erfüllt; in seinem geliebten Jena fand er das Hauptquartier des Fürsten Hohenlohe; in den obern Regionen theilte man die Siegeszuversicht der preußischen Offiziere untern Grades keineswegs; Herzog Karl August setzte sich an die Spitze seiner Division mit dem Vorgefühl, daß das eiserne Spiel leicht seine kleine Krone kosten könne. Vom 26. September bis zum 6. October wieder in Jena verweilend, sah der Dichter die Wetterwolken heraufziehen, die am unheilvollen 14. October mit vernichtenden Schlägen losbrachen. Die Erbprinzessin Maria Pawlowna, die Herzogin-Mutter Anna Amalia und die Prinzessin Karoline verließen Weimar; nur die edle Herzogin Luise, deren Gemahl und beide Söhne im Felde standen, blieb im Schlosse zurück. Als am 14. October Nachmittags die preußische Flucht sich durch die Straßen Weimars wälzte, konnte über den Ausgang der Entscheidungsschlacht, welche auf den Feldern zwischen Jena und Weimar geschlagen worden war, kein Zweifel mehr obwalten. Unter den ersten in Weimar eindringenden französischen Reitern war ein junger Husarenoffizier, der nach dem Goethe'schen Hause eilte: es war Wilhelm

Digitized by Google

von Türkheim, der Sohn Lili's, Goethe's vormaliger Braut. In seiner Begleitung begab sich der Dichter nach dem Schlosse, wo inzwischen die Herzogin Luise durch Joachim Murat, den Großherzog von Berg, Zusicherungen für ihre persönliche Sicherheit empfangen hatte. Als Goethe dann in sein Haus zurückkehrte, um hier den als Einquartierung angekündigten Marschall Ney zu empfangen, fand er die untern Zimmer von erschöpften elsasser Cavalleristen erfüllt. Während der Stunden, wo in ganz Weimar Scenen roher Gewaltthätigkeit und Plünderung tobten, war auch das Leben des Dichters einen Augenblick bedroht, und nur Christianens aufopferndem Muthe gelang es, den plötzlich Angefallenen vor den Streichen eines wüthenden französischen Marodeurs zu retten. Am Morgen des 15. October nahm Marschall Augereau von den besten Zimmern des Goethe'schen Hauses Besitz, das dadurch Sauvegarde erhielt und fortan geschützt war. Am Abend des 15. October traf Napoleon im weimarischen Schlosse ein. Die Herzogin hatte am Abend seiner Ankunft und am folgenden Morgen eine schwere Stunde mit dem Gewaltigen zu bestehen, welcher die Kühnheit des kleinen thüringer Fürsten, ihm mit den Waffen in der Hand gegenüberzutreten, durch die Vernichtung des weimarischen Staates ahnden wollte und erst durch die edle Unerschrockenheit der Herzogin auf mildere Gedanken gebracht wurde. Der Sorge um die Fürstin durfte sich Goethe entschlagen — dafür bedrängten ihn Sorgen um die Freunde in Jena, die er fast ausnahmslos unter den Folgen der Schlacht schwer leidend wußte. Hülfsbereit wie immer, suchte er sich der einzelnen nach Kräften anzunehmen, förderte auch die baldige Wiederaufnahme der Universitätsvorlesungen. Immerhin vergingen Wochen und Monate, bevor sich ein erträglicher und einigermaßen sicherer Zustand herstellte; Herzog Karl August war nicht der Mann, der, um seine kleine Souveränetät zu retten, die erwählte Fahne ohne weiteres verlassen hätte. Der König von Preußen selbst mußte ihm zu Gemüth führen, daß er unter den obwaltenden Umständen ihm nicht nützen, sich selbst verderben könne, wenn er dem Frieden mit Napoleon und dem geforderten Eintritt in

Digitized by Google

den Rheinbund länger widerstrebe. Goethe folgte dem Schicksal seines Fürsten mit all der warmen Theilnahme und Freundeshingebung, die auf dem Grunde seiner Seele ruhte, und sprach es auch in den schlimmsten Jahren der Fremdherrschaft mit Leidenschaftlichkeit aus, daß der Herzog nicht anders habe handeln können und dürfen.

Für sich selbst that Goethe noch in den ersten Tagen der Verwirrung einen entscheidenden Schritt, welcher einem allzu lange weiter geschleppten Misverhältniß ein Ende bereiten sollte. Mit den Worten: „Dieser Tage und Nächte ist ein alter Vorsatz bei mir zur Reife gekommen; ich will meine kleine Freundin, die so viel an mir gethan und auch diese Stunden der Prüfung mit mir durchlebt, völlig und bürgerlich anerkennen als die Meine", begehrte er bei dem Hofprediger Consistorialrath W. C. Günther am 17. October die Trauung mit Christiane Vulpius, welche am 19. October stattfand. Hatte er schon in den letzten Jahren Christiane mehr und mehr Rechte der Hausfrau eingeräumt, so drang er nunmehr mit Ernst, ja gelegentlich mit Strenge darauf, daß die neue Geheimräthin geehrt und entgegenkommend behandelt werde. Natürlich ging es auch hierbei nicht ohne mancherlei unerquickliche Kämpfe ab; der beste Gewinn der späten Trauung war, daß die Stellung des heranwachsenden Sohnes über jeden Zweifel erhoben wurde. Während die adeligen Damen Weimars auf mancherlei Nadelstiche für Goethe's Frau sannen, war die in jüngster Zeit nach Weimar übergesiedelte reiche und geistreiche Johanna Schopenhauer klug genug, Christiane freundlich aufzunehmen und sich dadurch für immer die dankbare Anhänglichkeit Goethe's zu gewinnen. Bei der Heimkehr des Herzogs im December waren die neuen Verhältnisse Goethe's schon einigermaßen Gewohnheit geworden. So rasch er es vermochte, hatte der Dichter auch seine Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten wieder aufgenommen. Die Schreckenstage Weimars hatten ihm eine Mahnung zugerufen, den Abschluß gewisser langjähriger Arbeiten zu beschleunigen; am 26. December 1806 gestand er Zelter: „In den schlimmsten Stunden, wo wir um alles besorgt sein mußten,

Digitized by Google

war mir die Furcht, meine Papiere zu verlieren, die peinlichste, und von der Zeit an schicke ich zum Drucke fort, was nur gehen will." Er ließ eben damals die „Farbenlehre" erscheinen und war entschlossen, der neuen Sammlung seiner Schriften, welche J. F. Cotta in Stuttgart und Tübingen gegen ein Honorar von 10000 Thalern übernahm, das am 14. Februar 1807 gezahlt wurde, soviel als möglich des seither Ungedruckten einzuverleiben. Die zwölfbändige Neuausgabe „Goethe's Werke", die von 1806 bis 1808 hervortrat, wurde in der That nicht nur durch zahlreiche seither ungedruckte Gedichte, sondern auch durch die Fragmente des „Elpenor", des Gedichts „Die Geheimnisse", der „Achilleis", die „Briefe aus der Schweiz" (als Anhang zum „Werther") und die ersten Blätter der nachmaligen „Italienischen Reise", vor allem jedoch dnrch den ersten Theil des „Faust" in heutiger Gestalt bereichert. Mit dieser neuen Sammlung seiner poetischen Schöpfungen erschien Goethe vor den Augen Deutschlands auf der Sonnenhöhe, die er längst erreicht hatte; an der Schwelle seines 60. Lebensjahres begannen immer weitere Kreise zu empfinden, was das deutsche Volk in dem großen Dichter besaß, welcher unbekümmert um Gunst und Abgunst der Massen seinen Weg verfolgt hatte.

Namentlich das endliche Erscheinen des „Faust" in einer Vollständigkeit und Größe, welche nach der Publikation von 1790 nur wenige geahnt hatten, brachte den Umschlag der allgemeinen Stimmung, welchem freilich von den jugendlichen Romantikern und einer langen Reihe von selbstlos Erkennenden schon bedeutend vorgearbeitet worden war, der aber jetzt allmächtig wurde. Die Zeit selbst, in welcher Goethe's „Faust" hervortrat, die Zeit der äußersten Schmach Deutschlands, das Jahr der Erfurter Zusammenkunft, bei der sich der Kaiser der Franzosen und der Zar aller Reußen über die Theilung des Abendlandes zu verständigen meinten, war einer tiefsten Wirkung des einzigen Dichterwerkes günstig wie keine. In wundervollen Worten hat Heinrich von Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte" diese Wirkung geschildert: „Das Gedicht schlug jetzt ein, zündend, unwiderstehlich, wie einst der «Werther» — als wären diese

Digitized by Google

Zeilen, über denen der Dichter alt geworden, erst heute und für den heutigen Tag ersonnen. Die bange Frage, ob es denn wirklich aus sei mit dem alten Deutschland, lag auf aller Lippen; und nun mitten im Niedergange der Nation plötzlich dies Werk — ohne jeden Vergleich die Krone der gesammten modernen Dichtung Europas — und die beglückende Gewißheit, daß nur ein Deutscher so schreiben konnte, daß dieser Dichter unser war und seine Gestalten von unserm Fleisch und Blut! Es war wie ein Wink des Schicksals, daß die Gesittung der Welt unser doch nicht entbehren könne und Gott noch Großes vorhabe mit diesem Volke. — Hier wurde zum ersten mal seit Dante der Versuch gewagt, die ganze geistige Habe des Zeitalters poetisch zu gestalten. Das alte Puppenspiel mit seiner Derbheit und seinem Tiefsinne, seinen saftigen Späßen und seinen unheimlichen Schrecken erweiterte sich zu einem großen Weltgemälde, das freilich die Formen der dramatischen Kunst zersprengte, zu einem Bilde des prometheischen Dranges der Menschheit."

Leistete der Dichter mit dem „Faust" und der Gesammtausgabe seiner Werke dem deutschen Volke in den schweren Tagen der Fremdherrschaft den unschätzbaren Dienst, den Glauben an die eigene Kraft und den eigenen Beruf Deutschlands zu stärken, so war er seiner Natur, seiner Bildung und allen seinen Erlebnissen nach nicht im Stande, an den politischen Schmerzen und Hoffnungen der Jahre zwischen 1807 und 1813 Antheil zu nehmen. Die dämonische Größe Napoleon's dünkte ihm, auch nach dem eisigen Gottesgericht, das 1812 in Rußland erging, unerschütterlich. Doch nicht der Glaube an die Persönlichkeit und den Stern des Imperators, dem er 1808 während des Erfurter Fürstencongresses vorgestellt ward und welcher in einer eingehenden Unterredung mit Goethe, von dem er nur den „Werther" kannte, in seiner Weise gewinnend und anerkennend dem deutschen Dichterfürsten gegenübertrat, nicht die Abneigung gegen Preußen, welche er früher gelegentlich kundgegeben hatte, nicht der Traum eines großen Weltreiches, in welchem die Deutschen die Rolle der Griechen im römischen Weltreich über-

Digitized by Google

nehmen würden, am allerwenigsten innere Kälte und Gleichgültigkeit ließen ihn in jenen Jahren jedes Hinaustreten aus seinen Kreisen abwehren. Inmitten der verhängnißreichen Prüfung, welche seinem Vaterlande und Volke auferlegt war und deren Ende er bei seinen Lebzeiten nicht absah, wollte er vor allem seiner eigensten Pflicht genügen, auf den Gebieten, auf denen er sich Herr wußte, der Fremdherrschaft widerstehen. Dazu fühlte er Kraft und Macht genug in sich, und von diesem Eiland sollten ihn die Wogen der politisch-kriegerischen Bewegung nicht hinwegspülen.

Der Erfüllung der ihm auferlegten äußern Geschäfte, der Sorge für das künstlerische und wissenschaftliche Leben des kleinen weimarischen Staats, entzog er sich natürlich auch in dieser Zeit nicht. Die Genugthuung freilich, die er bei der Leitung des Hoftheaters fand, ward seit Schiller's Tod und unter der Einwirkung mancher ungünstiger Umstände, unter denen die Liebesverbindung zwischen Herzog Karl August und der schönen Sängerin Karoline Jagemann der ungünstigste war, immer dürftiger. Goethe war noch geneigt, das neue literarisch Bedeutsame zu fördern; er brachte Shakespeare und Calderon soviel immer möglich war auf die Bretter; er gedachte, das phantasievolle, aber ungesunde Talent Zacharias Werner's in gedeihliche Bahnen zu lenken; er wußte eine ganze Reihe von jüngern und mittlern Talenten (Friedrich Rochlitz, Steigentesch, Theodor Körner u. a.) zu begünstigen, ließ sich aber weniger durch den nicht gelungenen Versuch mit Heinrich von Kleist's Lustspiel „Der zerbrochene Krug", als durch gewisse Elemente im Wesen Kleist's von der kräftigern Vertretung des größten unter den jüngern Dichtern zurückschrecken. Jedoch nach und nach ward Goethe der feindseligen Gegenwirkungen gegen seine Theaterleitung müde, und als er im Frühling 1817 im Gefühle verletzter persönlicher Würde (Karoline Jagemann verleitete Karl August, einem Schauspieler, welcher mit einem dressirten Hunde und einem dafür eigens geschriebenen Melodram „Der Hund des Aubry" umherzog und von Goethe nach Gebühr abgewiesen worden war, die weimarer Hofbühne dennoch zu öffnen) die Intendanz niederlegte,

Digitized by Google

so war dies nur der Schluß schon längst unerquicklich gewordener Verhältnisse. Mit der Resignation, welche er in schweren Lebenskämpfen erworben hatte, schied Goethe aus einer Thätigkeit, der er seit dem Tode Schiller's und vollends seit dem Weggange seiner besten Schüler, des Schauspielerehepaares Wolff, nicht mehr froh geworden war. — An seine sonstige amtliche Thätigkeit wagte niemand zu rühren; bis an sein Lebensende blieb es sein Stolz, die wissenschaftlichen Anstalten, die künstlerischen Sammlungen nicht nur in musterhafter Ordnung zu erhalten, sondern sie mit geringen Mitteln zur Bedeutsamkeit zu erheben und lebendig wirksam zu machen. Im Bewußtsein ungewöhnlicher Leistungen und peinlicher Treue in der Verwaltung des ihm Anvertrauten, setzte er noch in späten Lebensjahren der landständischen Controle ein Quos ego entgegen, bei dem sich zu ihren Ehren die Landtagsabgeordneten des Großherzogthums Weimar beschieden.

Dasselbe Jahr 1808, in welchem die erste umfangreichere Sammlung der Goethe'schen Werke vollendet ward, in dessen Herbst sich der mächtigste und der größte Mann des damaligen Europa — Napoleon und Goethe — einander persönlich gegenübertraten, ward für den Dichter auch in seinen intimsten Verhältnissen von Wichtigkeit. Im Frühling dieses Jahres sandte er den herangewachsenen Sohn August zum Studium der Rechte nach der Universität Heidelberg. Auf der Reise dahin begrüßte der angehende Student noch einmal die Großmutter in Frankfurt, welche dann am 13. September in der geliebten Vaterstadt verstarb. Sie hinterließ ihrem Sohne und den Kindern ihrer Tochter nur ein mäßiges Vermögen. Die Frau Rath hatte bei angeborener Freigebigkeit und behaglichem Leben ziemlich viel gebraucht, der Sohn ihr ausdrücklich das Recht ertheilt, was sie besitze, aufzuzehren. Das Erbtheil Goethe's, zu dessen Ordnung er seine Frau nach Frankfurt sandte, blieb zunächst daselbst stehen und ward durch den Rath Fritz Schlosser (den Neffen von Goethe's Schwager) verwaltet, mit dem Goethe im besten freundschaftlichen Verhältniß stand. — Da der Dichter noch immer frankfurter Bürger war, im frankfurter Staatskalender in der

Digitized by Google

Liste der Advocaten fortgeführt ward, so trafen ihn die Kriegssteuern, Zwangsanleihen, welche in der damaligen Hauptstadt des primatischen Staats, seit 1810 Großherzogthum Frankfurt, ausgeschrieben wurden, ziemlich hart und legten ihm den Wunsch nahe, sein Vermögen nach Weimar überführen zu können. Mit Recht mochte er meinen, daß es keiner Steuern mehr bedürfe, um ihn als Ehrenbürger Frankfurts zur Vaterstadt in dauerndem Bezug zu erhalten. Er mußte erwarten, als er 1817 endgültig aus dem gewöhnlichen Bürgerverbande schied, der für ihn gar keine Bedeutung mehr hatte, daß man des Glanzes eingedenk sein würde, den er wie kein anderer über Frankfurt gebreitet. Statt dessen ward sein Name im Bürgerbuche durchstrichen und mit einer hämischen Randglosse versehen, welche den Veranlassern derselben für alle Zeiten zur Schmach gereicht.

Die Jahre von 1809 bis 1812 mit ihrem Wechsel von Krieg, Frieden und wiederum Krieg verbrachte Goethe größerntheils in Weimar; die Sommer von 1810, 1811 und 1812 führten ihn wiederholt ins Karlsbad, welches der physischen Natur des Dichters mehr und mehr Bedürfniß ward. Die Unruhe der Zeit, welche so vielen der tüchtigsten Männer jener Tage verhängnißvoll ward, wehrte Goethe siegreich ab, das Jahr 1809 brachte ihm die Vollendung seines letzten großen geschlossenen Romans „Die Wahlverwandtschaften". Gehörte die Erfindung ursprünglich zu den kleinern, späterhin den „Wanderjahren" einverleibten Novellen, welche Goethe 1807 geschrieben hatte, so hatten persönliche Empfindungen und Erlebnisse den Stoff erweitert, die poetische Idee vertieft und der tragische Roman ward das lauteste und mächtigste Zeugniß von der ethischen Tiefe seines Dichtergeistes. Die Tragik des Romans wirkte um so erschütternder und überzeugender, als ihn Goethe mitten in die idyllischen Zustände hineinstellte, von denen der Dichter äußerlich den größten Theil seines Lebens hindurch umgeben gewesen war. Kann man es den Goethe-Philologen getrost überlassen, die Streitfrage auszutragen, wie weit die Pflegetochter des Buchhändlers Friedrich Frommann zu Jena, Minna Herzlieb, das Urbild der Ottilie in den „Wahlverwandtschaften" abgegeben habe, und wie tief Goethe

Digitized by Google

von einer Leidenschaft für dieses anmuthig edle Mädchen erfüllt gewesen sei, so wird man doch fest an seinem eigenen Zeugnisse halten müssen: „Niemand verkennt an diesem Roman eine tiefe leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet.“ — Alsbald aber nach der Vollendung dieser Schöpfung, deren Grundthema von der Unverletzlichkeit der Ehe der Dichter ein Jahr später in der Ariostisch kecken, beinahe frechen und doch mit vollendeter Anmuth vorgetragenen poetischen Erzählung „Das Tagebuch“ humoristisch zu variiren wagte, begann Goethe das bedeutendste Werk seines Alters, eins der wenigen unsterblichen Prosawerke aller Literatur, seine Selbstbiographie, deren erste Theile zwischen 1811 und 1814 hervortraten. Mit jauchzendem Entzücken wurde diese inhalt- und farbenreichste klare Darstellung eines einzig reichen Lebens aufgenommen, die zugleich einen Schlüssel für das Verständniß, die Folge und den Zusammenhang der Goethe'schen Poesie abgab, wie ihn kein anderer Dichter seinen Lesern und Bewunderern überliefert. „Wahrheit und Dichtung“ zerstreute die Wolken, die zwischen Goethe und gewissen Schichten des deutschen Volkes noch immer gelagert hatten und hinter denen jetzt gewaltig und in sonnenheller Deutlichkeit die Gestalt des großen Dichters und großen Menschen zugleich hervortrat.

Auch den Ereignissen und ungeheuern Erschütterungen des Jahres 1813 suchte Goethe um so ruhigern Gleichmuth entgegenzusetzen, als er, wie oben angedeutet, an den Niedergang des Glücksgestirns Napoleon's bis zuletzt nicht zu glauben vermochte und erst in einem Prologe zum „Essex“, den er am Tage der Leipziger Schlacht schrieb, dem Gedanken Raum gab, daß der Mensch, wer immer er sei, ein letztes Glück und einen letzten Tag erlebe. Die innerste Kraft der preußischen Erhebung miskennend, nahm Goethe vor allem an dem Hereinfluten der östlichen Barbaren nach Deutschland Anstoß; noch im November, nach der Völkerschlacht, sagte er grollend zu dem jenenser Historiker Luden: „Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener; dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune

Digitized by Google

und andere Husaren. Wir haben uns seit langer Zeit gewöhnt, unsern Blick immer nur nach Westen zu richten und alle Gefahr von dorther zu erwarten; aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus!" Von Ende April bis zum Juli verweilte er in Teplitz, wo er an dem Buche „Aus meinem Leben" weiter schrieb und sich in Gedanken in den Osten flüchtete, der ihm in diesem Jahre und in den nächsten Jahren durch eine Reihe von Schriften, namentlich durch diejenigen Hammer-Purgstall's, immer näher gebracht wurde. An die Dichtung des Orients schloß sich Goethe's eigenes, wieder erwachendes lyrisches Empfinden, indem er sich die arabischen und persischen Dichter auf seine besondere Weise anzueignen suchte. Der Genius seines Lebens sorgte dafür, den „Westöstlichen Divan" (den er übrigens erst 1817 erscheinen ließ) weit über die bloße Nachdichtung orientalischer Vorbilder zu erheben. Nachdem er im August 1813 mitten unter den Kriegswirren in Weimar wieder eingetroffen war und den Winter von 1813 zu 1814 in einer Erregung verlebt hatte, welche verrieth, daß er auch jetzt noch einen Umschlag des Kriegsglücks, eine neue ungeheuere Umwälzung für möglich hielt, gesellte er sich doch nach dem ersten Pariser Frieden zu den Tausenden und Hunderttausenden, welche den Sommer von 1814 als den ersten seit langer Zeit begrüßten, in welchem sich ganz frei aufathmen und die Gegenwart mit der Vergangenheit wiederum verknüpfen ließ. Nach vollen siebzehn Jahren schlug der Dichter, als er Ende Juli 1814 nach Wiesbaden aufbrach, zum ersten mal wieder den Weg nach den heimatlichen Rhein- und Maingegenden ein, und sah am 27. Juli seine Vaterstadt wieder. Der Aufenthalt in Wiesbaden ward ihm durch die Gesellschaft Freund Zelter's aus Berlin und gleich in den ersten Wochen durch das von ihm so lebendig anschaulich geschilderte „Sanct-Rochusfest" zu Bingen und ein Zusammentreffen mit Herzog Karl August in Mainz angenehm und genußreich gemacht. Es war, als ob die rheinische Luft Goethe einen Theil seiner jugendlichen Beweglichkeit zurückgebe; er unternahm Ausflüge nach Nassau, Schlangenbad, Winkel, verweilte dann glückliche Wochen in seiner Vaterstadt, wo er in Marianne von

Digitized by Google

Willemer eine Suleika kennen lernte, die seinen hafisischen Träumen vollkommen entsprach; ging, den wiederholten dringlichen Einladungen der Gebrüder Boisserée folgend, vom 24. September bis zum 8. October nach Heidelberg und war auf der Rückreise in Frankfurt der Gast Willemer's. Bei der Rückkehr nach Weimar empfand er die Unruhe, in welche ihn die vierteljährliche Abwesenheit von seinem Hause versetzt hatte. Während des folgenden Winters, den Herzog Karl August großentheils auf dem Wiener Congresse zubrachte, von welchem er mit vermehrtem Länderbesitze als Großherzog von Sachsen zurückkehrte, lebte der Dichter in der lyrischen Stimmung weiter, welche die Reise in ihm angeregt hatte, und zahlreiche Lieder des „West-östlichen Divan" entstanden; doch fand er daneben Muth und Lust, die Redaction seiner „Italienischen Reise", deren Grundlagen ihm Briefe und Tagebücher gaben, in Angriff zu nehmen. Seit Erich Schmidt's Herausgabe der übriggebliebenen Tagebücher und Briefe Goethe's aus Italien an Frau von Stein läßt sich der Umfang dieser Redaction bis zu einem gewissen Grade erkennen und zeigt, daß dieselbe „nach Rundung und nach stärkern Accenten für die Hauptsachen, die gern an bedeutendere Stellen gerückt werden", strebte. Außerdem beschäftigte Goethe die geplante abermalige Neuausgabe seiner Werke, welche in 20 Bänden von 1815 bis 1819 bei Cotta erschien. Im übrigen sah er dem Frühling von 1815 mit einiger Ungeduld entgegen, um dem wiedererwachten Zuge seiner Natur nach den rheinischen Gegenden abermals zu folgen. Zwar schien der eben errungene Weltfriede, den Goethe's für das berliner Schauspielhaus gedichtetes Festspiel „Des Epimenides Erwachen" feierte, durch die Rückkehr Napoleon's und seine erneute Thronbesteigung in Frankreich in Frage gestellt. Doch war bei der ungeheuern Uebermacht der großen europäischen Allianz an der Besiegung des Kaiserthums kaum zu zweifeln, und durch die marschirenden Heere hindurch schlug Goethe am 24. Mai wiederum die Straße nach Wiesbaden ein. Hier kam er freilich erst dann zu vollem freien Genuß des Daseins, als die Siegesbotschaft von Waterloo über alle Lande hinklang. Unter ihrem Eindruck trat er mit dem

Digitized by Google

Minister Freiherrn von Stein eine Fahrt nach Koblenz und von da zu Schiff nach Köln an, das ihn jetzt, wo er durch die Boisserées für den mächtigen Dom und die mannichfachen Zeugnisse mittelalterlicher deutscher Kunst vorbereitet war, mit der lebhaftesten Theilnahme erfüllte. Die Anschauungen, die er hier gewann, hinterließen „unvergängliche Wirkungen", welche zuerst in den Heften von „Kunst und Alterthum" sichtbar wurden. Der Badecur in Wiesbaden folgte im August ein längerer Aufenthalt in der Vaterstadt, wo er in der jenseit des Main gelegenen, den Willemers gehörigen „Gerbermühle", die gastlichste Aufnahme fand. Hier erschloß sich die Blüte einer halb zärtlichen, halb spielenden Neigung zwischen Suleika und ihrem Dichter, und die poetisch begabte junge Frau lebte sich so innig in die Dichtweise Hatem Goethe's hinein, daß sie eine Anzahl der schönsten Lieder zum „Westöstlichen Divan" beizusteuern vermochte. Der glückliche Traum, in dem sich der alternde Dichter wiegte, ward durch eine abermalige Fahrt nach Heidelberg, wohin die Willmers für einige Tage nachfolgten, verlängert. Ueber Würzburg, bis wohin ihn Sulpiz Boisserée begleitete, und Meiningen kehrte er wiederum erst im October nach Weimar zurück. Die Eindrücke der diesjährigen Rheinreise waren so reiche und glückliche gewesen, daß Goethe ihre Wiederholung auch für 1816 ins Auge faßte. Das Jahr 1816 aber sollte in mehr als einer Hinsicht für Goethe's Lebensrest entscheidend und maßgebend werden. Die neuen und größern Verhältnisse des kleinen Staats, welchem ihn sein Schicksal verbunden, bedingten mannichfache Umgestaltungen im Leben vieler Einzelnen. Goethe wurde, wie billig, zum ersten Staatsminister des Großherzogthums Weimar unter Beibehaltung seiner bisherigen Aufgaben und Verpflichtungen ernannt; er erhielt bei der Erneuerung des weimarischen Falkenordens am 30. Januar 1816 zugleich mit Voigt das Großkreuz desselben; bei der Huldigung der Stände des neuen Großherzogthums hatte er seinen Platz rechts neben dem Throne Karl August's. Alle Ehren- und Amtsverhältnisse wurden nach Goethe's Wünschen geordnet; in dem zum Kammerrath ernannten Sohne August erhielt er den vertrautesten und willig-

Digitized by Google

sten Gehülfen zur Seite gestellt. In andern Erlebnissen fand er das erste volle Friedensjahr seit 1789 weniger zu rühmen. Seit längerer Zeit ward Christiane von Goethe von schweren Leiden gequält, die ihren am 6. Juni erfolgten Tod als eine Erlösung erscheinen ließen. Kurz und in schmerzlicher Fassung schrieb Goethe am 8. Juni an Zelter: „Wenn ich Dir, derber, geprüfter Erdensohn, vermelde, daß meine liebe kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen, so weißt Du, was es heißen will", und empfand es als einzigen Gewinn seines Lebens, ihren Verlust zu beweinen. Die geplante Rhein- und Mainreise, auf der ihn der getreue Meyer — jetzt schon seit langen Jahren als Director der freien Zeichenschule zu Weimar heimisch geworden — begleiten sollte, ward am 20. Juli wol angetreten, aber schon halben Wegs nach Erfurt bei Münchenholzen durch das Umwerfen des Wagens und eine Verletzung Meyer's unterbrochen. Goethe begab sich rasch entschlossen in das Bad Tennstädt und hielt den Unfall für eine Art Warnung vor den heimischen Gegenden, die er fortan nie mehr betreten sollte. Anfang 1817 verlobte sich auf Goethe's Veranlassung und Betrieb sein Sohn August mit Fräulein Ottilie von Pogwisch, der Enkelin der Oberhofmeisterin Gräfin Henckel von Donnersmarck, und begründete dadurch im Goethe'schen Hause völlig neue Zustände, in denen der alternde Dichter sich mit einem gewissen würdevollen Behagen einrichtete und welche seine Neigung, sich mehr und mehr innerhalb seiner vier Wände zu halten und auszuleben, nur befördern konnte.

In der That verließ Goethe fortan nur zu den fast alljährlichen Badereisen nach Böhmen (Karlsbad, Marienbad) und jenen Ausflügen in die Nachbarschaft der Ilmstadt sein Weimar, bei denen er zwischen altgewohnten Bildern mitunter noch neue traf, wie er z. B. 1817 zum ersten mal die Ruinen von Paulinzelle sah und sich an ihnen erfreute. Leiblich und äußerlich zog sich der Kreis seines Lebens enger; geistig blieb derselbe so weit, so allumfassend, wie er je gewesen war; denn bis zum letzten Athemzuge zeigte sich der Rastlose unablässig bemüht, die Entwickelung aller Wissenschaften, die er im Laufe langen Lebens

Digitized by Google

mit seinem Antheil begleitet, in denen er selbst thätig gewesen war, im Ganzen wie in das Einzelnste zu verfolgen und zu beherrschen. Ohne Abnahme des Interesses an poetischen und künstlerischen Schöpfungen suchte er sich mit allen hervorragenden Erscheinungen in Einklang oder auseinanderzusetzen. Den großen Gestalten der zeitgenössischen englischen Literatur Walter Scott, Byron, Thomas Carlyle, den aufstrebenden italienischen und französischen Romantikern, von Manzoni bis zu Prosper Mérimée, widmete er warmen, ja Byron selbst leidenschaftlichen Antheil. Wo immer eine eigenthümliche Bestrebung, ein Stück Leben in poetischer Form ans Licht trat, waren Goethe's Augen dafür geöffnet, und wenn er der Ueberzahl der deutschen poetischen und belletristischen Versuche nur gelegentliche Blicke schenken konnte, so war er doch weit von greisenhafter und selbstsüchtiger Gleichgültigkeit entfernt. Im ganzen empfand er eine Abnahme der Phantasie, des Geistes und der Kühnheit, welche die unmittelbar vergangene Epoche erfüllt hatten, und die Worte, die er am 26. September 1827 auf dem Wege nach Berka zu Eckermann sprach: „Die Poeten schreiben alle, als wären sie krank und die ganze Welt ein Lazareth. — Die jetzige Generation fürchtet sich vor aller echten Kraft und nur bei der Schwäche ist es ihr gemüthlich und poetisch zu Sinne", drückten die ihn beherrschende Stimmung aus. Er selbst aber fuhr fort, jede gute Stunde den poetischen Aufgaben zu widmen, die ihn noch ungelöst aus frühern Tagen in jene des Alters begleiteten. Seiner lyrischen Ader entströmte noch immer unter der Anregung besonderer Momente goldklare Dichtung, und die „Trilogie der Leidenschaft", welche den Erlebnissen des Jahres 1823 entstammte, sowie die Gedichte, die 1828 in Dornburg entstanden, reihen sich in der Macht ihrer Unmittelbarkeit den jugendlich strahlendsten Gedichten Goethe's an. — Die poetische Hauptthätigkeit aber concentrirte sich auf den mit Novellen durchsetzten Halbroman „Wilhelm Meister's Wanderjahre oder die Entsagenden" und den zweiten Theil der gewaltigen Faust-Dichtung, von welchen Schöpfungen die erstere noch bei Goethe's Lebzeiten veröffentlicht wurde, während die letztere, erst 1831 völlig vollendete, dem

Digitized by Google

literarischen Nachlasse des Dichters angehörte. Beide Schöpfungen aber, so weit auseinanderliegend sie nach Gestalt nnd Form sind, trafen auf ein sprödes Nichtverständniß des Publikums. Der Dichter verfuhr nicht mehr rein darstellend, sondern collectiv und symbolisch; es drängte ihn, die Ueberfülle seiner Gedanken und Empfindungen, seiner poetischen Anschauungen und Welterfahrungen noch auszusprechen, und er wählte das Mittel geheimnißvoll andeutender, in ihrer Gegenüberstellung einander erklärender Bilder und Scenen, rasch aufleuchtender blitzartiger Offenbarungen seiner tiefsten Erkenntnisse. In der Hoheit und Verklärung ihrer Einsicht, in der Weihe ihres Auftretens ist Makaria in den „Wanderjahren" die Verkörperung dieser Goethe'schen Alterspoesie, welche freilich nur von wenigen genossen und verstanden werden kann. — Auch die Weltfülle von Gedanken und Beziehungen, Abspiegelung des eigenen und Symbolisirung des gesammten Lebens, wie sie der zweite Theil des „Faust" birgt, erschloß sich dem Genusse nicht leicht, und ward Anlaß zu Commentaren und Ausdeutungen, welche die innere Einfachheit und innere Macht des Goethe'schen Geistes absichtlich und unabsichtlich vergaßen.

Neben und zwischen diesen beiden Hauptwerken seines Alters blieb der Dichter bemüht, in einer ganzen Reihe von Bekenntnissen und ergänzenden Schriften aller Art die Summe seiner Eindrücke und Erfahrungen der Welt möglichst rein zu übermitteln. Er schied die letzten Bücher von „Dichtung und Wahrheit" und fügte der Darstellung seiner „Italienischen Reise" jene der „Campagne in Frankreich" und der „Belagerung von Mainz" hinzu; er gab in den „Annalen, Tages- und Jahresheften" eine Skizze seiner spätern Lebensjahre und eine Art Rechenschaftsbericht über die Ausdehnung und fruchtreiche Vielseitigkeit seiner Studien; er redigirte den wichtigsten aller seiner Briefwechsel, den mit Schiller, welcher noch bei Goethe's Lebzeiten zum ersten mal gedruckt ward, und sah die Briefe von und an Zelter für den gleichen Zweck der Veröffentlichung durch.

Goethe's Leben war und ward auch jetzt noch mannichfacher bewegt, als es nach außen hin den Anschein hatte. In den

Digitized by Google

Jahren 1822 und 1823 ergriff den Siebzigjährigen während der Badewochen in Marienbad eine späte Neigung für die reizende Ulrike von Levezow, die sich bis zu einer völligen Leidenschaft steigerte, aber nach Lage der Dinge und Goethe's würdevoller Unterordnung unter die ewigen Gesetze des Lebens in Entsagung endigen mußte. Diese heftigen Erregungen des Sommers von 1823 führten nach der Heimkehr im Spätherbst eine Krankheit herbei, welche einige Tage hindurch sein Leben bedrohte und ihn auch nach völliger Wiederherstellung wesentlich gealtert erscheinen ließ. Die Jubiläen des Jahres 1825 bestand er gleichwol mit neugesammelter Kraft. Am Tage von Karl August's funfzigjährigem Regierungsjubiläum, dem 3. September war er der erste, welcher den fürstlichen Freund in aller Morgenfrühe im Römischen Hause des weimarischen Parkes mit seinem Gruße überraschte, und noch die Mitternacht des Tages sah ihn inmitten der großen festlich bewegten Gesellschaft, die er in seinem eigenen Hause bewirthete. Am 7. November ward das eigene funfzigjährige Jubiläum Goethe's feierlich und festlich begangen der Großherzog betrachtete mit Recht den Tag des Eintreffens Goethe's in Weimar als den Tag seines Dienstantritts — er ehrte seinen ersten Staatsdiener, den Jugendfreund, der ihn „mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit" in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hatte, durch eine eigens auf diesen Tag geschlagene Denkmünze und jenes gedruckt angeschlagene Handschreiben, in dem er vor aller Welt aussprach, was er Goethe danke, „den für immer gewonnen zu haben ich als eine der höchsten Zierden meiner Regierung achte". Im Jahre 1827 erschien zum Geburtstage des Dichters König Ludwig von Baiern in Weimar, um Goethe persönlich seine Glückwünsche und das Großkreuz des Verdienstordens der bairischen Krone zu überbringen. — An hundert und tausend andern Zeichen der Huldigung der Welt fehlte es diesen Alterstagen Goethe's nicht; das Bewußtsein, daß nur ein Mann seiner Größe und Bedeutung in Europa lebe, war doch allgemeiner geworden. Wol fehlte es auch jetzt nicht an Angriffen und feindseligen Verdächtigungen. Seit eine gewisse Art von Frömmigkeit jede

Digitized by Google

Hoffnung, Goethe zu sich herüberzuziehen, sich dienstbar zu machen, hatte aufgeben müssen, erfolgten aus ihrem Lager fortgesetzte Angriffe auf den „Heiden", den „egoistischen Kunstgreis", den „Verderber" und wie alle die scham- und würdelosen Aufschriften vergifteter Pfeile lauten mochten, die am Panzer des Goethe'schen Bewußtseins abprallten. Der Regel nach fand sich der Dichter in heitern Scherzen mit diesen Auslassungen ab; durch einzelne seiner flüchtigen Verse bei solchem Anlaß grollt es wie ein Donner majestätischer Verachtung:

Wie mancher Miswillige schnuffelt und wittert
Um das von der Muse verlieh'ne Gedicht;
Sie haben Lessing das Ende verbittert,
Mir sollen sie's nicht!

Es war ein Doppelleben, das Goethe im letzten Jahrzehnt seines irdischen Daseins voll und rein auslebte; ein Stilleben in behaglicher schlichter Würde, wie es in Eckermann's, Karl von Holtei's und zahlreichen andern Schilderungen so lebendig erfaßt und wiedergegeben ist, als wäre es erst gestern vergangen. Und daneben ein Weltleben im größten Sinne; seit der Dichter die Umgebungen Weimars nicht mehr verließ, kam die Welt, und nicht blos in Briefen, zu ihm. Unablässig suchten ihn hervorragende Männer aller Stände, aller Richtungen auf; unablässig setzten sich die Vertreter von ihm ausgehender, ihm verwandter Richtungen in persönlichen Bezug zu ihm. In stiller Majestät, ruhend im Vollgefühle des Geleisteten und dennoch jede Stunde auskaufend, mehr zu leisten, alles Begonnene fortzuführen, zu runden und zu vollenden, sah er die Tage und die Erscheinungen nicht bequem an sich vorübergleiten; aber seine persönliche, fest in sich beschlossene Existenz ward von ihnen nicht mehr erschüttert. Ein Theil seiner letzten Lebensjahre galt der Vorbereitung zu der großen Ausgabe der Werke letzter Hand. Für diesen Zweck hatte er neben Dr. F. W. Riemer, den ehemaligen Lehrer seines Sohnes, Männer wie J. P. Eckermann, Kräuter, C. Schuchardt und andere in seine Umgebung gezogen, von denen namentlich Eckermann durch das treue Festhalten

Digitized by Google

seiner „Unterhaltungen mit Goethe" der Welt einen unschätzbaren Dienst leistete und das Altersbild des großen Dichters vor jenem Hauche der Erstarrung bewahrte, welchen ihm flüchtige Besucher und Betrachter zu leihen geneigt waren.

Der Unvollkommenheit des Irdischen zahlte auch der über alle als glücklich gepriesene Goethe seinen schmerzlichen Tribut. Er mußte das Hinscheiden der seinem Herzen am nächsten stehenden Menschen erleben und überleben. Schon im Februar 1813 hatte er dem Freunde Wieland, mit dem er 37 Jahre gemeinsam gelebt hatte, die Gedächtnißrede in der Freimaurerloge „Amalia" zu Weimar gehalten; 1819 starb der Minister von Voigt, unter allen Amtsgenossen der ihm persönlich Vertrauteste; am 16. Juni 1828 ward ihm Großherzog Karl August durch den Tod entrissen, und in tiefster Erschütterung sah Goethe den jüngern Freund vor sich dahingehen. Am 14. Februar 1830 starb die edle Herzogin Luise. Und noch vor Ablauf des Jahres 1830 traf ihn der Verlust des einzigen Sohnes, August von Goethe, welcher im März mit Eckermann nach Italien gereist war; er kehrte von dort nicht zurück, sondern starb im November zu Rom. Wol war es gerade der Sohn gewesen, der durch ungezügelte Leidenschaftlichkeit die goldenen Tage des Goethe'schen Alters mannichfach getrübt hatte; aber die schonende Liebe des Vaters für ihn hatte sich nie gemindert und nie gewankt. Von dem Blutsturze, der ihn bald nach der Trauerkunde befiel, erholte Goethe sich rasch, nahm die gewohnten Beschäftigungen ohne Ausnahme wieder auf und wandte seinen fürsorgenden Antheil den hinterlassenen Enkeln Walther und Wolfgang mit aller Wärme und Liebefähigkeit seiner Natur zu. Dabei aber fühlte er, daß seine eigenen Tage gezählt seien, und traf immer ernstere Anordnungen auf den Fall seines Todes. Als er im Juli 1831 den zweiten Theil des „Faust" abgeschlossen hatte, betrachtete er sein Tagewerk in der Hauptsache als gethan. Seinen letzten Geburtstag, den 28. August 1831, feierte er in dem altgeliebten Ilmenau und besuchte jenes Breterhäuschen auf dem Kickelhahn, an dessen Wand er im Herbst 1783 sein herrliches Nachtlied geschrieben

Digitized by Google

hatte. In tiefer Bewegung überlas er die Zeilen, die letzten Worte: „Warte nur, balde ruheſt du auch", ſtill für ſich wiederholend. Er hatte ſich wahrgeſagt. Den folgenden Winter von 1831 zu 1832 genoß er in alter geiſtiger Kraft und mit friſcher Theilnahme an allen Dingen, die ſein Leben erfüllt hatten. Im Beginn des Lenzes, am 22. März 1832, ſchied Goethe nach kurzer, faſt ſchmerzloſer Krankheit aus dem irdiſchen Daſein. Ihre Ruheſtätte fand die Leiche des Gewaltigen neben Schiller in der Gruft der fürſtlichen Familie von Weimar, der er und die ihm unlöslich verbunden geweſen war. Zu tauſend und aber tauſend unſchätzbaren, in die Jahrhunderte hinauswirkenden Vermächtniſſen, deren ganze Wirkung erſt nach Goethe's Tode begann, hinterließ er ſeinem Volke und der Menſchheit das Bild und das Gedächtniß eines Lebens, wie innerhalb der neuern Welt kein zweites gelebt worden.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

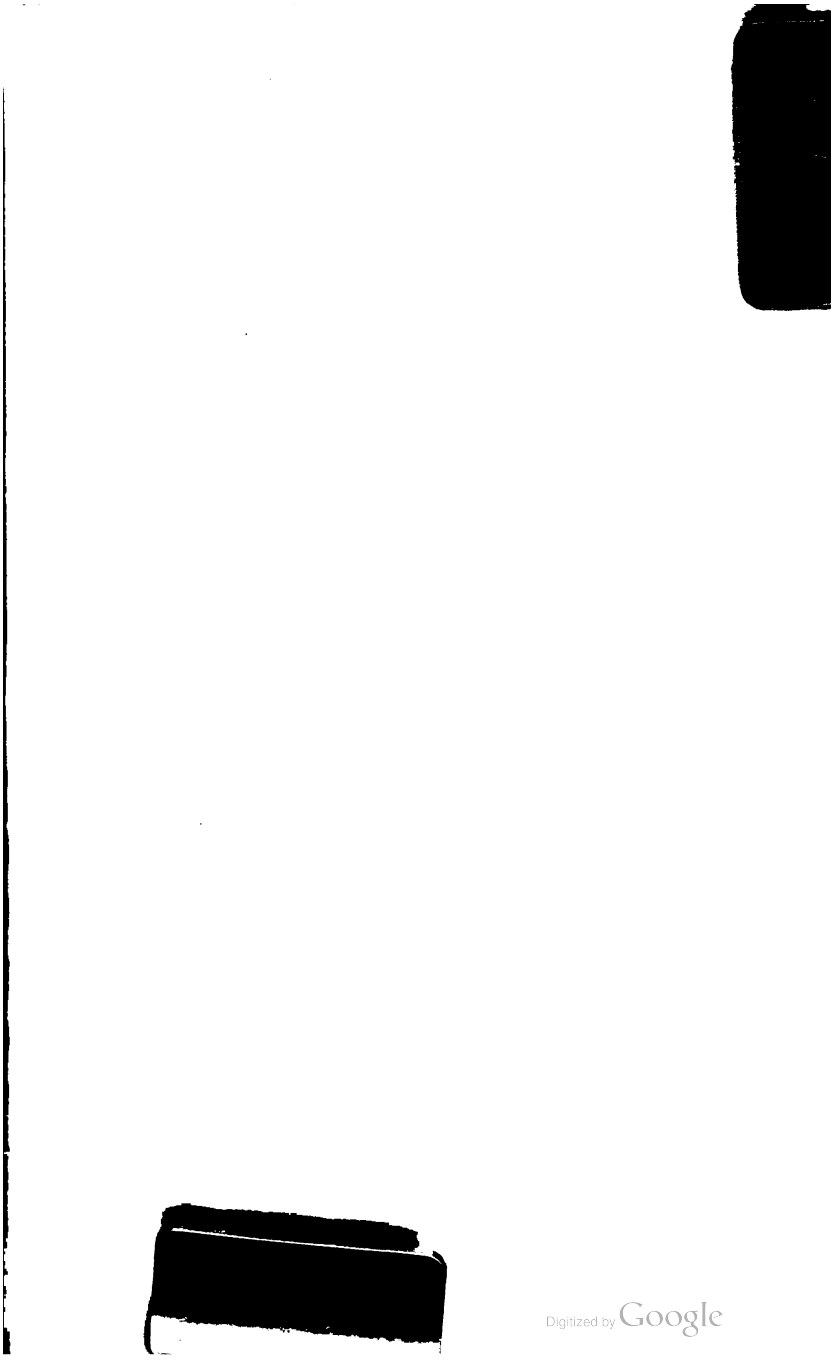
Digitized by Google

Digitized by Google

b89094736576

b89094736576a

Digitized by Google


Digitized by Google

B89094736576A

Digitized by Google